

JOHANNES HEINRICHS
Verlag

15,-

Zeitschrift
für die Geschichte
und Altertumskunde
Ermlands

Band **35**

der ganzen Folge Heft 96

1971

**Zeitschrift
für die Geschichte und
Altertumskunde Ermlands**

**Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e. V.
(Sitz Münster i. W.)
herausgegeben vom Vorstand des Vereins
in Verbindung mit dem Institut für ostdeutsche Kirchen-
und Kulturgeschichte (Bonn)**

**Band 35
der ganzen Folge Heft 96
1971**

ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

**Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland
44 Münster i. W., Ermlandweg 22**

Druck: A. Fromm, Druck- und Verlagshaus

Auslieferung für den Buchhandel durch den Verlag A. Fromm, Osnabrück

1971

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Eugen Brachvogel †

Geschichte des Kirchspiels Bischofstein. Hrsg. von Bernhard Maria Rosenberg und Aloys Sommerfeld	7—138
Historia parafii Bisztynek (Przedślowie)	138—140
The History of the Parish of Bischofstein (Preface)	140—141
Inhaltsübersicht	142

Aloys Sommerfeld

Das altpreußische Wort „pannean“ in ostpreußischen Flurnamen	143—149
Pruskie słowo „pannean“ we wschodniopruskich nazwach terenowych (Streszczenie)	149
The Old Prussian Word “pannean” in East Prussian Field Names (Summary)	149

Conradin Bonorand

Joachim Vadian und Johannes Dantiscus. Ein Beitrag zu den schweizerisch-polnischen Beziehungen im 16. Jahrhundert	150—167
Joachim Vadian i Jan Dantyszek. przyczynek do stosunków między Szwajcarią i Polską w wieku XVI (Streszczenie)	167—168
Joachim Vadian and Johannes Dantiscus. A Contribution on Swiss-Polish Relations during the 16th Century (Summary)	169—170

Werner Thimm

Nicolaus Copernicus Warmiae commissarius	171—178
Streszczenie	178
Summary	178—179

Werner Thimm

Die Ermlandkarte von Endersch (1755)	180—207
Mapa Warmii Enderscha z 1755 r. (Streszczenie)	208
The 1755 Map of Ermland by Endersch (Summary)	208

Anzeigen

Marian Gumowski, Handbuch der polnischen Siegelkunde (Rainer Kahsnitz)	209—215
Marzena Pollakówna, Kronika Plotra z Dusburga (Hans- Jürgen Karp)	215—218
Drei Inquisitionsverfahren aus dem Jahre 1425. Akten der Prozesse gegen die deutschen Hussiten Johannes Drändorf und Peter Turnau sowie gegen Drändorfs Diener Martin Borchard. Hrsg. von Hermann Heimpel (Anneliese Triller)	219—222
Christian Probst, Helfen und Heilen. Hospital, Firmarie und Arzt des Deutschen Ordens in Preußen bis 1525 (Anne- liese Triller)	222—224
Jan Obłąk, Katedra we Fromborku (Anneliese Triller) . .	224

Mitarbeiter dieses Bandes

- Pfarrer Dr. Conradin Bonorand, CH - 7131 Luven (Schweiz)
Dr. Rainer Kahsnitz, 85 Nürnberg 1, Kartäusergasse 1
(Germanisches Nationalmuseum)
Dr. Hans-Jürgen Karp, 53 Bonn 1, Rochusweg 48
Oberstudiendirektor i. R. dipl. oec. et pol. Bernhard Maria Rosenberg,
519 Stolberg, Wiesenstr. 77
Fachschulrat Aloys Sommerfeld, 7501 Busenbach, Kinderschulstr. 16
Werner Thimm, 4401 Laer über Münster, Franz-Rieping-Straße 15
Dr. Anneliese Triller, 53 Bonn 1, Lengsdorfer Straße 88

Geschichte des Kirchspiels Bischofstein

Von Eugen Brachvogel †

Herausgegeben von Bernhard-Maria Rosenberg und Aloys Sommerfeld

Neben den nahezu 500 Publikationen aus der Feder des am 26. Februar 1942 in Marienburg verstorbenen ermländischen Historikers Eugen Brachvogel¹⁾ sind einige Arbeiten dieses bedeutenden Heimat- und Copernicusforschers unveröffentlicht geblieben und dürften nach den Ereignissen des Jahres 1945 verlorengegangen sein. Nur ein einziges Manuskript Brachvogels ist erhalten. Es behandelt die Geschichte des Kirchspiels Bischofstein.

Eugen Brachvogel, am 8. Oktober 1882 in dem ermländischen Städtchen Bischofstein, Kreis Rößel, geboren, hat über die Geschichte seiner Heimatstadt zwölf Arbeiten veröffentlicht²⁾. Die umfangreichste und vielseitigste ist jedoch nie gedruckt worden. Von dem Manuskript hat der Verfasser einige Schreibmaschinenabschriften herstellen lassen, die er selbst als „Typoskripte“ bezeichnete. Er muß auch dem Pfarrarchiv der Sankt-Mathias-Kirche seiner Vaterstadt ein „Typoskript“ seiner Arbeit dediziert haben. In seiner Darstellung der Geschichte der Stadt Bischofstein im Deutschen Städtebuch³⁾ gibt er an, daß dort eine handschriftliche Ausfertigung seiner „Geschichte des Kirchspiels Bischofstein“ vorhanden sei.

Die anlässlich des Stadtjubiläums im Jahre 1935 beabsichtigte Drucklegung dieser Arbeit scheiterte an mangelnder Einsicht und Intrigen der kleinen Amtsträger der NSDAP, gegen die sich auch der furchtlose Bischofsteiner Verleger und Drucker Gustav Lange nicht durchsetzen konnte.

Das „Typoskript“ Brachvogels war 1960 im Pfarrarchiv Bischofstein nicht mehr vorhanden, wohl aber eine Abschrift von diesem „Typoskript“. Der vorliegende Druck stützt sich auf eine Abschrift von dieser Abschrift.

Sicher hätte Brachvogel seine Abhandlung vor der Drucklegung noch einer strengen Durchsicht unterzogen. Teilweise mutet das Manuskript wie eine Quellen- und Materialsammlung an, teilweise finden sich aber auch Passagen von sprachlicher Meisterschaft, die einen Kenner der Werke Brachvogels nicht in Erstaunen versetzen.

Der Text ist, wo es nötig war, gestrafft und stilistisch überarbeitet worden. Ergänzungen im Text und in den Literaturangaben sind kursiv gedruckt. Weggelassen wurden einige unvollständige Abschnitte sowie die Kapitel „Die prote-

¹⁾ Vgl. F. BUCHHOLZ, Eugen Brachvogel. Sein Lebensbild und Schriftenverzeichnis. In: ZGAE 28 (1943) S. 1-42.

²⁾ Ebd. S. 35 f.

³⁾ Deutsches Städtebuch. Hrsg. v. E. KEYSER. Bd. 1, Stuttgart 1938, S. 29 f.

stantische Gemeinde“, „Die jüdische Gemeinde“, „Die Pfarrkirchenschule“ und „Neue Chronik“⁴⁾).

Die Bedeutung der Arbeit Brachvogels hat bereits Victor Röhrich (1862 bis 1925)⁵⁾ gewürdigt. Am Ende des 10. und letzten Kapitels seines unvollendet gebliebenen Lebenswerkes, der Kolonisationsgeschichte des Ermlandes, wies er bei der Darstellung der Gründungs- u. Kolonisationsgeschichte der Stadt Bischofstein auf einige primäre Quellen, vor allem aber auf das Manuskript Brachvogels hin, „die im Bischöflichen Archiv zu Frauenburg und im Stadtarchiv zu Bischofstein liegende handschriftliche sehr ausführliche und gründliche Geschichte des Kirchspiels Bischofstein von Eugen Brachvogel, die alles erreichbare gedruckte und ungedruckte Quellenmaterial ausgiebig benutzt und verarbeitet und über alle die Bischofsteiner Kirchen betreffenden Fragen willkommenen Aufschluß gibt“⁶⁾. Der Druck der Arbeit Brachvogels erscheint heute – ungefähr ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung – deshalb gerechtfertigt, weil sie als reiche Materialsammlung inzwischen selber Quellenwert besitzt.

-
- 4) Die Geschichte der protestantischen Gemeinde in Bischofstein ist ausführlich behandelt in dem Werk von J. HASENSTEIN, Die Entstehung der evangelischen Gemeinden in Ermland, Königsberg 1918; eine Gesamtdarstellung des Schulwesens in der Stadt Bischofstein wird unter Benutzung weiterer Quellen in absehbarer Zeit erscheinen. Die im Abschnitt „Neue Chronik“ geschilderten Ereignisse des Kriegssommers 1914 sind umfangreicher geschildert durch den damaligen Propst von Bischofstein, Anton Tietz, in dem Sammelwerk von B. SCHWARK, Der Feind im Land. Berichte ermländischer Geistlicher über Ostpreußens Russenzeit 1914/15. Braunschweig 1915.
- 5) Vgl. F. BUCHHOLZ, Geheimrat Dr. Victor Röhrich. In: ZGAE 22 (1926) S. 280-307.
- 6) V. RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 21 (1923) S. 337, Anm. 1.

Abkürzungsverzeichnis

AM	Altpreußische Monatsschrift. Königsberg/Pr.
APB	Altpreußische Biographie. Bd. 1. Königsberg 1941. Bd. 2. Marburg 1967.
BAF	Bischöfliches Archiv Frauenburg. A Kuralakten. B Kirchenvisitationen und Beschreibungen. C Temporalien und Zivilverwaltung. E Urkunden und Dokumente.
Bibl. Warm.	Bibliotheca Warmiensis (= Mon. Hist. Warm. III. Abteilung).
CDW	Codex diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands. 4 Bde. (= Mon. Hist. Warm. 1. 2. 5. 9.). Braunsberg 1860. 1864. 1874. 1935.
Erml. Pbl.	Pastoralblatt für die Diözese Ermland. Braunsberg.
Lib. Civ.	Liber Civitatis im StA Bischofstein.
LThK	Lexikon für Theologie und Kirche. 10 Bde. 2. Aufl. Freiburg 1957-1965.
m. c.	missa cantata, gesungene hl. Messe.
m. l.	missa lecta, Lesemesse, stille hl. Messe.
Mon. Hist. Warm.	Monumenta Historiae Warmiensis. 13 Bde. Braunsberg 1860-1937.
PA	Pfarrarchiv Bischofstein.
RRBF	Rechnungs-Revisions-Bureau Frauenburg (enthielt u. a. alle Stiftungsakten).
SS Rer. Warm.	Scriptores rerum Warmiensium. 2 Bde. (= Mon. Hist. Warm. 3. 8.). Braunsberg 1866 und 1889.
StA	Stadtarchiv Bischofstein.
ZGAE	Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. 1 (1860) - 28 (1943) Mainz und Braunsberg. 29 (1960) - 34 (1970) Osnabrück.

Der Pfarrbezirk Das Stadtgebiet

Nach den langwierigen Kriegen des Deutschen Ordens mit den heidnischen Preußen und nach den wiederholten Einfällen der Litauer wagte sich der Zug der Siedlungswilligen endlich, fast hundert Jahre nach der Errichtung des Bistums Ermland, in den ermländischen Teil des Bartenlandes hinein. Sie begannen mit der Besiedlung von Klein- und Großbarten, auf deren Grenzscheide ein mächtiger Wald sich lagerte, der Lackmedien, der heutige Lackmühlenwald.

Der im Volksmund in Lackmühlwald veränderte Name setzt sich zusammen aus den altpreußischen Wörtern „lax“ (Feld) und „Madian“ (Wald)¹⁾. Fast gleichzeitig, in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts, drangen die Siedler von Heilsberg und Rößel her, entlang der alten, den Wald durchquerenden Verbindungsstraße der beiden Burgstädte vor, um von Heilsberg Kleinbarten und von Rößel her Großbarten zu besiedeln. Damals entstanden in Kleinbarten die Ortschaften Rehagen (1356), Kerwienen (1349), Schulen (1335), Senkitten (1335?)²⁾, und in der folgenden Zeit neben anderen Ortschaften Gerthen (1345), Strowangen (1346), Fürstenau (1355), Klackendorf (1358), Damerau (?), Landau (1378) und damit das Kirchspiel Bischofstein. Nur Konitten (1334) und Kiwitten (1308/1319) waren schon zwei Jahrzehnte früher entstanden.

Die Muttersiedlung von Bischofstein, das in älterer Zeit amtlich Schönfließ genannte, 66 kulmische Morgen umfassende Dorf Strowangen³⁾, wurde in ihrer Handfeste vom 21. November 1346⁴⁾ zum Sitz eines Pfarrers bestimmt. Die Verschreibungen aus dem Jahre 1358 nennen als Grenzen von Bischofstein bzw. des damaligen Strowangen Gerthen sowie die Baysenschen Güter (Fürstenau, nicht aber Wuslack und Schulen; die angrenzenden Dörfer Landau und Damerau sind erst später angelegt worden).

Als neben dieser Dorfgemarkung eine städtische Siedlung zu Kulmischem Recht unter dem gemeinsamen Namen „Bischofstein“ angelegt werden sollte, wurde ein vier Hufen großes Gebiet zu Bauplätzen und Gartenland vermessen und in der Stadthandfeste vom 30. April 1385⁵⁾ verbrieft. Dreißig Hufen im Dorf Damerau, die in dieser von Bischof Heinrich Sorbom ausgestellten Handfeste zu der städtischen Gemar-

1) A. KOLBERG, Über Damerau und Wangus. In: ZGAE 5 (1874) S. 250.

2) A. KOLBERG, Die Heerfahrt der Litthauer gegen das Ermland und die Heilige Linde. In: ZGAE 5 (1874) S. 142 ff. und V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 19 (1916) S. 254 f.

3) Das altpreußische Wort „wangus“ bedeutet „gewundene Talschlucht“. Vgl. A. KOLBERG, Über Damerau und Wangus, S. 261.

4) CDW II, Nr. 73, S. 74 f.

5) CDW III, Nr. 184, S. 149 f.

kung als sog. Stadtfreiheit zugeteilt wurden, gingen jedoch unter dem nächsten Bischof und Landesherrn Heinrich IV. (1401—1415) aus unbekanntem Gründen wieder verloren. Der Bischof beschuldigte nämlich die Stadt, die von ihr einverleibte Gemeinde Strowangen (die gerichtliche Vorladung nennt irrtümlich 50 statt 60 Hufen), die Frondienstleistungen des Dorfes und die vier Hufen Bau- und Gartenland sich widerrechtlich angeeignet zu haben. Die Stadtverwaltung mußte sich vor dem Bischof von Samland, Heinrich von Seefeld, als dem vom Papst bestellten Konservator der ermländischen Kirche, wegen der widerrechtlich in Besitz genommenen und dem ermländischen Bischof entzogenen Besitzungen und Rechte verantworten, wie aus einem Vorladungsschreiben vom 20. März 1406 ersichtlich ist ⁶⁾.

Da die Stadt Bischofstein aber nichts anderes für sich in Anspruch genommen hatte, als was ihr nach der Handfeste des Jahres 1385 und nach allgemeiner Übung zustand, beruhte die Anklage wohl nur auf einer grundsätzlichen Stellungnahme des Bischofs Heinrich IV. gegen bisherige Gepflogenheiten von Übergriffen in die Gerechtsame des ermländischen Bischofsstuhles. So dürfen wir uns wohl die Anklage gegen die Bischofsteiner erklären ⁷⁾. Die Stadt Bischofstein, zur Herausgabe des bestrittenen Besitzes und Unterlassung der angewandten Rechte verurteilt, schien damit der völligen Auflösung preisgegeben zu sein. Doch erhielt sie durch einen neuen, freien Akt landesherrlicher Verleihung die vier Hufen Gelände zurück, jedoch nicht mehr ⁸⁾.

Ein erst im Jahre 1580 erfolgter Versuch der Stadt Bischofstein, die 30 Hufen Landes von Damerau unter Berufung auf die Handfeste aus dem Jahre 1385 wiederzuerlangen, war vergeblich. Unter Zugrundelegung der Bestimmungen der erneuerten Handfeste vom 5. März 1481 ⁹⁾, in der die 30 Hufen in keiner Weise erwähnt sind, wurde der Anspruch der Stadt Bischofstein am 19. Mai 1580 abgelehnt ¹⁰⁾. Das der Stadt Bischofstein durch Bischof Sorbom am 11. September 1400 verliehene Gebiet von zwölf Hufen im Lackmühlwald dagegen ist ihr als dauernder Besitz verblieben ¹¹⁾. In der Folgezeit blieb für den Umfang des Stadtgebietes die von dem Bischof Franz Kuhschmalz (1424—1457) unter dem 26. Dezember 1448 erneuerte Handfeste maßgebend, die den bisherigen städtischen Besitzstand zusammenfaßte und bestätigte ¹²⁾.

Inzwischen hatte sich der Anteil der Stadt am Gebiet des Lackmühlwaldes verdoppelt. Der ältere, zwölf Hufen große Waldanteil grenzte an die Stadtfreiheit, an den landesherrlichen Waldbezirk Lack-

⁶⁾ CDW III, Nr. 421, S. 414 ff.

⁷⁾ Vgl. F. FLEISCHER, Bischof Heinrich IV. Heilsberg von Vogelsang. In: ZGAE 12 (1899) S. 22 ff.

⁸⁾ BAF: C 3, fol. 22.

⁹⁾ BAF: C 3, fol. 496.

¹⁰⁾ BAF: A 3, fol. 502.

¹¹⁾ CDW III, Nr. 354, S. 320 f.

¹²⁾ BAF: C 3, fol. 22.

medien, an den öffentlichen Weg nach Rößel, die Gemarkung des Dorfes Linglack und an den Waldanteil des Dorfes Plössen. Das jüngere, gleich große Waldstück grenzte an die oben genannten zwölf Waldhufen, an die Stadtfreiheit, den landesherrlichen Waldanteil und an den Waldbesitz des Dorfes Wuslack und wurde von dem öffentlichen Weg nach Rößel durchschnitten¹³⁾. Außer diesem Waldanteil im Lackmühlwald war im Jahre 1426 ein Areal von 16 kulmischen Hufen in dem nach Lautern zu gelegenen Forst, dem heutigen „Trockenen Wald“, hinzugekommen. Dieses Waldstück gehörte nach der ursprünglichen, durch Bischof Franz am 8. Februar 1426 erfolgten Verleihung¹⁴⁾ wie nach der Handfeste aus dem Jahre 1481¹⁵⁾ der Stadt und dem Dorf Strowangen, die sich entgegen der Absicht des Stadtgründers sehr bald in zwei verschiedene Bezirke teilten. Der Gegensatz zwischen der Stadt und den Hufenbesitzern von Strowangen dürfte vor allem in der Verpflichtung der altansässigen Dorfbauern zum Scharwerk für die jüngere Stadt beruht haben, und die Klage der Hufner wird sicher dem Bischof Heinrich IV. Anlaß zu einem gerichtlichen Vorgehen gegen die Stadt gegeben haben. Der Richterspruch, der das Dorf von diesen Verpflichtungen befreite und die in ihrem Bestand gefährdete Stadt der Gnade des Landesherrn überließ, hatte sicher die Verselbständigung Strowangens zum Ziele gehabt. Die Handfeste aus dem Jahre 1448 trug dieser Trennung insofern Rechnung, als sie den Umfang des städtischen Waldgebietes auf nur 32 Hufen festsetzte, wohl aber gemeinschaftliche Weiderechte auf Stadt- und Dorfgelände einräumte. Dies geschah in der Absicht, damit auf Festigung der Eintracht zwischen Stadt- und Dorfbewohnern hinzuwirken. Die Vermessung des sog. „Trockenen Waldes“ erfolgte im Jahre 1585¹⁶⁾, wobei Bischofstein 16 Hufen zugewiesen bekam. Diese bildeten die Form eines schiefwinkligen Vierecks und grenzten im Osten an die Waldanteile von Heinrichsdorf und Schönwalde, im Süden an die Gemarkung des Dorfes Lautern, im Westen an den Wald von Begnitten und Thegsten, den Wald von Gerthen und die Gemarkung von Landau und im Norden an die Gemarkung von Klackendorf.

Die preußische Bestandsaufnahme im Jahre 1772¹⁷⁾ spricht schlecht-hin von 16 Hufen städtischen Waldes, während die am 20. November 1835 durch das Königliche Land- und Stadtgericht zu Bischofstein vor-

¹³⁾ Nach der Karte des Lackmedienwaldes aus dem Jahre 1580 (BAF: A 4, fol. 40) grenzten diese 24 Waldhufen im Osten an das acht Hufen große Waldstück von Plößen, im Westen und nach Süden hin an den neun Hufen großen Waldplan von Wuslack, an die zwei Hufen des Dorfes Tollnigk und die zwei Hufen des Dorfes Trautenau, welche die Gemarkung von Klackendorf und Damerau berührten.

¹⁴⁾ CDW IV, Nr. 26, S. 24.

¹⁵⁾ BAF: C 3, fol. 496.

¹⁶⁾ BAF: A 4, fol. 377.

¹⁷⁾ A. KOLBERG, Zur Verfassung Ermlands, S. 700.

genommene Berichtigung des städtischen Waldbesitzes nach Maßgabe der Handfeste aus dem Jahre 1481 32 Hufen nennt. Für die Landesverwaltung hat spätestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Unterschied in der Feldmark zwischen Stadt- und Dorfgelände aufgehört. Heute¹⁸⁾ beträgt der städtische Anteil am Trockenem Wald insgesamt 238,726 ha, am Lackmühlenwald 225,586 ha. Damit hat sich der letztgenannte um fast zehn Hufen vermindert. Die Vermessung im Jahre 1566¹⁹⁾ rechnete zum städtischen Grundbesitz die 66 Hufen große Dorfmark Strowangen als sog. „Hufenschlag“, die vier Hufen Stadtfreiheit und die 24 Hufen Wald. Der außerhalb der zusammenhängenden Gemarkung liegende städtische Anteil am Trockenem Wald kam für die damalige Vermessung nicht in Frage. Ein hierbei festgestelltes Übermaß von 13 Hufen und ein Hausbauplatz mit Garten in der üblichen Größe von drei Morgen - ein von der Stadt Bischofstein tatsächlich schon lange benutztes Landstück - wurden einem ehemals in der Stadt gelegenen bischöflichen Hause²⁰⁾ gerichtlich zuerkannt und mußten angesichts dieser Rechtslage durch die Stadt im Wege des Ankaufs von der bischöflichen Landesherrschaft erworben werden²¹⁾. Diese 13 Hufen im südöstlichen Stadtfelde reichten von der Stadtmauer bis an den Trautenauer Wald (nach der Karte von Lackmedien aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert ist das ein zwei Hufen großes westliches Stück dieses Waldes) und an den Klackendorfer Richtsteig. Näher lassen sich die in der oben genannten Urkunde bezeichneten Grenzen nicht feststellen. Die drei Morgen wurden im Jahre 1614 als Hausstättenanteil des Pfarrers gerechnet²²⁾.

Die Grenzen dieser 13 Hufen und der drei Morgen des Gerichtshofes wurden damals in folgender Weise bezeichnet: „Erster Eckstein hinter dem Hause des Michael Parschau, von da durch den Teich geradezu bis an den Eckstein, der da scheidet die Stadtfreiheit, den Wald und den Kranzwinkel, dann geradezu bis an den Stein, der Klackendorf und den Trautener Wald scheidet, dann die dritte Grenze bis an den Klackendorfer Richtsteig, zur Stadtfreiheit geradezu bis auf den ersten Eckstein, der hinter Parschhaus an der Eckmauer steht²³⁾.“ Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden nur 62 Hufen Ackerland einschließlich der sechs Pfarrhufen gerechnet. Im Jahre 1556 vermerkte

¹⁸⁾ Zur Zeit der Abfassung dieser Arbeit, um das Jahr 1920.

¹⁹⁾ BAF: C 3, fol. 499.

²⁰⁾ Das im Jahre 1429 und in der Ausfertigung der Handfeste aus dem Jahre 1448 zuerst erwähnte bischöfliche Haus diente in Ermangelung einer Burg dem Bischof als Absteigequartier (so stellte Bischof Franz dort das Privileg für die Badestube aus, BAF: C 3, fol. 30) und dem bischöflichen Vogt oder Kommissar zur Rechtsprechung in den Fällen der höheren Gerichtsbarkeit, daher Gerichtshof genannt. Der daran erinnernde Stadtteil heißt heute noch Richtigthof.

²¹⁾ BAF: C 3, fol. 499.

²²⁾ BAF: A 10, fol. 326.

²³⁾ BAF: C 1, VII, 1566.

eine brandenburgische Kommission eine ungewisse Anzahl von Stadthufen und 54 Hufen des Dorfes Strowangen²⁴⁾. Dagegen stellte die preußische Kommission im Jahre 1772 genau 77 Hufen und drei Morgen Stadtfeld fest²⁵⁾. Diese Hufenzahl wird durch die Liste der Pfarrzehnten aus dem Jahre 1746 und einen Visitationsbericht aus der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts bestätigt und erklärt. Von der ursprünglichen Feldmark von 60 Hufen sind nur 58 nachweisbar, dazu die 13 Hufen und drei Morgen aus dem Ankauf im Jahre 1566, der sog. Klantenacker, und die sechs Pfarrhufen.

Außerhalb des städtischen Geländes besaß Bischofstein seit alters her ein dreieckiges Waldstück zwischen seinen Grenzen und denen von Schönwalde und Linglack. Diesen Besitz behauptete die Stadt im Jahre 1583 gegen die Ansprüche der anliegenden Hufenbesitzer, die die Nutzung des Baumbestandes und der zum sogenannten Eichenwalde gehörigen Bullenwiesen²⁷⁾ beanspruchten, auch in den Jahren 1731 und 1736 erfolgreich gegen Schönwalde²⁸⁾.

Die Landgemeinden des Kirchspiels

Von den benachbarten Siedlungen gehörte das unter Bischof Johannes II. Stryprock (1355—1373) nach dem Jahre 1360 entstandene 30 Hufen umfassende Dorf Damerau²⁹⁾ erst seit dem Jahre 1585 zur Pfarrei Bischofstein. Es wurde am 22. September dieses Jahres als Ersatz für das ebenfalls 30 Hufen große Dorf Landau vom Kirchspiel Glockstein abgezweigt³⁰⁾. Das ehemals zur Pfarrei Bischofstein gehörende Landau wurde der näher gelegenen, im Jahre 1585 neu erbauten Kirche in Prositten³¹⁾ eingepfarrt. Wie Landau, so hatte auch das ihm benachbarte Fürstenau ehemals zum Kirchspiel Bischofstein gehört, wie

²⁴⁾ A. KOLBERG, Summarisches Verzeichniß des Fürstenthums Ermland von 1656. In: ZGAE 7 (1880) S. 285.

²⁵⁾ A. KOLBERG, Zur Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preußische Herrschaft im Jahre 1772. In: ZGAE 10 (1893) S. 701.

²⁷⁾ BAF: A 4, fol. 197.

²⁸⁾ Nach alten Vereinbarungen zwischen Bischofstein und Schönwalde, das den 2,5 Hufen großen Zipfel im Südosten des Trockenen Waldes neben dem Bischofsteiner Anteil besaß, sollten die Weiden im Trockenen Walde und im Eichenwalde gemeinsam den Grenznachbarn dienen. Der Magistrat der Stadt Bischofstein sah sich am 6. Juni 1731 genötigt, gegen Schönwalde auf dem Klagewege vorzugehen, weil das Dorf sich im Laufe der Zeit auch Grund und Boden und die Holznutzung des Eichwaldes angeeignet hatte. Vgl. Ratsakten der Stadt Bischofstein.

²⁹⁾ CDW II, Nr. 306, S. 322, Anm. 3.

³⁰⁾ Glockstein hatte bereits in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts seine Handfeste erhalten. Vgl. V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 19 (1916) S. 275.

³¹⁾ Das ehemals mit der Kirche in Kiwitten vereinigte Prositten wurde nach dem Neubau des Gotteshauses eigene Pfarrei. Vgl. V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 20 (1919) S. 189.

aus einer Eintragung vom 8. Februar 1553 ersichtlich ist³²⁾. Ohne einen Ausgleich ging es zur Amtszeit des Bischofs Martin Kromer (1579 bis 1589) an das neu gebildete Kirchspiel Prositten über³³⁾. Desgleichen gehörte das Dorf Klackendorf, das im Jahre 1358 dem Ritter von Hohenberg verliehen worden war, zum Kirchspiel Bischofstein³⁴⁾.

Dieses größte zum Kirchspiel gehörende Dorf bildete ein gleichseitiges Viereck zwischen der städtischen Feldmark und dem städtischen Trockenen Walde von Norden nach Süden zu, berührte mit der Nord-ecke den zwei Hufen großen Waldanteil von Trautenau im Lackmedier Wald, erreichte in gradliniger Grenze mit Damerau im Osten den Trok-kenen Wald, zunächst die Schmalseite des zwei Hufen großen Bisch-dorfer Waldplanes und dann den städtischen Wald. Der übrige geknickte Teil der Grenze verlief entlang der Gemarkung Landau, die westliche an der Grenze nach Gerthen. Diese Form zeigt Klackendorf bei der amt-lichen Vermessung im Jahre 1588. Im Jahre 1505 wurde das Dorf dem Landvogt Georg von Troschki³⁵⁾ mit dem Recht der männlichen Erb-folge verliehen. Nach seinem Tode folgten als Besitzer sein Sohn Georg, der drei Söhne, Georg, Christoph und Ludwig, hinterließ. Christoph, Landvogt und Präfekt des Kammeramtes Seeburg, fand seine Brüder finanziell ab und gelangte dadurch in den Alleinbesitz des Gutes. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, erwirkte er am 1. September 1581 von Bischof Kromer das Privileg, daß Klackendorf auf die Söhne seines Bruders Georg mit dem Recht der Nachfolge in gerader Linie über-ging³⁶⁾.

Aus einem Prozeß wegen der Klackendorfer Dezempfficht aus dem Jahre 1716 geht hervor, daß die Brüder Johann, Jacob und Casimir von Troschki je 30 Hufen besessen haben^{36a)}. Das Gut des letztge-nannten von Troschki, heute Klackendorf, Anteil B, gelangte im Jahre 1718 in den Besitz der Familie von Helden-Gąsiorowski. Andreas Gąsiorowski erhielt am 21. April 1718 von Bischof Theodor Potocki (1717—1723) das Privileg der Erbfolge für die direkten männlichen Nachfolger, das jedoch am 24. August 1725 durch Bischof Christoph Szembek (1724—1740) zugunsten des bischöflichen Tisches eine Ein-schränkung erfuhr. Durch einen Erbvergleich vom 18. September 1763 traten die drei älteren, dem geistlichen Stande angehörigen Söhne des Andreas, nämlich Johann, Andreas und Michael, und deren Schwester Eleonore die Familiengüter an ihre drei jüngeren Brüder Anton, August und Joseph ab. Ihr Bruder Franz war inzwischen verstorben. Besitzer von Klackendorf wurde August. Dieser wiederum verfügte in seinem Testament vom 1. Juli 1737, daß das Gut seinem Bruder Joseph ver-

³²⁾ BAF: A 4, fol. 182.

³³⁾ BAF: B 5, fol. 100 ff.

³⁴⁾ CDW II, Nr. 268, S. 268.

³⁵⁾ Vgl. AprB II, S. 764.

³⁶⁾ BAF: Ohne nähere Angaben.

^{36a)} BAF: E, Nr. 19.

liehen werden sollte. Zuletzt gehörte das Gut Emil-Wilhelm von Helden-Gasiorowski³⁷⁾. Innerhalb der Klackendorfer Feldmark lag an seiner westlichen Grenze das erstmalig gegen Ende des 16. Jahrhunderts genannte Wassermühlenwerk *Strauchmühl*³⁸⁾, ein schon lange vor dem 17. Jahrhundert urbar gemachtes Gut, das zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Hufe groß war³⁹⁾.

Heute unterscheidet man Klackendorf A mit rund 106 ha, dann das Gut Birkenau (Klackendorf Nr. 140) mit rund 114 ha, das im Jahr 1851 durch Auseinandersetzung der Gutsherrschaft mit den bäuerlichen Besitzern entstand⁴⁰⁾, Klackendorf B mit rund 61 ha, Klackendorf C mit rund 138 ha, *Strauchmühl* und das Dorf Klackendorf⁴¹⁾.

³⁷⁾ Das Gut Klackendorf B gehörte in den Jahren 1845 bis 1862 einer Familie Sahn, 1862 bis 1877 Johannes Sahn und seiner Ehefrau Josephine, geb. Langhanki, bis zum Jahre 1901 Frau Josephine, verw. Sahn, und ihrem Ehemann Anton Hoppe, seit dem Jahre 1901 Johann Sahn bzw. dessen Witwe. - Gut Klackendorf C war bis zum Jahre 1766 Eigentum der Familie von Troschki, dann bis zum Jahre 1834 der Familie von Carnevalli (vgl. J. GALLANDI, *Vasallenfamilien des Ermlands und ihre Wappen*. In: ZGAE 19, 1916, S. 578 und S. 541). Wilhelm Joseph Kahsnitz und Ehefrau Magdalena, geb. Krause, waren Eigentümer bis zum Jahre 1858, Witwe Magdalena Kahsnitz bis zum Jahre 1881, bis zum Jahre 1901 Anton Kahsnitz und Ehefrau Rosa, geb. Fox, in den Jahren 1901 bis 1929 Joseph Krause, 1929 bis 1935 *Geschwister Krause unter Vormundschaft ihrer Mutter, der Witwe Krause, seit 1935 Siegfried Hoppe und Ehefrau Stephanie, geb. Krause*.

³⁸⁾ *Strauchmühl* ist auf der Grenzkarte von Klackendorf aus dem Jahre 1585 verzeichnet (BAF: A 4, fol. 376).

³⁹⁾ Nach Angaben des Bischofsteiner Pfarrers im Dezemprozeß des Jahres 1716 war *Strauchmühl* bis zum Jahre 1713 von einem Bauern bewohnt gewesen (?) und wurde dann durch Johann Jacob von Troschki, an dessen Gutsgrenze es lag, weitgehend urbar gemacht und als Übermaß zu seinen dreißig Gutshufen genutzt (BAF: Ee, fol. 19). Im Jahre 1776 ging es mitsamt dem Gute derer von Troschki in den Besitz der Familie von Carnevalli über und verblieb deren Eigentum auch nach Aufgabe des Besitzes von Klackendorf. Im Jahre 1772 erfolgte ein Abkommen zwischen Joseph von Carnevalli, dem Burggrafen von Seeburg, und seinen Söhnen Stanislaus, Johann, Andreas und Casimir (BAF: Acta Curiae 1770 bis 1774, fol. 72). Bis zum Jahre 1870 gehörte das Gut Carl Parschau und seiner Ehefrau Josefine, geb. von Carnevalli, vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1896 der verwitweten Josefine Parschau, vom Jahre 1896 bis 1910 Amalie Parschau, verheiratet mit Albert Wichmann, seit dem Jahre 1910 Anton Austen.

⁴⁰⁾ Die Auseinandersetzung erfolgte gemäß einer Bestimmung des Ediktes vom 14. September 1811 am 17. März 1851. Der Besitztitel wurde im Jahre 1853 auf Johann Kretschmann berichtigt. Birkenau gehörte 1853 bis 1856 Johann Kretschmann und seiner Ehefrau Magdalena, geb. Kranich, in den Jahren 1856 bis 1895 deren Sohn August und dessen Ehefrau Juliana, geb. Boenig, verw. Rittel, von 1895 bis 1902 August Kretschmann, 1902 bis 1939 *Franz Hoppe, seit dem Jahre 1939 dem Sohne Walter Hoppe*.

⁴¹⁾ Von den 60 Hufen von Klackendorf waren um die Mitte des 17. Jahrhunderts zwölf Hufen in Gutsnutzung, die übrigen 48 gegen Scharwerk und Abgaben an die Bauern verpachtet. Im Jahre 1772 berechnete man

Südwestlich von Strowangen zog sich das altpreußische Feld Gertlauken hin. Das in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts auf diesem Felde entstandene Gut wurde zuerst Gertlauken genannt, später ausschließlich *Senkitten*⁴²⁾, seit dem Jahre 1810 Adlig Senkitten⁴³⁾. Es war seit dem Jahre 1484 Eigentum der Vikarie zum hl. Georg bei der Schloßkapelle in Heilsberg und ging im Jahre 1792 durch Erbpachtung in Einzelbesitz über⁴⁴⁾. Es umfaßte nach der Verleihungsurkunde zehn kulmische Hufen. Heute mißt Adelig Senkitten 160 ha oder 9,5 Hufen. Den südlichen Bereich des Kirchspielbezirks nimmt das Dorf Huhnsfeld ein, das wahrscheinlich im Jahre 1345 seine Handfeste erhalten hat und

dagegen 13 Guts- und 47 Bauernhufen. Ende des 18. Jahrhunderts waren die drei Güter unter Stanislaus von Carnevalli zu einem Gut vereinigt, das 16 Hufen ausmachte, so daß 44 Bauernhufen vorhanden waren (Visitationsakten aus dem Jahre 1791).

- 42) Über die Geschichte der Siedlung und den Besitzwechsel von Senkitten bis zum Jahre 1772 vgl. V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 18 (1913) S. 292 f.
- 43) Bei Anlegung des Hypothekenbuches für Senkitten im Jahre 1809 begründeten der damalige Besitzer Althoff und sein Vorbesitzer Wattmann ihre Überzeugung von der adeligen Eigenschaft des Gutes mit der Behauptung, Senkitten sei ursprünglich zu adeligen Rechten verliehen worden, und der Heilsberger Schloßpropst Cajetan von Łączyński (1770 bis 1837, vgl. APB I, S. 378) gab vor dem Landvogteigericht zu Heilsberg die Erklärung ab, die adelige Qualität des Gutes beruhe darin, daß es einst als geistliche Stiftung verliehen worden sei. Das Landvogteigericht maß diesen Erklärungen keine hinreichende Beweiskraft bei, zumal Senkitten in den Revisionsverzeichnissen der ermländischen Privilegien der Jahre 1701 und 1767 unter den Bauerndörfern aufgeführt war, um so mehr jedoch der Freiheit des Gutes von der Verpflichtung zu Fouragelieferungen und von der Jurisdiktion des Domänenamtes. Die Befreiung von Fouragelieferungen und von Leistungen für den Festungsbau in Graudenz hatte Senkitten auf ein Gesuch des Schloßpropstes von Drożyłowski (der in ZGAE 18, 1913, S. 193 genannte Name ‚Drosolowsky‘ ist demnach entsprechend zu ändern!) aus Heilsberg vom 16. Februar 1777 hin durch eine Formalresolution der Ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer vom 21. März 1777 als geistliches Gut erlangt. Nur die von jeher wenigstens grundsätzlich bestehende Patrimonialgerichtsbarkeit über die Gutseinwohner (vgl. dazu ZGAE 18, 1913, S. 292, Anm. 2), die unter preußischer Verwaltung allgemein durch einen vom Gute zu besoldenden Justitiar zu erfolgen hatte, war Senkitten mit den adeligen Gütern gemeinsam, doch war schon lange davor von den höchsten Landeskollegien entschieden worden, daß die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit kein Kennzeichen für ein adeliges Gut im Ermland wäre. Maßgebend war allein die Benennung Senkittens als adeliges Grundstück in dem „Verzeichnis der adeligen Ortschaften des Kreises Heilsberg“, das bei der Regierung in Königsberg aufbewahrt wird, sowie in der „Tabelle der adeligen Güter im Ermland“ aus dem Jahre 1772. Deshalb erklärte sich das Königlich Preußische Oberlandesgericht in Königsberg auf Anfrage am 11. Mai 1810 für die adelige Eigenschaft des Gutes (vgl. dazu: Hypothekenbuch von Senkitten, beginnend mit dem 11. November 1808, beim Amtsgericht in Bischofstein).
- 44) Nach dem Jahre 1623 wurde das Gut von den Bauern des Dorfes Schulen bewirtschaftet (ZGAE 18, 1913, S. 293), seit 1781 von dem Einzelpächter Joseph Buchholz, in den Jahren 1792 bis 1800 von Joseph Buchholz und

später mit seinem altpreußischen Namen Gertlauken (Huhnsfeld, Hühnerfeld) oder Gerthen genannt wurde. Nach der Handfeste umfaßte das Dorf 30 kulmische Hufen, dazu ein im Jahre 1452 festgestelltes Übermaß von 17 Morgen ⁴⁵⁾ und seit unbekannter Zeit einen drei Hufen großen Plan im Trockenen Wald, der am 5. September 1585 neu vermessen, am 19. März 1586 als Besitz des Dorfes bestätigt und am 14. Februar 1688 neu verbrieft wurde ⁴⁶⁾. Heute mißt die Gemarkung von Gerthen wieder nur knapp 30 Hufen, genauer ausgedrückt 507,40 ha ⁴⁷⁾.

In neuerer Zeit werden zum Kirchspiel Bischofstein außerdem die beiden Forstämter der Stadt, im Trockenen Walde und am Lackmühlwald, und die Waldwarthäuser von Plößen und von Wuslack gezählt ⁴⁸⁾.

Die außerhalb der städtischen Umwehrung liegenden Siedlungen, die sog. „Vorstadt“ oder das ehemalige Dorf Strowangen, die am jenseitigen Ufer des Stadtteiches neben der Straße nach Klackendorf errichtete Siedlung „Ziegelberg“, die mit ihrem Namen an die Stelle der einstigen städtischen Ziegelei erinnert, der vom Heilsberger Tor aufsteigende „Lämmerberg“ ⁴⁹⁾ und die östlich am Weg nach Rößel gegründete „Neusorge“ feiern noch heute zum Teil eigene „Gelobte Tage“ ohne Beteiligung der anderen Stadtgemeinde ⁵⁰⁾. Nach dem ältesten, um das Jahr 1500 abgefaßten Verzeichnis des Dekanates gehört die Pfarrei

seiner Ehefrau Gertrud, geb. Schenk, 1800 bis 1805 von deren Sohn Johann und dessen Ehefrau Apollonia, geb. Radki, 1805 bis 1808 von Justizbürgermeister Wattmann aus Bischofstein und seiner Ehefrau Johanna, geb. von Manstein, 1808 bis 1812 von Hauptmann a. D. Carl Albert von Althoff und dessen Ehefrau Anna Louise, geb. Mittwede. Pfarrer Laurentius Krause in Kiwitten gehörte Senkitten in den Jahren 1817 bis 1831, von 1831 bis 1859 Joseph Krüger und dessen Ehefrau Magdalena, geb. Krause, einer Verwandten des Vorbesitzers, 1859 bis 1895 Joseph Krüger und dessen Ehefrau Johanna, geb. Kluth, 1895 bis 1913 Maria Hoenig, geb. Krüger. Seit 1913 war Hugo Hoenig und zuletzt sein Sohn Ernst Besitzer von Senkitten. *Die Polen haben Senkitten eingeschert, nur die Insthäuser sind erhalten geblieben.*

⁴⁵⁾ V. RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermland. In: ZGAE 20 (1919) S. 173 f.
⁴⁶⁾ Bei der Vermessung im Jahre 1585 (BAF: A 4, fol. 379) konnte die Dorfschaft kein Privileg über den Waldbesitz vorlegen. Den geforderten nachträglichen Beweis hat sie entweder erbracht oder es ist ihr durch das Privileg vom 19. März 1586 der fragliche Besitz anerkannt worden. Um eine ursprüngliche Verleihung, wie sie in ZGAE 20 (1919) S. 174 angenommen wird, handelt es sich bei dem Privileg aus dem Jahre 1586 nicht. In dem erneuten Privileg aus dem Jahre 1688 (BAF: A 16, fol. 1569) werden die im Jahre 1585 angegebenen Grenzen wie folgt festgelegt: Östlich des Bischofsteiner, südlich des Begnitter und Thegster Anteils am Trockenen Walde, westlich des Dorfes Fürstenau und nördlich des Dorfes Landau.

⁴⁷⁾ Vgl. ZGAE 20 (1919) S. 174.

⁴⁸⁾ BAF: B 53.

⁴⁹⁾ Die Vorstädte Ziegelberg und Lämmerberg werden nebst Strowangen, der ‚Vorstadt‘, zuerst im 18. Jahrhundert genannt (die einschlägigen Visitationsakten im BAF, ohne Bezeichnung, sind nicht datiert).

⁵⁰⁾ Vgl. dazu S. 124.

Bischofstein zum Dekanat Seeburg, das die westlichen Teile des Kreises Rößel und die östlichen Teile der Kreise Allenstein und Heilsberg umfaßte ⁵¹⁾. Diese Einteilung blieb bestehen, bis die Pfarrbezirke am 27. Januar 1611 dem Dekanate Heilsberg zugeteilt wurden ⁵²⁾. Am 1. Januar 1831 erfolgte eine Neugliederung der Dekanate, um sie den inzwischen neu gebildeten landrätlichen Kreisen anzupassen. Die Pfarrei Bischofstein gehörte fortan zum Dekanat Rößel ⁵³⁾.

Im Jahre 1878 erst wurde durch den Bau einer Landstraße von Bischofstein nach Rößel, dem Sitz des zuständigen Erzpriesters, der bis dahin zeitweise fast unmögliche Fuhrverkehr mit der Dekanatsstadt erleichtert ⁵⁴⁾.

⁵¹⁾ SS Rer. Warm. I, S. 386, 397, 434.

⁵²⁾ BAF: Visitationsakten des Jahres 1716.

⁵³⁾ BAF: Dekanatsverfassung D 21.

⁵⁴⁾ Bis dahin war der Weg von Bischofstein nach Rößel an vielen Tagen schlechthin unbefahrbar, an anderen Tagen für Wagen und Pferde gefährlich. Nur bei hartem Frost und nach längerer Trockenheit konnte der Erzpriester diesen Weg benutzen. Im Notfall mußte der 16 Meilen lange Umweg über Bartenstein genommen werden (Bericht des Erzpriesters in Rößel vom 28. Januar 1866 im BAF: B 30), von wo seit dem Jahre 1838 eine Chaussee über Bischofstein nach Bischofsburg führte.

Die Pfarr- und Wallfahrtskirche zum hl. Mathias

Die ältere Zeit

Zum Mittelpunkt der städtischen Baufläche hatte der beauftragte Landmesser jene Erhebung des Bodens gewählt, die sich in einem Bogen von Osten nach Südwesten ziemlich steil zu einem Teichbecken hin senkt, im Westen an eine Hügelkette stößt und im Nordwesten sich leicht zu der ehemaligen Siedlung Strowangen neigt. Der nach zahlreichen Mustern des östlichen Siedlungslandes ¹⁾ entworfene, nahezu viereckige Stadtplan paßte sich dem Gelände an. Die bereits unter Bischof Sorbom ²⁾ errichtete Umwehrung der Stadt, die wenigstens teilweise im Laufe der Zeit massiv aufgebaut worden war, verlief vom Rößeler Tor in der Rößeler Straße neben dem noch heute erhaltenen Torwärterhäuschen - im Volksmunde „Schillerhäuschen“ genannt ³⁾ - weiter entlang dem Teichufer bis zu dessen Südecke, dann parallel der Südwand der heutigen Kirche ⁴⁾ auf die Warschauer Straße zu, kreuzte

¹⁾ Vgl. A. POSCHMANN, Die Siedlungen in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg. In: ZGAE 18 (1913) S. 188 f.

²⁾ Vgl. Die Heilsberger Chronik von Martin Oesterreich. In: SS Rer. Warm. II, S. 281.

³⁾ Das Schildwachthäuschen stand außerhalb der Stadteinfriedung vor dem Tore. Innen lief neben der Stadtmauer die Ringstraße und kreuzte die Rößeler Straße.

⁴⁾ PA: Denkschrift des Propstes Kunigk.

diese beim Warschauer Tor, zog dann zur Südwestecke der Stadt und öffnete sich an der Heilsberger Straße unter dem noch heute erhaltenen dritten Stadttor ⁵⁾. Über den Zustand der Stadtmauer im Jahre 1734 erfahren wir durch einen an das Domkapitel von Ermland gerichteten Brief eines in Bischofstein einquartierten russischen Offiziers, der darin die Forderung erhebt, man solle die fehlenden Teile der Stadtmauer durch Palisaden ergänzen ⁶⁾. Durch die Verbindung des westlichen Teichbeckens mit dem nördlichen Ausfluß des Teiches vervollständigte man den die Stadt umwehrenden Wasserlauf und leitete den am Eingang von Strowangen kreisenden Mühlenrädern die treibenden Fluten zu. Von den drei genannten Hauptstraßen, die auf den Marktplatz führen, mündet die rückwärtige Verlängerung der Rößeler Straße über den Richthof in die Südecke der Ringmauer, wo der Bebauungsplan der Kirche und der Kirchhof eingezeichnet sind. Die nördliche Begrenzung des rechteckigen Platzes bildet der Richthof, an der westlichen Schmalseite führte die Warschauer Straße (später in Kirchenstraße umbenannt) hinab, und von Osten nach Süden trat der Stadtteich, auch Mühlenteich genannt, an das Gotteshaus heran, im Süden bis auf die geringe Entfernung von kaum 50 Metern. So war der Kirche zwar die für den Kriegsfall berechnete geschützte Lage zu eigen ⁷⁾, doch mußte sie dafür den feuchten Baugrund in Teichnähe und Jahrhunderte hindurch die Überschwemmungen durch Regenbäche vom höher gelegenen Mittelpunkt der Stadt in Kauf nehmen.

Als man in der Stadt die Fundamente für das Gotteshaus legte, stand bereits weit draußen, im lieblichen, von einem Bach durchzogenen Wiesengrund, am nördlichen Ausgang des Dorfes Strowangen ein Kirchlein im üblichen Holz- und Fachwerkbau ⁸⁾, das älteste, der heiligen Martha geweihte Gotteshaus der Gemeinde. Das Kirchlein verlor mehr und mehr seine Bedeutung durch den Bau der städtischen Kirche. Bis auf den heutigen Tag bewahrten hier eine kleine Kapelle und ein bis zum Jahre 1900 gebrauchter Begräbnisplatz das Andenken an jene heilige Stätte, wo die ersten Christen der Pfarrgemeinde, Ansiedler aus fernen deutschen Landen und alteingesessene Stammpreußen, die Hände zur feierlichen Andacht erhoben und ihre Lieben zur ewigen Ruhe betteten.

⁵⁾ Abgebildet in: A. BOETTICHER, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen, Heft 4 (Das Ermland), Königsberg 1894, S. 29.

⁶⁾ Domkapitelsarchiv: Acta Capitularia, 9. Nov. 1734.

⁷⁾ Zum eigenen Schutz und als Zufluchtsstätte im Kriegsfall suchte man für die Kirchen hinreichend geschützte Stellen aus. So findet man auf fast allen Plänen alter Städte die Kirche von Seen, Flußarmen und tiefen Gräben gesichert (AM 43 (1904) S. 605 f.).

⁸⁾ Holz diente in der älteren Zeit zum Bau der Stadtmauer, der Kirchen und der städtischen wie ländlichen Häuser. Bei den Burgen des Deutschen Ordens wurde der Holzbau bald durch den wehrhaften Ziegelbau ersetzt, während in den Städten dieser Wechsel sich langsamer vollzog (R. DETHLEFSEN, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen, Berlin 1911, S. 6).

Östlich der Marthakirche, zu beiden Seiten der heutigen Landstraße nach Linglack, breitete sich das sechs Hufen große Pfarrgut aus⁹⁾. Bei der Flurteilung in den Jahren 1830 bis 1832 wurde das Pfarrgut an den Schnittpunkt der Wege nach Klackendorf und Gerthen verlegt.

Das heutige, dreischiffige Gotteshaus mit seinen bedeutenden für große Pilgerscharen berechneten Ausmaßen ist im Laufe des 18. Jahrhunderts durch An- und Umbauten eines einschiffigen Kirchleins entstanden, das den ganzen vorderen Teil des jetzigen Mittelschiffs umfaßte. Die auf Anordnung des Bischofs Paul von Legendorf erfolgte Zerstörung der Stadt war sicher nicht so gründlich gewesen, daß daraufhin ein völlig neues Gotteshaus erbaut werden mußte; der Heilsberger Chronist hätte einen Neubau der Kirche zum wunderbaren Blute gewiß nicht übergangen. Wohl läßt aber die im 16. Jahrhundert vorhandene einfache Holzdecke¹⁰⁾ und der erst im Jahre 1579 beendete Bau des Glockenturms¹¹⁾ an eine spätere, in Zeiten großer Armut¹²⁾ vorgenommene notdürftige Wiederherstellung einer ursprünglich stattlicheren Kirche mit hochragendem Turmhelm und massivem Deckengewölbe denken. Indes, die fast durchgängige Verwendung von Granitfindlingen in den Umfassungsmauern, deren Zustand der Umbau im Jahre 1787 erst klar erkennen ließ¹³⁾, die Sparsamkeit also im Gebrauch der kostspieligen gebrannten Lehmziegeln und das jugendliche Alter der zum Wohlstand noch nicht gereiften Siedlung erwecken eher die Vermutung, daß die Gemeinde sich von vornherein mit einer flachgedeckten Kirche begnügt und den Ausbau, wie in der Nachbarstadt Rößel¹⁴⁾, späteren Geschlechtern überlassen hatte. Es hindert uns jedoch kein schweres Bedenken, jenem einer Dorfkirche gleichenden

⁹⁾ Im Jahre 1822 wurde der alte gekrümmte Weg nach Linglack in die heutige gerade Richtung verlegt und dadurch das Pfarrland quer durchschnitten (Pfarrakten Bischofstein).

¹⁰⁾ BAF: Visitationsakten des Jahres 1579, die den schadhafte Zustand der Decke erwähnen.

¹¹⁾ BAF: B 5, fol. 100 ff.

¹²⁾ Im Jahre 1454 konnte die Stadt Bischofstein eine Kriegssteuer nur in Höhe von 50 Mark aufbringen, ein Viertel so viel wie Braunsberg-Neustadt, Gutstadt, Seeburg und Allenstein, halb so viel wie Frauenburg und Mehlsack (ZGAE 11, 1897, S. 199, Anm. 1).

¹³⁾ Aus der Denkschrift des Pfarrers Kunigk geht hervor, daß die Steinmauern nur einen Fuß und weniger stark waren und beiderseits mit Ziegeln bekleidet.

¹⁴⁾ Die umfangreichen Umbauten an der Pfarrkirche zu Rößel am Ende des 15. Jahrhunderts mögen zwar auf Kriegsschäden zurückzuführen sein, sie waren aber mehr als Reparaturen. Die Bauten lassen sich am besten als eine durch die Ungunst der Zeiten lange hinausgeschobene Vollendung einer nur vorläufig abgeschlossenen Anlage oder als massiver Ausbau eines Fachwerkbaues erklären. Vgl. G. MATERN, *Die Pfarrkirche SS Petri und Pauli in Rößel, Königsberg 1930*; DERS., *Geschichte der Pfarrgemeinde SS Petri und Pauli in Rößel, Königsberg 1935*; ferner G. MATERN - A. BRUCH-HIRSCHFELD (Hrsg.), *Das Rößeler Pfarrbuch. Aufzeichnungen der Kirchenväter an der Pfarrkirche zu Rößel in den Jahren 1442 bis 1614. Braunsberg 1937.* (= Mon. Hist. Warm. 13).

Gotteshaus, das bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen unversehrt geblieben war und noch heute mit Teilstücken seiner Wände erhalten ist, das ehrwürdige Alter der gleichzeitig mit der neuen Stadt errichteten Pfarrkirche zuzusprechen. Der 26 Fuß im Geviert und 8,8 Fuß in der Tiefe umfassende Unterbau des Turmes mit seinem massiven, vorn bis in zehn Fuß Höhe aus lauter Steinen gefügten, nach oben zu gotisch verbundenen Mauerwerk hat uns die Länge und Breite des ursprünglichen Kirchleins durch die Jahrhunderte hindurch untrüglich überliefert. Die unschöne Eigenart des Turmes bestand von jeher darin, zwischen den Seitenwänden der Kirche eingeklemmt zu sein und von ihnen so verdeckt zu werden, daß nur seine Vorderseite mit dem Eingangstor zur Kirche von oben bis unten der freien Sicht sich bot. Die um das Jahr 1600 lebenden Bürger der Stadt Bischofstein wußten zu versichern, daß der Turm von Anbeginn zwischen den Kirchwänden gestanden hat ¹⁵⁾. Man hatte wohl den Raum vor der Kirche für Wohnhäuser frei halten wollen, wie ja noch bis zum Jahre 1780 zwei Häuschen nahe der Kirche ihren Platz behauptet hatten ¹⁶⁾.

Der Turm gehört nicht zur ursprünglichen Anlage der Kirche, sondern ist später, als das Gotteshaus schon vollendet war, ohne besondere Rücksicht auf eine gefällige Gesamtwirkung in die Kirche eingebaut worden. Das geschah nicht etwa erst tief im 16. Jahrhundert, denn das würde dem eben genannten Zeugnis von dem unvordenklichen Alter der Grundmauern des Turmes widersprechen. Dieser ist früh begonnen und erst später vollendet worden. Als die Abgesandten des Bischofs im Jahr 1565 zur feierlichen Visitation einzogen, konnten sie bereits vom Turm herab mit dem Klang von zwei Glocken begrüßt werden ¹⁷⁾, doch bedurfte es bei der langsamen Bauweise jener Zeit noch weiterer 14 Jahre bis zum letzten Ausputz des Turmhelmes. Die ursprüngliche Kirche war ein denkbar einfacher Bau, dem etwa ein Gehäuse aus Holz nach dem Beispiel der alten Holztürme von Landkirchen als Glockenstube gedient haben mag. Mit seiner massiven, rund 40 Meter hohen Gestalt, die aus dem etwa 30 Meter hohen Gotteshaus, das bei den heutigen Pfeileraltären abschloß ¹⁸⁾ und eine Breite von 18 Metern aufwies, hervortrat, bedeckte der Turm hochüberragend fast ein Drittel des sich niedrig spreizenden Daches. Der mit Schindeln gedeckte Turm, was zu damaliger Zeit allgemein bei ermländischen Kirchen üblich war, erhob sich als weithin herrschender Wartturm über die befestigte Stadt mit ihren schmalgiebeligen Häusern, von glänzendem Wasserspiegel in sanft hügeliger Landschaft umfriedet.

¹⁵⁾ BAF: B 5, fol. 100 ff.

¹⁶⁾ PA: Denkschrift von Pfarrer Kunigk.

¹⁷⁾ BAF: B 3, fol. 182-184.

¹⁸⁾ Bei dem Erweiterungsbau im Jahre 1778 wurde das Nordschiff um drei Joche verlängert, im Mittelschiff vier Joche einschließlich des Joches über dem Hochaltar gebaut; die alte Kirche hatte somit eine Gesamtlänge von vier bis fünf Jochen.

Mit ihren spitzbogigen, über das Kirchleindach hinausschauenden Seitenfenstern sind die rund 30 Meter hohen Kirchturmmauern heute die älteste Erinnerung an die gotische Formensprache der untergegangenen Bauwerke der Stadt.

Wer die Kirche nach ihrem zweihundertjährigen Bestehen, bezogen auf den Visitationsbericht des Jahres 1609, besichtigen wollte, hätte den Weg über den Richthof zwischen den am Kirchenplatz sich drängenden Häuschen, zwischen Pfarrei und Schulgebäude hindurch, nehmen und die hier in der Nordwand befindliche Seitenpforte benutzen können, vor der eine vorn offene, gewölbte Halle stand. Die meisten Kirchgänger traten hier ein, nicht etwa durch den Haupteingang unter dem Turm. Ein Weihwasserbecken aus Stein war daher auch nur im Seitengang aufgestellt. Zur linken Hand der in die Kirche eintretenden Gläubigen befand sich die Sakristei, ein gewölbter Bau, der sich von außen an die Stadtmauer lehnte und von Osten durch ein vergittertes Fensterchen Licht empfing. Zur Rechten befand sich der wundertätige Altar vom heiligen Blute Christi, durch den das Gotteshaus, wie die Gedenkinschrift der Kirchweihe im Jahre 1781 feierlich verkündete, in besonderer Weise geheiligt wurde. An dem zu Ehren des heiligen Mathias geweihten Hochaltar¹⁹⁾ mit einem aus Ziegeln gemauerten Altartisch bildeten eine bildliche Darstellung der Krönung Mariens und andere Bilder den Hauptschmuck, ein recht einfacher Altar also, mit Gemälden als Mittelstück und Seitenflügel. Ein kostbarer, golden glänzender Altarschrein wie in anderen Kirchen war nicht vorhanden. In einem Wandschrank auf der Evangelienseite, vor dem während des Gottesdienstes Kerzen brannten, wurde das Allerheiligste aufbewahrt. Den Raum in der Ecke zwischen dem Sakramentsschrein und der Sakristeitür füllte ein alter, wenig oder gar nicht mehr gebrauchter Marienaltar aus, auf dem eine schön gefaßte Statue der Gottesmutter, das Jesuskind auf dem Arm haltend, ihren Platz hatte. Auf der Empore über der Sakristei pflegte sich der Chor der Knaben unter der Leitung des Kantors zum Gesang aufzustellen. Erst seit wenigen Jahren erfüllten damals die Klänge einer über dem westlichen Haupteingang errichteten Orgel den Kirchenraum²⁰⁾. Bis dahin war der Gottesdienst nur durch Gesang verschönert worden. Gegenüber dem Kreuz- und Blutaltar befand sich an der Südwand die gemauerte Kanzel, und neben ihr erhob sich der vierte Altar der Kirche, der hl. Martha geweiht, auch als Ratsaltar bezeichnet²¹⁾. Der Altar war mit einigen Statuen und

¹⁹⁾ BAF: B 4, fol. 54 ff.

²⁰⁾ Ebd. - Um das Jahr 1622 waren auch schon viele Landkirchen mit Orgeln ausgestattet.

²¹⁾ So wird er bei den Visitationen in den Jahren 1595, 1609, 1726 und auch in einer Streitsache im Jahre 1613 (BAF: A 10, S. 311) genannt. Als Stifter dieses Altars galt der Rat der Stadt Bischofstein (Visitationsakten der Jahre 1701 und 1726), der auch für die Unterhaltungskosten desselben aufkam (BAF: B 5, fol. 100 ff.).

einem sogenannten „Erbärmdebild“²²⁾ ausgestattet, das damals schon recht alt und schadhaft war und einer baldigen Erneuerung bedurfte.

Die gefällige Verteilung der Altäre im Kirchenraum ergänzte in der freien Ecke, auf der Epistelseite des Hochaltars, die Taufkammer, die durch höhere Schranken eingefriedet war und in der ein kupfernes Becken mit einem pyramidenförmig geschnitzten Deckel stand. Im Jahre 1595 waren in der Kirche nur drei Altäre aufgestellt. Nachdem aber der langwierige Bau endlich vollendet war, konnte sich der fromme Eifer der Bischofsteiner Gemeinde der weiteren Ausstattung des Innenraumes ihrer Kirche zuwenden. Das geschah auch, obwohl der Wiederaufbau der durch die Feuersbrunst im Jahre 1589 zerstörten Stadt alle Kräfte in Anspruch nahm. In den nächsten 20 Jahren erhielt der neue Glockenturm noch eine weitere Glocke, verlor aber sein schönes Geläute, als bald danach die größere Glocke einen Sprung erhielt. Die schadhafte rechteckigen Fenster und Fehler in der Holzdecke waren schon vor dem Jahre 1597 beseitigt worden²³⁾.

Um das Jahr 1609 hingen zwischen den Fenstern bereits Bilder der zwölf Apostel, der übliche Schmuck unserer alten Kirchen. Die häßliche, von Spalten und Rissen entstellte Decke aus Holz war inzwischen verschwunden. Eine neue Decke, mit Darstellungen von zwölf Propheten und biblischen Königen geziert, zog die betrachtenden Blicke der Beter zur Heerschar des Himmels empor. Bald erstrahlte auch eine neue Kanzel anstelle der alten, aus Ziegelsteinen erbauten, über den Reihen der ebenfalls neuen Sitzbänke und über dem Rot des mit Ziegeln belegten Fußbodens. Von der Kanzelbrüstung, die fest im Gemäuer der Südwand und auf kleinen Stützpfählern ruhte, blickten die Gestalten der vier Evangelisten herab, von oben mannigfaltige Figuren und ein Zierat von Köpfen, bekrönt von der Gestalt des göttlichen Heilandes mit ausgebreiteten Armen, in seiner Gesamtheit wohl ein Werk in den Formen der neuen Renaissancekunst²⁴⁾.

Die schon recht alten Altäre in der Nähe der Kanzel, der Marthaaltar und der ihr gegenüberstehende Kreuzaltar, wurden neu errichtet, weil sie den schönen Gesamteindruck gestört hätten. Der Kreuzaltar entstand in feiner, bemalter Bildhauerarbeit, der Marthaaltar mit einer Darstellung der Auferweckung des Lazarus. Pfarrer Mathias Zech, der

²²⁾ *Darstellung des gekrönten Leidensmannes. Vgl. LThK 3 (1959) Sp. 958 f.*

²³⁾ BAF: B 4, fol. 54 ff.

²⁴⁾ Diese Beschreibung trifft zwar erst auf die Zustände um das Jahr 1700 zu; der Visitationsbericht aus dem Jahre 1622 nennt nur eine neue, kunstvoll bemalte Kanzel. Um das Jahr 1700 werden bei der Erwähnung kirchlicher Geräte die erst kürzlich erfolgten Anschaffungen erwähnt, bei der Kanzel dagegen fehlt ein solcher Hinweis. - Die undatierte Beschreibung in den Pfarrakten ist, wie sich aus der Erwähnung der vollzogenen Stiftung Lamshöft schließen läßt, um die Wende zum 18. Jahrhundert gefertigt worden. Sie bezieht sich sehr wahrscheinlich auf die im Jahre 1701 durchgeführte Visitation, deren Akten nicht bekannt sind, die aber in den Visitationsakten des Jahres 1716 ausdrücklich erwähnt wird.

von 1620 bis 1626 amtierte und im Jahre 1644 als Dechant des Kollegiatstifts zu Guttstadt starb²⁵⁾, war ein großer Förderer der Marienverehrung und pflegte in besonderer Weise die Andachtsübungen der Rorate- und Rosenkranzbruderschaft.

Der siegreiche Renaissancestil veränderte das Antlitz des Kirchenraumes weitgehend durch die Errichtung eines neuen zur Decke emporragenden Hochaltars mit Sakramentshäuschen. Die durch das römische Rituale geforderte und von der ermländischen Kirchenbehörde schon seit Beginn des 17. Jahrhunderts gewünschte Verlegung des Sakramentsschreines auf den Hochaltar kam hier, wie in den anderen Kirchen, erst mit der Beschaffung eines neuen Altaraufsatzes zur Durchführung. Noch im Jahre 1622 wurde von der bischöflichen Behörde nur die Erneuerung des alten, schadhaf gewordenen Wandschreines in der Ostmauer, in dem die konsekrierten Hostien für die Kommunion der Kranken aufbewahrt wurden, angeordnet²⁶⁾. Eine Verlegung des Schreines auf den Hochaltar war nicht vorgesehen, weil dieser mit seinem bisherigen mittelalterlichen Tafelbildaufsatz für einen Tabernakel keinen Platz geboten hätte. Doch hat man mit der Verlegung nicht mehr lange gezögert; um das Jahr 1700 galt der Altar schon als so veraltet, daß man sich zur Errichtung eines Altaraufsatzes neuer Stilrichtung entschloß²⁷⁾.

In goldenem und silbernem Glanz der Säulen und Figuren und in leuchtenden Bildfarben hob sich der Hochaltar des 17. Jahrhunderts mit zwei, von doppelter Säulenstellung eingefassten Geschossen von der Predella zur Bekrönung empor. In der Predella sah man eine Darstellung der Geburt Christi und die gold-silbernen Statuen des heiligen Joseph und des heiligen Joachim, darüber ein großes Gemälde der Himmelfahrt Mariens in der damals so beliebten Art mit der zum Himmel schwebenden Königin und den unten ins leere Grab schauenden Aposteln. Inmitten des zweiten Geschosses glänzte eine Statue der heiligen Jungfrau mit dem göttlichen Kinde auf den Armen, rings von lichtem Strahlenkranz umflossen, oben, unten und zu beiden Seiten je einer der vier Evangelisten. Über dem Tabernakel erstrahlte in fünf Lichtstreifen in Holz geschnitzt I H S, der Namenszug Jesu. Der farbigestaltete Tabernakel umschloß das Gefäß mit den konsekrierten Hostien für die kommunizierenden Laien, damit nicht bei jeder hl. Messe neu konsekriert werden mußte. Daneben aber blieb wie in den anderen Kirchen auch der Wandtabernakel bestehen. Darin wurde die Monstranz aufbewahrt. Von dieser Stelle aus ging an allen Donnerstagen die Prozession mit dem Allerheiligsten zu der gestifteten Fronleich-

25) SS Rer. Warm. I, S. 290.

26) G. MATERN, Kultus und Liturgie des allerheiligsten Altarssakramentes im Ermland. In: Erml. Pbl. 34 (1902) S. 85 ff.

27) Für eine genaue Zeitangabe mangelt es an Belegen. Für die Zeit von 1622 bis 1701 liegen weder ein Visitationsbericht noch eine Beschreibung oder auch nur eine gelegentliche Erwähnung des Hochaltars in der Bischofsteiner Pfarrkirche vor.

namsmesse am Kreuzaltar. Nur vor diesem Wandschrank brannte das Licht der Ewigen Lampe.

Der mit dem Bilde des Kirchenpatrons ausgestattete vergoldete Hochaltar, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts jenen schmuckvollen Marienaltar ersetzen mußte²⁸⁾, und sein neuer Tabernakel, nunmehr das einzige Sakramentshäuschen in der Kirche, fand wegen seiner sehr zeitgemäßen Barockformen das besondere Lob des Domdechanten aus Frauenburg²⁹⁾, als er im Jahre 1726 zur Visitation in Bischofstein weilte. Dennoch entbehrte er in der Darstellung des einheitlichen Grundgedankens, der den früheren Marienaltar ausgezeichnet hatte. Das Altargemälde des heiligen Mathias prangte mit einem Heiligenschein aus Goldmetall, einem Weihegeschenk, mit dem die Stadtbewohner im Jahre 1722 ein Gelübde erfüllt hatten³⁰⁾.

Auf der Evangelienseite waren neben dem Hochaltar inzwischen die Altäre umgestellt worden, womit eine gefälligere Gestaltung erreicht wurde. Der schon recht schadhafte Altar, der dort in der Ecke gestanden hatte, war vor den Sakramentsschrein gerückt worden, und ein Bild des heiligen Antonius mit der Erscheinung des Jesusknaben war ausersehen, vor dem einfachen Wandschrein den Glauben an das wunderbare Geheimnis des allerheiligsten Altarsakramentes zu vertiefen. Auf der frei gewordenen Stelle hatte der Rat der Stadt einen Sankt-Martha-Altar aufstellen lassen, wodurch der dunkle Raum neben der Kanzel, wo der Marthaaltar solange das Fenster verstellte, dem Sonnenlicht geöffnet werden konnte. Künftig genügte zum Schmuck dieser frei gewordenen Stelle ein Bild des hl. Bischofs Nikolaus. Ein Altar zu Ehren des hl. Nikolaus war bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts aufgestellt worden³¹⁾. Nach dem Kreuzaltar war er der älteste in der Kirche. Der Heilige wurde später durch einen eigenen, äußerst schmuckvollen Altar verehrt, den Pfarrer Ludwig, der in den Jahren 1717 bis 1719 in Bischofstein amtierte, vor seinem Fortgang errichten ließ³²⁾, während der geplante St.-Antonius-Altar vor dem Sakramentsschrein wohl nicht zur Ausführung kam, weil das Allerheiligste bald nur noch im Tabernakel des Hochaltars aufbewahrt wurde. Ein Skapulieraltar war schon in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts in der offenen Halle vor der nördlichen Pforte aufgestellt worden³³⁾.

²⁸⁾ Die meisten ermländischen Stadtkirchen haben die älteren, dem 17. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörenden Hochaltäre in Barockwerke umändern lassen.

²⁹⁾ *Bernhard Theodor Freiherr von Schenck, vom Papst zu diesem Amt berufen, das er in den Jahren 1710 bis 1745 innehatte, starb im Jahre 1749 als Domherr in Regensburg. Vgl. A. EICHORN, Die Prälaten des ermländischen Domkapitels. In: ZGAE 3 (1866) S. 383 ff.*

³⁰⁾ Lib. Civ., fol. 163.

³¹⁾ Vgl. E. TIDICK, *Beiträge zur Geschichte der Kirchenpatrozinien im Deutschordenslande Preußen bis 1525. In: ZGAE 22 (1926) S. 403 ff.*

³²⁾ BAF: Visitationsakten aus dem Jahre 1726.

³³⁾ PA: Bericht aus dem Jahre 1701.

Vor der Errichtung des St.-Nikolaus-Altars gehörte er wohl zu den fünf Altären, die im Visitationsbericht genannt werden. Mit welcher frommen Liebe die Menschen des 17. Jahrhunderts, in der Zeit des aufblühenden Glaubenslebens, die Bilder der Heiligen umfing, sah man an den zahlreichen Gemälden, die mit ihrem Farbenglanz die weiß getünchten Wände des Gotteshauses belebten. Nicht weniger als 49 Bilder hingen nach dem Visitationsbericht aus dem Jahre 1701 neben den Altären und zwischen den hohen, in jüngster Zeit mit neuen, lichtfreudigen Scheiben ausgestatteten Fenstern. Flehende Verehrung hatte vor manchem Bildnis Wachskerzen in die eigens angebrachten Wandleuchter stecken lassen, und kindliche Dankbarkeit ließ edelmetallenen Schmuck an 14 größeren Heiligendarstellungen anbringen. Die zwölf Apostelbilder, Bilder des göttlichen Heilands und der heiligen Jungfrau Maria beherrschten die Längswände des Gotteshauses. Unter den 15 Darstellungen Mariens in Einzel- und Gruppenbildern erinnert ein Marienbild mit den Heiligen Rochus und Sebastian an berühmte Vorlagen. Über Inhalt und Ursprung der einzelnen Bilder wird uns nichts berichtet, nur die Namen der dargestellten Himmelsbewohner werden genannt. Außer Christus und seiner Mutter gehören dazu St. Anna, St. Antonius, St. Cäcilia, St. Katharina, St. Franziskus, St. Klara, St. Michael, St. Nikolaus, St. Valentin, die Vierzig heiligen Märtyrer und ein Schutzengel ³⁴⁾.

Ein Bild war merkwürdigerweise doppelseitig bemalt. Inmitten des Kirchenschiffes glänzte ein großer Kronleuchter aus Messing und kleinere aus Messing und Zinn vor dem Altar vom heiligen Blute. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hingen vor dem Blutaltar silberne Ampeln ³⁵⁾. Aus optischen Gründen hatte man der erst vor kurzem erneuerten Empore auf der Nordseite eine gleiche an der Südwand, in der Nähe des Marienaltars, gegenübergestellt. Es war geplant gewesen, die Wand der neu errichteten Empore mit Darstellungen der Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes zu verzieren. Weitere Nachrichten, auch aus späteren Berichten, liegen nicht vor. - Zur Erneuerung der vom durchgesickerten Regenwasser schon stark mitgenommenen Dielendecke waren im Jahre 1700 bereits Vorbereitungen getroffen worden; der bisher unebene Fußboden hatte einen Belag von quadratischen Tonfliesen erhalten ³⁶⁾. Die Erneuerung des Kircheninneren war also fast vollendet.

³⁴⁾ Vgl. dazu die in Anm. 31 genannte Arbeit von E. THICK.

³⁵⁾ BAF: Visitationsakten aus dem Jahre 1726.

³⁶⁾ PA: Bericht aus dem Jahre 1701.

Das Blutwunder von Bischofstein

Die zwischen 1526 und 1537 verfaßte Heilsberger Chronik¹⁾ weiß von der Weihe der Stadtkirche zu Ehren des hl. Mathias²⁾ durch Bischof Heinrich Sorbom im Jahre 1400, also 15 Jahre nach Erteilung der Stadtrechte, und von jenem Vorgang zu erzählen, der die Kirche zur Ehre einer Wallfahrtskirche erhob. Dieser Bischof, so berichtet die Chronik, erbaute unter anderen Kirchen auch die zu Bischofstein. „... Unter andern auch die zu Bischstein, und wie er die kurtz vor seinem tode gewiehet, und balde darauff dasz heilige ampt der messe uff dem altar, wen man hinein kompt, uff der linken handt, gehörett hatt die heilige hostie in der elevation etliche Blutstroffen geschwitzet, daher man dasselbe altar zum heiligen blutt genant, und sein dabey viel miracel geschehn...³⁾.“

Die Macht der Wunderlehre vom zweifelnden Priester, der durch sichtbare Blutstropfen bei der Darbringung des heiligen Opfers von der Wahrheit der eucharistischen Gegenwart überführt wurde⁴⁾, überwucherte auch die Bischofsteiner Legende, nachdem der Bericht der Heilsberger Chronik in Vergessenheit geraten war. Sie behauptete sich auch noch, als die nach dem Jahre 1534 angefertigte lateinische Übersetzung von Thomas Treter⁵⁾ und die in den Jahren 1626 bis 1629 verfaßte und

¹⁾ SS Rer. Warm. II, S. 224.

²⁾ Nach den ‚Sedes archipresbyterales dioecesis Warmiensis‘, hrsg. von J. M. SAAGE und C. P. WOELKY in: SS Rer. Warm., I, S. 434, Anm. 236, denen die Abhandlung über Bischof Sorbom im Erml. Pbl. 25 (1893) S. 85 sich anschließt, bestand in älterer Zeit in Bischofstein nur eine Kirche, die gemäß der Handfeste Strowangens zu Ehren der hl. Martha errichtet worden war, und erst im Jahre 1400 von Bischof Sorbom geweiht wurde. Wie will man aber die sicher auf alte Überlieferung begründete Anlage einer Marthakapelle mit Friedhof in Strowangen neben dem ehemaligen Pfarrgelände, eine in den genannten Abhandlungen jedenfalls unbekannte Tatsache, ungezwungener als auf unsere Weise erklären? Man könnte höchstens in Zweifel ziehen, ob Strowangen sich auf der Stelle der heutigen Marthakapelle frühzeitig oder erst nachträglich, nach Errichtung der Stadtkirche, eine Kapelle schuf. - Warum aber sollte das Dorf 40 Jahre lang mit der Errichtung der in der Handfeste verordneten Pfarrkirche und der damit verbundenen Begräbnisstätte gezögert haben? Auch wurzelt die in der Gemeinde stets lebendige Verehrung der hl. Martha - das bezeugen Altar und Stiftungen zu Ehren dieser Heiligen - eher in der Erinnerung an eine ehemalige, lange bestehende Marthakirche als in einem kurzfristigen, ursprünglichen Titel der Stadtkirche. Die Stadtkirche mußte einen von der Kirche Strowangens verschiedenen Titel erhalten. Die Wahl des Titels zum hl. Mathias ist am allerwahrscheinlichsten auf den konsekrierenden Bischof zurückzuführen, dessen Vorliebe für die Verehrung dieses Heiligen aus mehreren Anzeichen zu schließen ist.

³⁾ SS Rer. Warm. II, S. 281.

⁴⁾ Vgl. LThK 2 (1958) Sp. 548.

⁵⁾ Die im Jahre 1739 im Bischofsteiner Stadtarchiv aufgefundene Aufzeichnung über das Blutwunder, die als wichtiger Fund in den ‚Liber Civitatis Bischofstein‘ übernommen und daraus im Erml. Pbl. 8 (1876) S. 95 veröffentlicht wurde, ist eine Abschrift aus der Arbeit von Thomas Treter.

im Jahre 1725 auch im Druck erschienene „Geschichte Preußens“ des Guttstädter Dechanten Johannes Leo ⁶⁾ jenen Bericht auffrischte und verarbeitete. Das pfarramtliche Schriftstück über die kirchlichen Verhältnisse von Bischofstein aus dem Jahre 1796 ⁷⁾ verzeichnet neben dem Wunderbericht der Heilsberger Chronik auch jenen verfälschten Bericht in alter Form, wonach der vor dem Bischof das hl. Meßopfer feiernde Priester während der Wandlung an der wirklichen Gegenwart Christi gezweifelt hätte und auf einmal aus der verwandelten Hostie einige Blutropfen geflossen wären. Das Corporale, auf das die Blutropfen gefallen seien, habe man nach Rom geschickt, es aber nicht mehr zurückerhalten. Die Aussage des Heilsberger Bürgermeisters in seiner Chronik macht zum mindesten die hohe, bis weit in das 15. Jahrhundert reichende Verehrung des Wunderaltars, Kreuz- oder Blutaltar genannt, über alle Zweifel erhaben. Wenn der Chronist diese durch wunderbare Gebetserhörungen ausgezeichnete Gnadenstätte auf ein von dem konsekrierenden Bischof erlebtes Wunder zurückführt, so verdient die Darstellung als Angabe eines über Sorboms Zeit selbständig und zuverlässig berichtenden Geschichtsschreibers unser Vertrauen.

Der von seinem hohen Amte tief durchdrungene Bischof war der Überzeugung, bei der erhabenen Weihefeier des leibhaftigen Anblickes der Blutropfen des heiligen Fronleichnams gewürdigt worden zu sein, und hat diese wunderbare Erscheinung allen kundgetan. Diese hervorragende, vielleicht sogar alleinige Beteiligung des Bischofs an dem wunderbaren Vorgang kommt in der Fassung des Berichts zum Ausdruck. Ältere örtliche Zeugnisse des Blutwunders dürfen wir in einem Städtchen, das so häufig durch Brände verheert worden ist, nicht suchen ⁸⁾.

In den seit dem Jahre 1565 vereinzelt erhaltenen Visitationsberichten wird das Blutwunder mit den Worten der Heilsberger Chronik erst wieder um das Jahr 1684 erwähnt. Das allgemeine Frageschema bei den kirchlichen Visitationen über den baulichen Zustand der Kirchengebäude, das Kirchenvermögen, den Gottesdienst, den Unterricht und den Lebenswandel der Gläubigen und der kirchlichen Personen befaßte sich eben nur mit der Feststellung von Fehlern und Mißbräuchen, nicht aber

⁶⁾ JOHANNES LEO, *Historia Prussiae, Brunbergae 1725*, S. 183 gibt den durch ‚adhuc hodie‘ ergänzten Wortlaut Thomas Treters wieder. Über die Geschichte Preußens von Johannes Leo vgl. F. HIPLER, *Literaturgeschichte des Bisthums Ermland, Braunsberg und Leipzig 1872*, S. 222 f.

⁷⁾ BAF: B 31.

⁸⁾ Im Jahre 1463 ließ Bischof Paul von Legendorf (1458-1467) die Stadt Bischofstein aus militärischen Erwägungen heraus gänzlich niederbrennen (SS Rer. Warm. I, S. 79, Anm. 61 und ZGAE 11, 1897, S. 471, Anm. 2). - Schon vorher war die Stadt anscheinend stark verwüstet worden (ZGAE 11, S. 450, Anm. 3). - Im Jahre 1547 brannte die Stadt samt dem Rathaus völlig ab, nur die Kirche blieb erhalten (BAF: C 3, fol. 496). - Ein erneuter Brand im Jahre 1589 vernichtete bis auf die Kirche und das Pfarrhaus wiederum die ganze Stadt (BAF: A 5, fol. 517).

mit löblichen Andachten und Überlieferungen. Auch über die Verehrung des Blutwunders sind uns keine älteren Nachrichten erhalten, abgesehen von einer vielleicht hierauf bezüglichen, aber verlorengegangenen Meßstiftung zum hl. Kreuz, von der Pfarrer Jacob Sorenbaum, der seit dem Jahre 1537 die Pfarrei leitete, kaum den Namen anzugeben wußte⁹⁾. Erst im Jahre 1600 wurden wöchentliche Fronleichnams- und Passionsmessen am Kreuz- oder Blutsaltar gestiftet¹⁰⁾.

Was die Heilsberger Chronik über die Einweihung der Kirche berichtet, ist zugleich die einzige Kunde von der Erbauung der Bischofsteiner Kirche¹¹⁾.

⁹⁾ BAF: B 3, fol. 182-184. - Die dem Pfarrer nicht geläufigen und darum als Einschleissel an den Rand des Protokolls gesetzten Titel des zweiten Altars und seines Benefiziums lassen mit Sicherheit nicht die rechte Beziehung erkennen. Die Stiftung ist vielleicht im sogenannten ‚Reiterkrieg‘ (1520-1525), in welchem die Stadt im Jahre 1523 völlig verwüstet wurde, untergegangen (ZGAE 1, 1860, S. 289).

¹⁰⁾ BAF: B 5, fol. 100 ff.

¹¹⁾ Die in den Visitationsakten des Jahres 1716 genannte Zeitangabe 1325 für die Einweihung der Pfarrkirche geht zurück auf Caspar Hennenbergers ‚Erklärung der preussischen größeren Landtafel oder Mappen‘, Königsberg 1595, S. 32, wo zwar nicht der Bau der Kirche erwähnt worden ist, wohl aber die Gründung der Stadt, die für das Jahr 1325 angesetzt wird.

An- und Umbauten des 18. Jahrhunderts

In den letzten 40 Jahren waren Schäden und Mängel behoben worden, die zu beseitigen durch die in den Jahren 1626 bis 1655 ins Erm-land gekommenen Schweden und durch die Pest des Jahres 1622¹⁾ unmöglich gewesen war. Nunmehr aber war es hohe Zeit geworden, sich der Reparatur des schadhaft gewordenen Außenbaues zuzuwenden. Nach kurzer Zeit der Erholung wandten sich alle Kräfte der neuen Aufgabe zu, die nur durch einen erneuten Einfall der Schweden kurzfristig unterbrochen wurde. Noch vor Ablauf des 17. Jahrhunderts war das Dach der Kirche notdürftig ausgebessert worden²⁾. Bei der Visitation im Jahre 1726 wurde eine gründliche Erneuerung der Kirchendecke beschlossen. Etwa zwei Jahre vorher hatte man den Turmhelm neu mit Schindeln belegt³⁾, und am 17. September 1717 war auch die lange hinausgeschobene Erneuerung der Dielendecke in der Kirche in Angriff genommen worden⁴⁾.

Die starke Zunahme der Pfarrgemeinde und der Wallfahrer weckte in dem baufreudigen Zeitalter den Wunsch nach einem zeitgemäßen Umbau des Gotteshauses. Es sollte nicht länger gesäumt werden, zumal

¹⁾ Lib. Civ., fol. 161.

²⁾ PA: Visitationsakten des Jahres 1701.

³⁾ BAF: Visitationsakten aus dem Jahre 1726.

⁴⁾ Sitzungsbuch der Jahre 1717 bis 1737.

in den Jahren 1717 bis 1728 bereits die Wallfahrtskirchen in Krossen, Glottau, Stegmannsdorf und Schönwiese entstanden waren ⁵⁾).

Zugleich sollte eine gründliche Überholung des Bauwerkes der ständigen Flickarbeit ein Ende setzen. Nach der nächsten Kirchenvisitation im Jahre 1726 begann die geistliche Behörde, die Gemeinde auf einen umfangreichen und umfassenden Erweiterungsbau des Gotteshauses vorzubereiten. Die Stadt Bischofstein, die im letzten Jahrzehnt bereits bedeutende Aufwendungen für kirchliche Gebäude erbracht hatte, ohne dabei von den Pfarrdörfern die pflichtgemäße Beihilfe erhalten zu haben, wehrte sich in einem Ratsbeschuß vom 28. Mai 1727 gegen die befürchteten hohen Baukosten und war, „sofern sich ein Wohltäter finden möchte“, lediglich bereit, „hilfreiche Hand zu leisten als mit Fahren der Materialien“.

Erst im Frühjahr des folgenden Jahres unterwarf sich die Stadt der Anordnung der bischöflichen Behörde, nachdem diese eine Beihilfe aus kirchlichem Fonds zugesagt hatte, und beschloß am 9. Mai, der Aufforderung des Propstes Ganswindt ⁶⁾ zur baldigen Beschaffung von Baustoffen nachzukommen. Noch im gleichen Jahr sollten für den Kirchbau und andere städtische Bauten insgesamt 24 000 Ziegel, der Inhalt eines Brennofens, gebrannt werden, im folgenden Jahr noch einmal die gleiche Menge; im dritten Jahr hatten die Kirchspieldörfer die gleiche Menge auf ihre Kosten herstellen zu lassen. Scharwerker und Frauen sollten gegen tonnenweise Bezahlung Kalksteine und im Herbst Bausteine zur Abfuhr im kommenden Winter sammeln ⁷⁾).

Am 10. März 1739 erhielt der erste Bauherr des heutigen Gotteshauses, Propst Johann Chrysostomus Oehm (1738-1753), die bischöfliche Genehmigung zum Durchbruch der Nordwand der Kirche und dem entsprechenden Ausbau des Gotteshauses ⁸⁾. Um der Gemeinde die Baulast erträglich zu gestalten, genehmigte die bischöfliche Behörde außerdem die Inanspruchnahme von 4000 Floren samt den rückständigen Zinsen aus den Kassen des Hospitals und der Michael-

⁵⁾ Vgl. dazu die Zusammenstellung der Bauzeiten der ostpreußischen Kirchen des 17. und 18. Jahrhunderts bei A. ULBRICH, Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde. Straßburg 1901, S. 3, Anm. 2.

⁶⁾ *Andreas Ganswindt, geborener Rößeler, 1725 bis zu seinem Tode im Jahre 1735 Propst in Bischofstein.*

⁷⁾ Vgl. Sitzungsbuch. - Die Gewinnung der häufig vorkommenden silurischen Kalk- und Bausteine (Granit, Gneis, Amphibolit) auf und unter der Erde in den eiszeitlichen Ablagerungen bei der Stadt, insbesondere in der Nähe des sog. Griffsteines, eines erratischen Steinblocks, wurden bis in die neueste Zeit betrieben. Früher wurden hier, wie auch in anderen Gegenden, die Kalksteine von armen Leuten gesammelt und von den Kalkbrennern tonnenweise angekauft. (Vgl. F. S. BOCK, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen. Dessau 1783-1785; ferner: G. MATERN, *Preußische Bauhütten, Braunsberg 1911*).

⁸⁾ BAF: A 31, fol. 560.

liskirche zu Bischofstein; Bischof Christoph Andreas Szembek (1724—1740) stiftete 650 Floren. Bischof Stanislaus Grabowski (1741 bis 1766) genehmigte eine weitere Darlehnsaufnahme bei der Kasse des Hospitals in Höhe von 1000 Mark nebst den ausstehenden Zinsen sowie von 1300 Floren nebst 1000 Floren rückständiger Zinsen von der Kasse der Michaeliskirche, um die Bauschulden tilgen zu können⁹⁾.

Insgesamt wurden für den Bau aus kirchlichen Fonds annähernd 12 000 Floren in Anspruch genommen¹⁰⁾. Weitere Angaben über die Höhe der entstandenen Baukosten waren nicht mehr zu ermitteln. Der bisherige 9,45 Meter breite Innenraum der Kirche gewann durch den Anbau eines zweiten Kirchenschiffes nahezu drei bis vier Fünftel an Breite; er wuchs hoch in ein feierlich sich spannendes Doppelgewölbe hinein. Eine Reihe sechs Fuß starker Pfeiler in Richtung der ehemaligen Nordmauer, die pilasterartig verstärkte neue Nordwand und vier Fuß dicke, der Südwand vorgelagerte massive Stützen nahmen den Gewölbeschluß auf¹¹⁾.

Die Nordmauer wurde aus Gründen der Sparsamkeit aus Feldsteinen ausgeführt¹²⁾. Die obere acht Fuß hohe Ziegelschicht und die sich deutlich abhebende östliche Fortsetzung gehören dem nächsten Umbau an.

Wie früher, so gab es auch jetzt in der Nordmauer der Kirche eine Pforte, die durch eine Vorhalle geschützt war. Die Sakristei schloß sich mit ihren zwei Räumen an die Ostmauer an. Neben der Orgelempore und im Nordschiff wölbten sich Decken, um eine neue Orgelanlage tragen zu können. Unter dem Fußboden des Nordschiffes zog sich westwärts der Seitenpforte bis zum letzten freistehenden Pfeiler ein Grabgewölbe hin, dessen obere Decke den jetzigen Fußboden der Kirche um etwa drei Fuß überragte. Auch der Boden des Turmes überragte damals den Fußboden des heutigen Mittelschiffes um einen Fuß. Der Ost- und der Westgiebel der Kirche wurden einfach mit Brettern verkleidet. An der Außenseite der Nordwand wurde eine Gedenktafel aus Stein mit dem Wappen, den Anfangsbuchstaben und dem Titel des derzeitigen Diözesanbischofs angebracht.

Die Weihe der umgebauten Kirche nahm Bischof Grabowski am neunten Sonntag nach Pfingsten (4. August) des Jahres 1748 vor. Am zweiten freistehenden Pfeiler wurde eine Erinnerungstafel angebracht.

⁹⁾ BAF: A 34, fol. 130.

¹⁰⁾ PA: Denkschrift von Propst Kunigk.

¹¹⁾ Diese wenigen Einzelheiten verdanken wir ausschließlich der schon öfters erwähnten Denkschrift von Propst Kunigk.

¹²⁾ Die an der Außenmauer zwischen dem Verputz sichtbaren Steine haben schon manchmal zu voreiligen Schlüssen auf ein hohes, in die Zeit des Deutschordensbaues zurückreichendes Alter des Gotteshauses geführt.

Das Gotteshaus, über dessen Baugeschichte und Beschreibung keine weiteren Nachrichten in unsere Zeit gekommen sind, konnte fortan alle frommen Besucher fassen, ausgenommen allerdings an den Pfingsttagen, weil der Zustrom der Pilger dann besonders groß war. Die Proportionen der Kirche jedoch wirkten unschön. Das neue Seitenschiff hing gleichsam ohne Gegengewicht an dem Hauptbau, die Gewölbstützen der Süd- und Nordmauer standen unharmonisch zueinander, und der in die Ecke gedrückte Turm verunstaltete die äußere Erscheinung noch mehr. Auf dem ganzen Bauwerk lastete der Makel des Unvollendeten! Dieser ästhetische Mangel wurde noch von der Sorge um die Festigkeit des Bauwerks übertroffen. Die unschön mit Brettern verkleideten Giebelseiten zeigten bald Spuren des Verfalls. Ebensovienig widerstandsfähig gegen Sturm und Regen war auch das nur schlecht gesicherte Dach, so daß die Gewölbe, Regen und Schnee preisgegeben, vom Einsturz bedroht wurden.

Mit wachsender Sorge sahen Propst Joseph Borneck und sein Nachfolger Kasimir Kunigk (1770—1800) die Notwendigkeit umfangreicher Ausbesserungsarbeiten auf sich zukommen. Im Frühjahr des Jahres 1775 faßte Propst Kasimir Kunigk, ermutigt durch seine Kapläne Johann Bethke und Johann Langkorsch und den Vikar Daniel Ganswind, den weitschauenden Plan, der Kirche durch den Anbau eines südlichen Schiffes das Gleichmaß in der Breite und eine dieser Breite entsprechende Erweiterung in der Längsrichtung zu geben. An die Erfüllung einer solchen gewaltigen Aufgabe wagte sich der kindlich fromme Propst mit der Kraft unerschütterlichen Gottvertrauens und heldenhafter Ausdauer. In gewählter lateinischer Sprache, mit ungemein fleißiger Feder, hat er in einer Denkschrift von mehr als drei eng beschriebenen Bögen von seinen Kümernissen und Mühen über den Bau und von seiner persönlichen innerlichen Zuversicht auf die göttliche Hilfe berichtet; er erzählt von der Entwicklung der Bauarbeiten während der Jahre 1775 bis 1781, legt eine zusammenfassende Rechnung über alle Baukosten ab und fügt auch noch eine zehn Bogen umfassende Niederschrift der von ihm gehaltenen Predigten und Ansprachen zur Förderung des Baues und zum Abschluß aller Bemühungen im Jahre 1781 bei.

Propst Kasimir Kunigk

Der Urheber und Träger des großen Um- und Erweiterungsbaues der Bischofsteiner Mathiaskirche zu Ende des 18. Jahrhunderts hat es verdient, daß sein Lebensbild ausführlicher dargestellt wird.

Geboren war er in Deppen, einem Dorf des Kirchspiels Heiligenthal, am 30. Mai 1734 als Sohn des Freikölmers Johann Kunigk und dessen Ehefrau Barbara, einer geborenen Moeller, die aus einer der

Kirche sehr ergebenen und durch geistliche Mitglieder ausgezeichneten Familie aus Klutkenmühle stammte ¹⁾). Kasimir Kunigk kam als zehnjähriger Junge in das Haus seines geistlichen Onkels, des Pfarrers Peter Kunigk in Elditten. Der dortige Kaplan erteilte ihm den ersten Lateinunterricht, so daß er dann seine Ausbildung am Jesuitenkolleg in Rößel fortsetzen konnte, der sich ein Studium in Warschau anschloß. Ins Ermland zurückgekehrt, empfing er die niederen Weihen und beendete sein theologisches Studium in Braunsberg. Zum Priester geweiht wurde er am 4. Juni 1758 durch Bischof Stanislaus Grabowski, unmittelbar nach dem Tode seines Onkels in Elditten. Das erste heilige Meßopfer feierte der Jungpriester zwei Tage danach bei dem feierlichen Begräbnis seines Onkels. Nachdem er noch unter dem folgenden Pfarrer Borneck, einem Verwandten dritten Grades, das Amt eines Kaplans versehen hatte, wurde er nach dessen Tode von dem Patronatsherrn, Erbherrn Theodor von Hatten auf Elditten, für die dortige Pfarrstelle präsentiert, auf die er am 30. Mai 1763 instituiert wurde. Nachdem Propst Borneck von Bischofstein (er war ein Bruder des in Elditten verstorbenen Pfarrers) als Erzpriester nach Seeburg ersetzt worden war, wurde Kunigk durch Fürstbischof Ignatius von Krasicki (1767—1795) am 7. September 1770 zum Propst von Bischofstein ernannt.

Kunigk war seit seinem 16. Lebensjahr kränklich gewesen; während seiner Priesterjahre häuften sich seine Gebrechen ²⁾). In seinem Handeln beherrschte ihn mehr Furchtsamkeit als Stärke des Geistes, wie er von sich selbst berichtet.

Kunigks Nachfolger in Bischofstein, Propst Joseph Pohlki, hat ihm gewiß nicht über Gebühr Lob und Dank ausgesprochen, wenn er im Jahre 1803 auf einer jetzt in der Sakristei befindlichen Tafel seine Verdienste schildern ließ. Verfasser des Textes dieser Tafel ist der damalige Pfarrer aus Glockstein, Kowalt, gewesen ³⁾).

1) Die Mutter des Propstes starb am 27. Dezember 1772 in Bischofstein und wurde im Grabgewölbe der Kirche beigesetzt. Die Begräbnisfeierlichkeiten vollzog der Frauenburger Domherr Franz Borowski. - Die Schwester Katharina des Propstes starb ebenfalls in Bischofstein, 44 Jahre alt, im Jahre 1785. - Ein Neffe Franz, Sohn des in Deppen wohnenden Bruders Franz, geboren am 21. Dezember 1769, starb am 4. August 1792 ebenfalls in Bischofstein, nachdem er die niederen Weihen erhalten hatte. - Ein Bruder Bartholomäus war Schulz im Dorfe Wuslack.

2) In seiner der Denkschrift eingefügten Lebensbeschreibung zählt er eine Reihe von Krankheiten auf, an denen er seit dem 16. Lebensjahre zu leiden hatte: Schwindsuchtsanfall, dauerndes Nasenbluten, Milzerkrankung, Koliken, Nervenschwäche, Darmstörungen, blinde Hämorrhoiden, große Kurzsichtigkeit. Aus seiner Kinderzeit erwähnt er zwei Unfälle, die ihn fast das Leben gekostet hätten: Durch den heftigen Stoß eines Stieres wurde er auf einen Stein geschleudert; ein anderes Mal geriet er an einer offenen Stelle eines Fischteiches unter das Eis.

3) BAF: Visitationsakten aus dem Jahre 1813.

Die lateinische Tafelinschrift, in Kurrentbuchstaben geschrieben, lautet in freier Übersetzung wie folgt:

„Als Kasimir Kunigk, vorher Kaplan und dann Pfarrer in Elditten, am 7. November 1770 an die Propsteikirche nach Bischofstein kam, fand er hier Reste der Kirche 4). Kunigk liebte die Herrlichkeit des Hauses Gottes als erste und nicht letzte Angelegenheit der Hirten- und Seelsorge. Das bezeugt der denkwürdige Bau dieser Kirche, den seine außerordentliche Obsorge in sechs Jahren mit einem Aufwand von 92 858 Floren hat ausführen lassen. Die Kirchenkasse und fromme Seelen hatten die Mittel zur Verfügung gestellt und die Pfarrkinder in reichem Maße ihre Arbeitskraft. Am 5. August 1781 konnte er der Kirche eine hochfeierliche Einweihung bereiten, an der drei Bischöfe teilnahmen. Seitdem tauen die Himmel und regnen die Wolken den Segen des Heilands auf die fromme Beterschar hernieder. Alles, was wir sonst an einem solchen Mann gerne sehen, die Wachsamkeit des Seelenhirten, den Eifer des Predigers, die Gelehrsamkeit des Beichtvaters, die Bereitschaft zum Krankenbesuch bei Tag und Nacht und die Herzlichkeit eines Freundes, vereinigte sich bei Propst Kunigk. Am 14. März 1800 ging er zur Ruhe nach einem mühevollen und verdienstreichen Leben. Leser, bete andächtig für seine Seele! Seinem Vorgänger setzt dieses Denkmal im Jahre 1803, dem Schöpfer dieses Gotteshauses seine ergebene Dankbarkeit zu beweisen, der Nachfolger Propst Joseph Pohlki in Bischofstein.“

In Fragen der Baukunde verließ Kunigk sich auf den mit ihm befreundeten und darum mit dem Bau beauftragten protestantischen Maurermeister Friedrich Busch, Erbherr auf Pfarrersfelde bei Mohrungen. Dieser wußte die Bedenken des Propstes wegen der technischen Ausführungen des Baues und der Baukosten zu zerstreuen. Die Erweiterung um ein südliches Kirchenschiff bedingte die Erstel-

4) ... invenit hic rudera templi.' Bis der Verfasser im Juli 1917 die etwa 40 Jahre lang verschollene Denkschrift Kunigks zu Gesicht bekam (1879 scheint sie für die Kirchenvisitation benutzt worden zu sein), war diese Inschrift die einzige Quelle für die Ursache des Kirchbaues gewesen. Der überschwengliche Ausdruck, daß Kunigk beim Antritt seines Amtes ‚rudera templi‘ vorgefunden hätte, nötigte oder berechtigte wenigstens zu der Annahme, daß eine Zerstörung der Kirche durch ein Brandunglück stattgefunden hatte. Diese nicht zu Unrecht in den SS Rer. Warm. I, S. 434, Anm. 236 vertretene, völlig irrige Auffassung, die zur falschen Berechnung der Bauzeit auf zehn Jahre führte, ist auch in andere Darstellungen, wie BÖRTCHERS Bau- und Kunstdenkmäler und ERLÄNDISCHER HAUSEALENDER 1918 eingegangen. Der Erhalt älterer Inventarstücke der Kirche, die richtige Angabe der Bauzeit auf sechs Jahre bei J. F. GOLDBECK, Vollständige Topographie des Königreiches Preußen, 1785 und 1789, Teil 1, S. 22, und die damit übereinstimmende Angabe der Inschrift erregte freilich schon früher den Verdacht des Verfassers, zumal er aus dem völligen Mangel an anderen Überlieferungen jene Inschrift als einzige Quelle für die Anmerkung in den SS Rer. Warm. feststellen konnte.

lung der Südmauer unmittelbar am Stadtteich, dort, wo sich die Umfriedung des Friedhofes nach dem Stadtteich hinzog. Offensichtlich war der Boden sumpfig gewesen. Die Untersuchung dieses Grundes ergab jedoch bereits in einigen Fuß Tiefe festes Erdreich, und der Maurermeister nannte eine verhältnismäßig niedrige, wie sich aber herausstellte, viel zu niedrige Bausumme, nicht mehr als 10 000 Fl., dazu für die Einfriedung des Friedhofes durch eine Mauer 7223 Fl. 16 Gr. Die Gesamtsumme der Unkosten für die Kirche belief sich später auf 85 634 Fl. 18 Gr. Darin sind die vielen Zuwendungen, die in den Kirchenrechnungen dieser Jahre verzeichnet sind, nach ihrem Geldwert eingerechnet. Bischof Krasicki spendete 1500 Fl., während eine zum 1. September 1779 vom Bischof mit warmer Empfehlung angeordnete Kirchenkollekte nur 15 Rtlr, 11 Gr. 2 Pf erbrachte ⁵⁾.

⁵⁾ BAF: A 63, fol. 367.

Der Erweiterungsbau

Am 1. August, dem Kirchweihsonntag des Jahres 1775, verkündigte Propst Kunigk in der Predigt der Gemeinde seinen Plan und forderte sie auf, zur Vollendung dieses schon von Propst Oehm begonnenen und so lange vernachlässigten Baues Hilfe zu leisten. Die Pfarrgemeinde stimmte freudig zu. — Die erste Sorge richtete sich auf die Herbeischaffung der Steine. Ein allgemeiner Wettstreit entstand um den Ruhm, den ersten Stein, den Eckstein, auf den Bauplatz gebracht zu haben. Einem Bauern aus Klackendorf, einem unbegüterten, stets opferbereiten Mann, gelang es, mit einer Fuhre Steine allen zuvorzukommen. Noch im Herbst und im Winter häufte sich auf dem Kirchenplatz eine gewaltige Menge guter Steine, die in der städtischen Umgebung aus der Erde gefördert worden waren. Manch ein Stein war so groß, daß 20 Mann zum Aufladen und sechs Pferde zum Transport nötig waren. Am 3. Mai 1776 begann man da, wo inzwischen die alte südliche Kirchhofsmauer entfernt worden war, 16 Fuß breite und zehn Fuß tiefe Fundamentgräben in einer Gesamtlänge von 315 Fuß auszuheben, was allein schon drei Wochen in Anspruch nahm. Am 26. Mai, dem 1. Pfingsttag des Jahres, legte Bischof Ignatius von Krasicki unter Assistenz des damaligen Heilsberger Erzpriesters Xaver Graf Krasicki, der Guttstädter Domherren, des bischöflichen Kanzlers Stanislaus Drożyłowski und in Anwesenheit von 26 anderen geistlichen Herren nach einer feierlichen Prozession ¹⁾ unter Böllerschüssen in der Ostmauer, in der Achse des Hochaltars, den mit zwei Kupferblechen bedeckten Eck-

¹⁾ PA: Kirchenrechnung 1776.

stein. In einer lateinischen Ansprache rühmte Propst Kunigk den Bischof Krasicki als den bedeutendsten bischöflichen Bauherrn dieses Landes. Am 4. Juni 1776 senkte man die ersten Fundamentsteine in die Erde, unten in einer Breite von 14 Fuß, oben von neun Fuß.

In der nunmehr beginnenden Bauzeit schuf sich die Gemeinde ein Werk, zu dem sie ihr Bestes an Besitz und Eifer hergab, um damit die Wohnung des Allerhöchsten würdig zu gestalten. Mit fast überschwinglichen Worten schildert Propst Kunigk dieses erhebende Schauspiel. Alles, was sich in Bischofstein bewegte, „Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder“, eilten herbei, um die Fundamente fortzuschaffen, Hunderte in Verwesung begriffene Leichname bei der Kirche zu heben und neu zu bestatten. Auch die wirtschaftlich besser gestellten Bürger scheuten sich nicht, mit Hand anzulegen. Besonders an den sog. abgeschafften Feiertagen stellten sich Hunderte zum Schuttatragen, für Brucharbeiten und andere schwere Verrichtungen ein. Die Handwerker opferten ihre Feierabendstunden nach des Tages Arbeit und kamen von 8 bis 10 Uhr abends, um die für den nächsten Tag notwendigen Steine und Ziegel herbeizuschaffen. Unter Leitung der abwechselnd oder zugleich anwesenden Pfarrgeistlichen bewegte sich die Schar freiwilligen Helfer in freudigem Gehorsam und zweckmäßiger Ordnung. Der Lohn für die Arbeit waren Heiligenbildchen, die damals teuer und begehrter als heute waren. In ihrem Opferwillen stellten verschiedene Leute die Bildchen als Almosen für den Kirchbau zur abermaligen Verteilung zur Verfügung. An den abgeschafften Feiertagen verzichteten sie sogar auf diese ihnen wertvolle Anerkennung ihrer Arbeit. In sechs Fuß Breite stieg die Südwand über die Fundamente bis zu den Gewölben und in halber Breite bis zu den Dachbalken empor. Die Seitenpforte an der Nordwand wurde zugemauert und die dazu gehörige Vorhalle abgetragen. Noch heute zeichnet sich dort eine Vertiefung in der Wand ab. Dazu erhielt die Nordwand in Länge, Höhe und Fensterdurchbrüchen das Äußere der Südwand. Insgesamt hatte die Mauer eine Länge von 172 Fuß (54,23 Meter). Für die Kirchenbesucher erwuchs aus dieser Verlängerung der drei in einem Flachbogen abgeschlossenen Kirchenschiffe nach Osten hin nur der Flächenraum, den der Hochaltar mit Vorraum eingenommen hatte, denn den neuen, um zwei Gewölbejoche hinausgeschobenen östlichen Innenraum nahmen jetzt anstatt der ehemaligen, jetzt abgebrochenen Sakristei, eine neue Sakristei im nördlichen, dazu eine Sakristeikammer im südlichen Seitenschiff und der Hochaltar im Mittelschiff ein, dessen Chorraum durch eine Kommunionbank zwischen den zwei freistehenden Pfeilern begrenzt war.

Im Jahre 1778 waren die Außenmauern so weit vollendet, daß über dem 28,03 Meter breiten und 13,25 Meter hohen Bauwerk das 14,45 Meter hohe Satteldach mit drei liegenden und zwei aufrechten

Stühlen und einem Hängewerk von 39 Bindegliedern gezimmert werden konnte. 388 Firststeine liefen vom Turm, dessen Mauern den First durchschneiden, zum Ostgiebel, und auf 437 Latten hingen zu beiden Seiten 36 000 Dachpfannen herab. 468 Bretter bedeckten die Balken des Kirchenbodens. Im nächsten Jahr meißelten die Bauleute aus der alten Südmauer die Pfeilerreihe heraus und formten nach dem Muster des Gewölbes aus dem Jahre 1739 über dem 9,45 Meter breiten Mittelschiff und den 6,20 Meter und 5,95 Meter breiten Seitenschiffen auf fortlaufenden Schalungen jenes kühne, halbkreisrunde Tonnengewölbe, das trotz nüchternster Einfachheit der beiden Reihen tragender Pfeiler und der aus den Seitenwänden als Pilaster hervortretenden Stützen den Reiz des Barocks widerspiegelt, dessen Elemente so sparsam zur Anwendung gekommen sind. Neu geformt wurden außerdem vier Gewölbejoche im Südschiff, eines im Mittelschiff, wo namentlich das geborstene Gewölbe über dem Hochaltar einer Erneuerung bedurfte, dazu noch drei Joche der neuen Sakristei.

Der Scheitel der mittleren Langhaustonne überragte die durch Halbkreisbögen vom Mittelschiff abgetrennten Seitengewölbe um fast zwei Meter. Die lichte Höhe des Mittelschiffes, von der Fußbodenoberkante bis zur Gewölbeunterkante, beträgt 11,85 Meter, die des Südschiffes zehn Meter und die des Nordschiffes 10,10 Meter. Somit ergibt sich ein hallenmäßiger Querschnitt, nicht der Aufriß einer Basilika mit der viel bedeutenderen Überhöhung des Mittelschiffes, in dem sich oberhalb der Dächer der Seitenschiffe Fenster befinden. Kein Fries, keine Zierform in den Flächen und Zwickeln, nur Stuckleisten in einfachen Zeichnungen an den Jochen der mittleren Gewölbetonne, kein Prunk, keine Malerei und keine Verzierungen an den Baugliedern, recht nüchtern auch die Einbauten unter den beiden äußersten Gewölbejochen, die Sakristeien mit eigenen, zwanzig Fuß hohen Gewölbedecken, die von den zwei Pfeilerpaaren des Hauptschiffes um zehn Fuß überragt werden. Überall im Innern die einfachste Formensprache und die deutlichsten Merkmale der baulichen, mehr noch der finanziellen Leistungsfähigkeit. Immerhin strahlte der erhabene Hochaltar tief im Hintergrund des 40 Fuß tiefen Presbyteriums, von den Sakristeien eingefasst und wahrscheinlich durch Oberlichter erhellt, mit seiner prunkvollen barocken Dekoration ins Langhaus hinein, und die beiden am Ende der Seitenschiffe befindlichen Altäre leiteten wie organische Nebenglieder zum feierlich zurücktretenden Hochaltar über. So mochten die Beter in der Hallenkirche, von der Raumkunst des Barocks ins Hohe und Weite getragen, den Eindruck einer dreischiffigen Kathedrale empfunden haben!

Zur Eigenart der Außengestaltung eines Barockbaues gehören in der Regel kahle Seitenwände. Um so mehr aber glänzt er mit seinen

Schmuckformen an der Fassade. Der zweigeschossige, mit einem Giebel bekrönte Fassadentypus des Barocks fügte sich sehr gut in den Gesamtbau der Kirche. Das durch seine sechs Pilaster gegliederte Untergeschoß, dessen Pilaster die Eingangspforte doppelt einfassen und in ihrer Ordnung die Kirchenschiffe betonen, schließt mit einem rings um die Kirche sich fortsetzenden Kranzgesims ab, das sich in 13,25 Meter Höhe unmittelbar unter dem Dach dahinzieht. Das ganze Mittelstück wiederholt sich mit der doppelten Pilasterstellung, dem gleichen Architrav, dem einfachen, von den durchgeführten Pilasterstreifen unterbrochenen Fries und dem Gesims, zur Abwechslung mit ionischen statt korinthischen Pilasterkapitellen versehen, im schmaleren Obergeschoß, wo in einer Höhe von 30,65 Meter die Turmmauern das Dach durchschneiden. Seitliche, durch einen Einschnitt unterbrochene Voluten vermitteln den Übergang vom Untergeschoß und legen sich den Durchschrägen als Giebelwand vor. Die halbkreisförmige Bekrönung, die, wie auch die Voluten, seitlich eine Pfeilerbasis für Statuen freiläßt, verdeckt die 95 Fuß hohen Turmmauern bis zu der neu errichteten 55 Fuß darüber emporragenden Turmhaube, einer offenen, von einem achteckigen Kuppeldach getragenen und von einem ebenfalls achteckigen Kuppelhelm bedeckten Laterne. Auf der rund 47 Meter hohen Turmspitze prangte auf einem kupfernen Knauf, der durch eine Eisenstange erhöht war, ein vergoldetes Kreuz ²⁾.

Auf dem Fassadengiebel erhob sich die sechs Fuß hohe Statue des heiligen Kirchenpatrons Mathias, während die Seitenpilaster der beiden Geschosse in den vier auf den Pfeilerbasen stehenden, ebenso hohen Figuren der Evangelisten ausklingen ³⁾.

Die senkrechte und die waagerechte Gliederung der Fassade trug keinen Schmuck, kein Ornament am Fries und Architrav, keinen Kranz von Kapitell zu Kapitell, keine Kartusche, keine Nische oder rechteckige Eintiefung in den Flächen. Nur drei runde Fensterchen in den Feldern des Obergeschosses und eins in der Bekrönung als Lichtspender des Turmes, kein Giebel über dem halbkreisförmig geschlossenen Portal, das sonst als Hauptstück der Fassade sich zur Schau bietet, nur ein zweiflügeliges Tor im Erdgeschoß des Turmes mit zwei kleineren Mittelflügeln und vor den Seitenschiffen zehn Fuß hohe und halb so breite stichbogige Türen ⁴⁾ mit je einem stichbogigen

²⁾ Nach einem von Landbaumeister Masuhr in Bischofstein gefertigten Kostenanschlag aus dem Jahre 1791 mißt die unterste Kuppel 23 Fuß im Durchmesser, 15 Fuß in der Höhe, die Haube über den Laternenpfeilern 13 Fuß im Durchmesser und 9 Fuß in der Höhe, die Spitze vier Fuß Durchmesser und 14 Fuß Höhe (BAF: Acta Curiae, 1791, II).

³⁾ Jede Statue kostete 21 Fl., jedes Pilasterkapitell 114 Fl. Sie waren Arbeiten des Bildhauers Christian Bernhard Schmidt aus Rößel, vgl. APB II, S. 620.

⁴⁾ BAF: A 63, fol. 407.

Fenster darüber, keine hinaufführenden Stufenfolgen, wie sie an reichen Fassaden sich über ihre ganze Breite hinzuziehen pflegen! Dazu lag die Kirche zu tief, und es mußte sogar der Fußboden des Turmes um einen Fuß und der die Kirche umgebende Hof um zwei Fuß aufgehoben werden, um den Zugang zur Kirche zu ebnen.

Um dem Westgiebel diese Fassade vorzulegen, war die Stirnmauer des Turmes und des Nordschiffes bis auf drei Fuß verschmälert worden. Zugleich stärkte man die Festigkeit des alten Turmes durch Ausbesserung der Risse und eine massive Ausfüllung der nordwärts innerhalb der Turmmauer heraufführenden, an ihrer Einmündung in das zweite Geschoß noch erkennbaren achtzehnstufigen Stiege, erweiterte das Tor, überwölbte die Öffnung, durchbrach die Südmauer nach dem neuen Kirchenschiff, so wie bereits im Jahre 1739 der nördliche Durchgang geschaffen worden war. Das Grabgewölbe, das sich an den Turm des Nordschiffes anschloß, mußte der Ebenmäßigkeit des Bodens zuliebe aufgegeben werden. Das neue Gewölbe, mit einem zwei Fuß im Quadrat großen Fenster versehen, lag unterhalb der Sakristei des Südschiffes und maß dreißig Fuß in der Länge und 22 Fuß in der Breite. Über der nördlichen Sakristei erstreckte sich, wie man es seit alters im Nordschiff gewohnt war, ein Seitenchor, 30 Fuß lang und 19 Fuß breit. Eine gemauerte Treppe mit 17 Stufen führte hinauf.

19 Fenster, je zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit, sandten ihr Licht in den Kirchoraum. Vier Fenster, viereinhalb mal vier Fuß groß, dazu ein ovales Fenster über der einen Sakristeitür, ein gleiches oben im Westgiebel, ließen zusätzliches Licht in die Kirche strömen.

Am 19. November 1780 konnte Bischof Krasicki Propst Kunigk zur Vollendung des Baues beglückwünschen ⁵⁾.

Lebensgefahren und Schwierigkeiten hat es große und zahlreiche gegeben, besonders bei der Gewinnung der gewaltigen Steinblöcke aus der Erde und beim Abbruch der alten Steinmauern sowie bei der Fortbewegung der großen Berglasten. Der verhärtete Kalk widerstand fast noch mehr als die eingebetteten Mauersteine ⁶⁾. Bei dem teilweisen Abbruch der alten Südmauer kam zu der Beschwerne der Arbeit noch die Sorge um eine Erschütterung des Deckengewölbes hinzu. Diese Befürchtung war um so mehr gerechtfertigt, als verschiedentlich Steine aus einer Tiefe von zwei Fuß ausgemeißelt werden mußten. Der südliche Pfeiler, der die Orgelempore trägt und einen Durchlaß zu der zweiten kleineren, zwischen den Pfeilern gelegenen Empore öffnete, die heute noch besteht, begann beim Abbruch der Südmauer nachzugeben, obwohl man die-

⁵⁾ Ein von Landbaumeister Masuhr gefertigter Aufriß der Fassade befindet sich im BAF: Acta Curiae, 1791, II.

⁶⁾ Zur Arbeitsweise der *ermländischen Bauhandwerker* vgl. G. MATERN, *Preussische Bauhütten, Braunsberg 1911.*

sen Durchgang mit einem massiven Mauerwerk gefüllt hatte. Bereits spalteten sich die zwei anliegenden zuerst errichteten Gewölbejoche des Südschiffes und zwei des Mittelschiffes. Der Einsturz des Gewölbes hätte auch die Orgel zertrümmert, wenn nicht der umsichtige Baumeister an den Absatzstellen der gefährdeten Pfeiler an Gewölbe rechtzeitig starke hölzerne Stützbalken hätte anbringen, sodann Steine von sechs Fuß Länge herrichten, die Pfeiler an verschiedenen Stellen quer hindurch aushöhlen und diese Räume mit den Steinen füllen lassen, so daß der Pfeiler dadurch die anderen an Festigkeit übertraf.

Als sehr schwierig erwiesen sich auch die Abtrennung der äußeren Schicht des Westgiebels und die Auslösung der Mauerstücke zwischen den Linien der Pilaster in einer Tiefe, daß das neue Mauerwerk sich fest einfügen ließ. Fast zahllos waren die Anker, die Klammern und die Nägel, die verwendet wurden, um der drohenden Gefahr des Absturzes der neuen Bauteile vorzubeugen⁷⁾. Die Menge der verbrauchten Baustoffe belief sich auf: 327 Achtel Steine, 914 000 Stück Ziegel, 20 000 Stück Dachziegel, 388 Stück Firststeine, 2000 Tonnen Kalk von je drei Scheffel Inhalt, 998 Stück Bauhölzer, 144 Zentner Gips.

Die Einweihung der Kirche erfolgte am 5. August des Jahres 1781, dem ersten Sonntag des Monats⁸⁾.

Der Weihetag zeigte eine Versammlung hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger, von Klerus und Volk, wie sie in der Geschichte der Stadt Bischofstein ohne Beispiel ist! Fürstbischof Ignatius Krasicki, der Koadjutorbischof von Kulm und spätere ermländische Bischof Karl Fürst von Hohenzollern, der ermländische Weihbischof Dompropst Karl Friedrich Freiherr von Zehmen, Domdechant Karl von Pöppelmann aus Frauenburg, die Domherren Martin und Karl Krasicki, leibliche Brüder des ermländischen Fürstbischofs, jener Erzpriester in Rößel, dieser in Heilsberg, sowie der Domherr und Bistumskanzler Drożyłowski aus Guttstadt brachten den Glanz bischöflicher und domkapitulärischer Gewandung in die Feier. Der Seelsorgeklerus der Umgegend, einige auch von weit her, die vier Geistlichen aus Bischofstein, drei bischöfliche Hofkapläne und vier Kleriker vermehrten die Schar der Priester und Kleriker auf insgesamt 51.

Dazu war eine ungeheure Volksmenge, auch vornehme Nichtkatholiken, wie die Regimentskommandeure Oberst von der Goltz,

⁷⁾ Die Denkschrift von Propst Kunigk berichtet fast nur von den besonderen Mühen und Schwierigkeiten des Baues ohne jeglichen fachkundlichen Einschlag. Angaben über bauliche Einzelheiten sind den Kirchenrechnungen entnommen.

⁸⁾ Die alte Kirche war an einem 1. August eingeweiht worden. Zur Fortsetzung dieser Tradition hatte Propst Kunigk als Weihetag den ersten Sonntag des gleichen Monats erbeten.

Oberst Graf von Henkel, Graf von Dönhoff, 40 Sänger und Musiker aus verschiedenen Orten und eine zahlreiche Dienerschaft des Fürstbischofs zugegen. Die Weihe vollzog Bischof von Hohenzollern unter Assistenz der beiden Brüder des Fürstbischofs und des Domherrn Drożyłowski; sie dauerte von 7 bis 11.30 Uhr. Der Fürstbischof konnte die Weihe nicht vornehmen, weil er durch einen kranken Daumen am Vollzug der Salbung verhindert war. Im Anschluß an die Weihe hielt Domherr Drożyłowski die Predigt. Das Pontificalamt zelebrierte Weihbischof von Zehmen; der Fürstbischof erteilte den Segen.

Propst Kunigk, der wegen seiner Kränklichkeit die kirchlichen und häuslichen Vorbereitungen den drei assistierenden Domherren übergeben hatte, richtete eine lateinische Danksagung an den Fürstbischof und empfing von ihm einen goldenen Ring mit dessen Bildnis zum Geschenk, den der Propst, jede persönliche Bereicherung bescheiden ablehnend, vor der Versammlung als Weihegabe auf den Blutaltar legte. Das Gotteshaus wurde auf den gleichen Titel wie der frühere Bau, auf den Namen des Apostels Mathias, geweiht. Zugleich wurden noch zwei schon früher vorhanden gewesene Altäre konsekriert, der Altar zu Ehren der heiligen Familie (Jesus, Maria, Joseph, Joachim, Anna) am südlichen und der zu Ehren des heiligen Valentinus am gegenüberstehenden nördlichen Pfeiler⁹⁾. Das Festdiner fand für zehn auserlesene Gäste in den unteren Räumen der Propstei statt, für 25 Verwandte und Freunde des Propstes in dem oberen Stübchen der Propstei, für die Musiker und Sänger in der Wohnung des Kirchenprovisors Philipsen, für 40 Diener bei Johann Ganswindt, für die 40 Kutscher im Hause des Bäckermeisters Casimir Graf.

Propst Pohlki ließ im Todesjahr des ermländischen Bischofs Karl von Hohenzollern (1795—1803) zusammen mit der Gedenktafel für seinen Amtsvorgänger auch eine solche für den verstorbenen ermländischen Oberhirten errichten, deren Text der Pfarrer Kowalt verfaßte. Darauf wurden die hierarchischen Ehren und kirchlichen Verdienste des Hohenzollernbischofs gerühmt, der diese Kirche geweiht hatte. Ein Bild des Bischofs und ein solches des Propstes Kunigk, die sich in der Sakristei befinden, sind wahrscheinlich gleichzeitige Geschenke des Propstes Pohlki an die Kirche.

⁹⁾ Die Namen der in diese Altäre eingeschlossenen Reliquien sind nicht aufgezeichnet worden. Im Visitationsbericht des Erzpriesters aus dem Jahre 1782 (11. November) heißt es u. a.: „Die Kirche hat erst drei Altäre.“ Danach waren alle anderen Altäre portabilia, d. h. nur mit einem transportablen Altarstein versehen, also keine vollwertigen Altäre im Sinne der kirchenrechtlichen Bestimmungen.

Die Erhaltung der neuen Kirche und ihr letzter innerer Umbau

„Die von 1776—1781 wieder neu erbaute Pfarrkirche ist schön und nach der frauenburgischen Domkirche die größte im Ermland“, schrieb Johann Friedrich Goldbeck, das allgemeine Urteil seiner Zeit wiedergebend, in seiner Topographie ¹⁾.

Die schlichte Fassade mit der wie ein Dachreiter darüber sitzenden Turmspitze, die einfachen, ungegliederten Seitenwände und namentlich die dem Anblick am meisten ausgesetzte, ihrer malerischen Vorhalle mit der bequemen Pforte beraubte Nordwand erregen nur die Vorstellung eines gewaltigen Innenraumes, keinerlei Freude jedoch an der äußeren Form der Kirche. Lassen wir jedoch das Innere, das sich tatsächlich den Abmessungen des Langhauses der Frauenburger Kathedrale nähert, auf uns wirken, so wallt uns eine religiöse, feierlich erhebende Stimmung an. Sie muß sich wohl dadurch noch stärker ausgewirkt haben, daß der Blick in den durch die Seitenwände des Langhauses und die Kommunionbank abgetrennten Chor mit dem dunkel umschatteten Hochaltar fiel. Der Chor ist in der Form heute verschwunden. Der Umgestaltung des östlichen Innenraumes im Jahre 1875, die auch ihn beseitigte, gingen wiederholte bedeutsame Ausbesserungen des Turmes, der Fassade und des Daches voraus und folgten solche bis in die neueste Zeit. Die Kirche erhielt ihre Weihe, noch bevor Kuppel und Helm des Turmes mit Kupferplatten bedeckt worden waren. Und es dauerte noch weitere zehn Jahre, bis man daranging, durch eine auf 2077 Taler und 28 Groschen veranschlagte kupferne Bedachung der weiteren Zerstörung der nur durch ein Holzdach geschützten Turmspitze und der Giebelränder Einhalt zu gebieten ²⁾.

Inständiger war der Wunsch, der neuen Kirche ein schönes Läutewerk zu geben. Die große Mathiasglocke, die durch einen Sprung unbrauchbar geworden war, wurde im Jahre 1805 durch den Glockengießer Ludwig Copinus ³⁾ aus Königsberg umgegossen ⁴⁾. Sie war samt den noch heute dort hängenden kleineren Glocken, der St.-Marien- und der St.-Maria-Magdalena-Glocke bald nach den Zimmerarbeiten des Jahres 1714, als man den Turmhelm mit neuen Schindeln belegte, in der Werkstatt des Königsberger Glockengießers

¹⁾ Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. Bd. 1. 2. Königsberg/Leipzig 1785-1789.

²⁾ BAF: Acta Curiae, 1791, II.

³⁾ Vgl. APB I, S. 112.

⁴⁾ Die bischöfliche Genehmigung dafür war bereits im Jahre 1802 erteilt worden, BAF: B Nr. 5. Der Glockengießer erhielt für seine Arbeit 475 Fl., PA: Kirchenrechnung 1804/1805.

Jacob Hessing im Jahre 1721 entstanden. Zu dem Zwecke wurden die alten Glocken eingeschmolzen ⁵⁾.

Die Mathiasglocke, schon seit vielen Jahren mit einer Sprunglücke am Rande und deshalb mißtönend, hat einen Durchmesser von 1,28 Meter und ist bis zu der mit sechs Engelsköpfchen schön geformten, 30 cm hohen Krone einen Meter hoch. Auf der einen Seite befindet sich eine Apostelfigur mit der Unterschrift „S. Mathias“, auf der anderen Seite Johannes und Maria unter dem Kreuze und darunter die Inschrift: „Zur Zeit des Herrn Anton Rehan, Propst; Herrn Franciscus Möller, Caplan; Herrn Andreas Schröter, Caplan; Herrn Jakob Ernst, Prov.; Herrn Michael Müller - wurde gegossen von Ludwig Copinus in Königsberg Anno 1805.“ Zweireihige barocke Verzierungen umlaufen den Rand und die Krone.

Die Marienglocke, ebenfalls mit einer aus sechs Köpfchen gebildeten 21 cm hohen Krone, mißt im Durchmesser 1,10 Meter, in der Höhe 0,84 Meter; sie stellt auf ihrem Mantel Mariä Verkündigung dar. Darüber stehen die Worte „Ave Maria, Gratia Plena“. Die mit zweireihigem barockem Ornament verzierte Haube trägt die Inschrift „Fusa Anno 1721 Eccl. BIST. L. S. T. (?)“, der Rand „Me Fundat Jacob Hessing Regiomonti Anno Domini 1721“.

Die Maria-Magdalena-Glocke mit einem Durchmesser von 85 cm, einer Höhe von 66 cm und einer Krone von 18 cm zeigt auf dem Mantel, von der Umschrift „St. Maria Magdalena ora pro nobis“ umgeben, die hl. Maria Magdalena und auf der Haube „Anno 1721“. Krone und Ornamente gleichen der Marienglocke. Letztere erklingt in b, jene in f ⁶⁾.

Die vierte Glocke, eine Signaturlöcke von 38 cm Durchmesser, 44 cm Höhe und einer 12 cm hohen Krone, war im Jahr 1863 durch Umguß der alten gesprungenen Signaturlöcke von den Gebrüder Reschke ⁷⁾ hergestellt worden. Der Preis des Gusses betrug 36 Taler, die Gesamtkosten 40 Taler ⁸⁾.

Im Jahre 1917 mußte sie der Heeresverwaltung abgegeben werden. Als Ersatz dafür wurde im Jahre 1920 eine ähnliche Glocke zurückgegeben. Bis dahin war anstelle der abgelieferten Glocke die

⁵⁾ Für den Transport der alten Glocken nach Königsberg erhielt Johann Gillmeister in Bischofstein vom Magistrat am 27. Juli 1721 insgesamt 22 Mark und 10 Groschen. Am 12. September 1721 schloß der Magistrat mit ihm einen Vertrag, worin sich Gillmeister verpflichtete, für 40 Fl. „die neue größere Glocke mit eigenem Eisen einzubinden“. Nach dem Jahre 1701 ist bereits von der Bezahlung einer neu gegossenen Glocke die Rede. Die Kirche hatte damals dem Beneficium de Ss. Trinitate 272 Fl. entliehen (BAF: Visitationsakten des Jahres 1777).

⁶⁾ Die Beschreibung der Glocken verdankt der Verfasser Propst Tietz aus Bischofstein.

⁷⁾ Die Glockengießerei der Brüder Reschke wurde im Jahre 1843 in Rastenburg eröffnet.

⁸⁾ PA: Kirchenakten Nr. 30.

im Jahre 1859 beschaffte Glocke der St.-Martha-Kapelle herangeholt und benutzt worden, die dann wieder auf ihre alte Stelle zurückkam.

Der zerstörende Einfluß der Witterung auf die Turmfassade, die dem Wetter in besonderer Weise ausgesetzt ist, zwang schon im Jahre 1820, als noch kaum die Not der Kriegsjahrzehnte überwunden war, dazu, Vorbereitungen für bedeutende Ausbesserungen des Westgiebels und des Turmes zu treffen ⁹⁾. Die Behebung einiger stärkerer Mauerreste hatte man bereits im Jahre 1802 vornehmen müssen ¹⁰⁾. Im übrigen hatten sich die Kirchenmauern als stabil erwiesen.

An die damals durchgeführte Abdeckung des Turmes mit Kupferblech und an die Erneuerung des Giebels erinnern die Namen der Geistlichen, des Kirchenprovisors und der ausführenden Handwerker mit der Jahreszahl 1817 auf den Giebelstatuen. Die vier Statuen der Evangelisten zeigen nach Mitteilung des Malermeisters Müller in Bischofstein folgende Aufschriften: Provisor Brettschneider 1817 — Langhanki, Denninger, Quednau 1817 (Kapläne und Vikare) — Antonius Wallrath (Kupferschmied, geb. 1775 in Bischofstein) 1817 — August Kallinisch 1817. Auf der Statue des hl. Mathias ist wohl der Name des damaligen Propstes Rehan vermerkt worden.

Das Gebälk des Glockenstuhls, das im Jahre 1781 nicht erneuert worden war, erwies sich schon als so schadhaft, daß man seinen Einsturz befürchtete und daher das Läuten der großen Glocke einstellte. Das Holzwerk mußte ausgebessert und zwei neue Ständer sowie zwei Treppen aus Eichenholz eingesetzt werden ¹¹⁾. Im Jahre 1819 hatten Verhandlungen über die Aufbringung der Kosten stattgefunden ¹²⁾. Im Jahre 1846 waren das Kupferdach und die Holzverschalung der Kuppel schon so verrottet und die Balkenlage, die Saumschwellen, die Riegel, die Hauptsäulen und die Verbindungsstreben von der eindringenden Nässe so vermorscht, daß die Turmspitze sich bereits aus ihrer Senkrechten geneigt hatte ¹³⁾. Auch die Bekrönungen und die Voluten der Fassade bedurften eines Zinkblechbelages. Er wurde dann im Jahre 1851 durch das widerstandsfähigere Kupfer ersetzt ¹⁴⁾.

Eine bedeutende Instandsetzung des Turmdaches erfolgte wiederum im Jahre 1869, wobei acht neue Kupferbleche von je 18 Fuß im Quadrat zur Verwendung kamen. Im Jahre 1884 fand man mehrere Eckstände, Riegel, Kreuzstreben und Balken zum größten Teil schon

⁹⁾ BAF: B Nr. 29.

¹⁰⁾ BAF: B Nr. 5.

¹¹⁾ BAF: B Nr. 29.

¹²⁾ PA: Pfarrakten, ohne nähere Bezeichnung.

¹³⁾ PA: Kirchenbausachen und Reparatur der Kirche, II und III.

¹⁴⁾ Die Kosten für die Ausbesserung der Fassade betragen damals 374 Taler, 3 Silbergroschen und 8 Pfennig. Die Arbeiten wurden ausgeführt durch Maurermeister Boesold aus Bischofstein und Kupferschmied Peter Schulz aus Guttstadt, BAF: B Nr. 30.

so vermorscht, daß ein heftiger Sturm die Kuppel hätte zum Einsturz bringen können. Im übrigen waren die acht Eckständer der Kuppel im Verhältnis zu ihrer Höhe zu schwach und bewegten sich schon bei mäßigem Winde. Dazu zeigte auch das Kupferblech wieder einige Schäden. Im Herbst des Jahres 1884 war die Ausbesserung vollendet ¹⁵⁾.

Im Juni 1910 beschädigte ein kalter Blitzstrahl die Stirnseite der Kirche und veranlaßte umfangreiche Erneuerungen ¹⁶⁾. Die alten Kapitelle stellten beachtenswerte handwerkliche Leistungen dar. Sie wurden von fachkundigen Leuten auf ein mehrhundertjähriges Alter geschätzt. Die anderen Arbeiten wurden von Zimmermeister Hermann, Klempnermeister Hanck, Glasermeister Klein und Malermeister Müller aus Bischofstein ausgeführt.

Innerhalb von sechs Jahrzehnten hatte auch das Dach der Kirche erhebliche Schäden davongetragen. Von den 37 ganzen und von den 25 Stichbalken des Daches fand man im Jahre 1844 insgesamt 40 Balkenköpfe völlig vermorscht vor. Schon hatten einzelne Sparren nachgegeben, und die Last des Daches hatte sich so schwer auf das massive Gesims gesenkt, daß einzelne Teile davon gelockert und dem Absturz nahe waren. Das Regenwasser hatte in den Dachstuhl und bereits in das Gewölbe eindringen können. Es mußten daher die gesenkten Sparren gehoben, neue Balken eingesetzt und die Risse am Gewölbe und an den Fensterbögen mit Kalkmörtel neu verputzt werden. Die mit Kalkmörtel verstrichenen Dachpfannen, seit Jahrzehnten schon in ihren Fugen durchlässig, waren in den heftigen Stürmen des Winters 1866/67 noch mehr gelockert worden. Ein Viertel des Daches wurde sofort mit Splinten neu versehen und mit Mörtel verstrichen. Eine umfangreichere Ausbesserung schob man zunächst noch auf. In den Kriegsjahren 1870/71 trat die Notwendigkeit einer Ausbesserung ernsthafter hervor und gebot trotz großer finanzieller Notlage der durch Kriegssteuern und mehrere Mißernten hart getroffenen Gemeinde schleunige Abhilfe ¹⁷⁾.

Im Jahre 1871 wurden große Teile des Gesimses erneuert, 150 Fuß im Quadrat an der Süd- und 250 Fuß im Quadrat an der Nordseite, dazu 160 Fuß Kalkleiste und ein Pilaster der Fassade. Auch das Dach

¹⁵⁾ Der Kostenaufwand betrug 4050 Mark; an den Arbeiten waren Zimmermeister Hermann aus Bischofstein und Kupferschmiedemeister Endert aus Guttstadt beteiligt, BAF: B Nr. 30.

¹⁶⁾ Es wurden verausgabt für die Kupferbedachung der Voluten 673 Mark, für die Bau- und Maurerarbeiten 2163 Mark, für Verglasungen 33,75 Mark und für Anstrich 595 Mark. Die zehn Pilasterkapitelle wurden nur zur Hälfte nach dem Muster der im Jahre 1780 von Bildhauer Schmidt aus Rößel gefertigten ausgebessert. Eins war inzwischen in der Werkstatt des Bildhauers Bohne in Königsberg für 370 Mark neu in Holz geschnitzt worden.

¹⁷⁾ PA: Pfarrakten II, 11.

wurde neu mit Pfannen gedeckt. Die bedeutend flacheren Pfannen neuen Formats, die man nach Verbrauch des alten Vorrats für die Nordseite hatte verwenden müssen, hatten einen schnellen Ablauf des Wassers verhindert, so daß die Verstreichung schadhafte geworden war und das Holzwerk zu faulen begonnen hatte. Eine Verschaltung mit Brettern hatte man der Kostspieligkeit wegen unterlassen. Nach zwanzig Jahren mußte das gesamte nördliche Dach von neuem eingedeckt und mit Zement gesichert werden. Im Jahre 1914 deckte Dachdeckermeister Lindemann aus Allenstein das Dach des Ostgiebels neu ein. Die Dachziegel wurden in Graudenz angefertigt. Als man zum erstenmal auf die Schäden am Kirchendach aufmerksam wurde, erkannte man auch, wie sehr sämtliche Fenster, jedes aus 224 Rauten in einem vierteiligen Rahmen bestehend, neue klare Glasscheiben, neues Blei und neue Rauten gebraucht hätten¹⁸⁾! Man mußte sich zunächst auf die Erneuerung der Fenster in der dem Witterungseinfluß am stärksten ausgesetzten Nordwand beschränken. Domherr Andreas Schröter, ein geborener Bischofsteiner, schenkte zu dem Zwecke der Kirche 100 Taler¹⁹⁾.

Der neuen Zeit mißfielen die einfachen, stilbögig geschlossenen Fenster. Die großartige Halbkreislinie des Gewölbes, so wollte es das neue Stilempfinden, sollte sich über den Fenstern wiederholen. Bereits im Jahre 1863 waren sechs Fenster umgeändert worden. Jedes hatte 112 Taler gekostet. Aus freien Beiträgen flossen 210 Taler zu. Ein Wohltäter stiftete allein ein ganzes Fenster²⁰⁾.

Die Abänderung der übrigen 16 Fenster wurde noch aufgeschoben, bis größere Umbauten, die Umgestaltung der Sakristei im Jahre 1875, auch diese Arbeiten als günstig erscheinen ließen. Vier Fensteröffnungen wurden damals zugemauert und eine neu geschaffen²¹⁾.

Die Lichter der 13 neuen, durch Pfosten aus Formziegeln einmal unterteilten, oben mit einem kreisrund gefüllten Fenster, hatten bunt gemusterte Scheiben aus der angesehenen Glasanstalt Oidtmann in Linnich (Rheinland) erhalten. Die runden Abschlußbögen der Fenster sind wie die anderen Einfassungen aus Ton hergestellt.

Die Fassade, deren Untergeschoß in jedem der drei Zwischenfelder mit einem dieser Fenster belebt wurde anstatt der alten stichbögigen, um den Lichtstrom hindurchzuleiten, mußte dieser Zweckmäßigkeit ihre ruhige Schlichtheit opfern. Die sechs Rundbögen und

¹⁸⁾ PA: Kostenvoranschlag in den Pfarrakten II, 11.

¹⁹⁾ PA: Korrespondenz seit 1839.

²⁰⁾ BAF: B Nr. 30.

²¹⁾ Das neue Fenster entstand wohl über der nördlichen Sakristeikammer, die bisher nur durch zwei Halbfenster Licht erhalten hatte. Von den 19 größeren Fenstern der Kirche aus dem Jahre 1781 befanden sich wahrscheinlich nur neun auf der Nordseite und zehn in der Südmauer, dazu drei in der Ostwand. - In den Pfarrakten Bischofstein wird noch von der Abänderung zweier Fenster in der Südwand während des Jahres 1865 berichtet.

die darüber befindlichen Fenster, alle nach Art der Bossenquader gleichmäßig umrahmt, verstärkten den Ton der Einfachheit bis zur Ermüdung. Das höher gelegene Mittelfenster mit der Umschrift „Gelobet sei Jesus Christus“ vermochte die Gleichförmigkeit kaum abzuschwächen.

Belebend wirkten dagegen die beiden auf Sockeln befindlichen überdachten Bildwerke auf beiden Seiten des Hauptportals, das Kreuz und das Bildnis der unbefleckt Empfangenen. Beide Werke stammten aus der Werkstatt der Familie Biereichel ²²⁾.

Am Schluß der letzten Maiandacht des Jahres 1859 wurde die Marienstatue, die an die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariens im Jahre 1854 und an die Einführung der Maiandachten in Bischofstein im Jahre darauf erinnern sollte, vor die Hauptpforte getragen. Mitglieder des *im vorhergehenden Jahre in Bischofstein gegründeten* Katholischen Gesellenvereins ²³⁾ trugen die gewiß nicht leichte Figur an ihren Bestimmungsort. Drei Gemeindeangehörige hatten dieses Standbild der Kirche geschenkt ²⁴⁾. Noch im gleichen Jahre wurde am 21. August im Rahmen der feierlichen Schlußprozession der ersten Volksmission in Bischofstein ein großes Gedenkkreuz an die Missionstage feierlich enthüllt. Die Überdachungen der beiden Statuen fügten sich nicht recht in den schönen Gesamteindruck.

Nicht als Bauglied der Kirche, wohl aber zum Gesamtstil der Fassade gehört die Reihe der Pfeiler mit den darauf befindlichen Apostelfiguren, aus Holz geschnitzt, rechts und links der Mauerpforte. Zwischen diesen Pfeilern befanden sich als Abgrenzung des Kirchenplatzes Staketenzäune. Die Pfeiler erhielten um diese Zeit neuen Figurenschmuck aus den Meisterhänden Biereichels aus Danzig und seines Sohnes aus Rößel. Fristgemäß zum Hauptwallfahrtstag des Jahres 1859 konnten die Bildwerke an Ort und Stelle aufgestellt werden ²⁵⁾.

Es war dies nicht das erste Mal, daß diese Schauseite der Kirchhofmauer mit Apostelfiguren verziert wurde. Der sog. Dielenzaun, die Planken genannt wurden, der früher den Kirchhof an der dama-

²²⁾ Über die Künstlerfamilie Biereichel, Vater, Sohn und Enkel, vgl. J. STRUNGE, Maler und Bildhauer des Bistums Ermland. In: Neue Preussische Provinzialblätter 4 (1849) S. 415 f. Biereichel Sohn und Enkel, in Danzig und in Rößel ansässig, arbeiteten gemeinsam für die Kirche in Bischofstein. - Der Preis der Marienstatue betrug 60, der des Kruzifixes 62 Taler. Vgl. dazu: Hausbuch der Pfarrei Bischofstein, S. 58.

²³⁾ *In Bischofstein entstand im Jahre 1858 der älteste Katholische Gesellenverein im Bistum Ermland, der eine von Adolf Kolping (1813-1865) selbst unterzeichnete Aufnahmeurkunde besaß.*

²⁴⁾ Danziger Katholisches Wochenblatt 1859, S. 191 ff.

²⁵⁾ Die Kosten jeder Apostelfigur betragen 25 Taler. Das Geld wurde zum größten Teil durch Spenden der Gemeindeglieder aufgebracht. Hausbuch der Pfarrei Bischofstein, S. 58.

ligen Warschauer Straße abgrenzte, wurde kurz vor dem Kirchumbau des Jahres 1776 durch eine Mauer ersetzt ²⁶⁾).

Die drei Fuß hohe und ein Fuß breite Mauer, die im Jahre 1771 in 179 Fuß Länge auf einem vier Fuß tiefen und ebenso breitem Fundament stand, trug auf 13 Pfeilern von je acht Fuß Höhe und zwei Quadratfuß Stärke und der viermal so hohen Hauptpforte insgesamt 14 Statuen ²⁷⁾. Die damals ähnlich gestaltete, den Kirchplatz umgebende Mauer, die sich mit einer stattlichen Reihe von 36 in Holzkugeln ausklingenden Pfeilern der Fassadenmauer anschloß, steht heute noch ohne jeden Pfeilerschmuck da. Sie erlitt wohl schon in den Jahren 1737 bis 1738 bei der Ausbesserung Veränderungen ²⁸⁾.

Im Jahre 1859 erwiesen sich die Statuen auf den Pfeilern als so schadhafte, daß die meisten von ihnen entfernt werden mußten. Wenige von ihnen konnten noch für die Michaeliskirche ausgebessert werden, wo noch heute eine dieser Apostelfiguren auf einem gemauerten Sockel des Friedhofes erhalten ist. Als Maler Bönig aus Guttstadt die Gemälde der Pfarr- und Michaeliskirche restaurierte, nahm er auch die Ausbesserung der Statuen auf der Kirchhofsmauer vor. Gleichzeitig wurde diese selbst von Grund auf wiederhergestellt und statt der schadhafte Holzschranken Eisengitter angebracht ²⁹⁾.

Der Außenbau der Kirche hat seit dem Jahre 1781 seine Form fast unverändert bis heute erhalten. Schön ist der Heiland mit ausgebreiteten Armen, wohl ein Werk der neuen Renaissancekunst. Der östliche Teil der Kirche mit der runden Apsis und dem gewalnten Dach und einem darauf befindlichen Kreuz zeigte nach dem einst schilfgesäumten Wasserstreifen des im Jahre 1870 abgelassenen Stadtteiches und dem dahinter sich hinziehenden Wald hin. Eine ungenaue, im allgemeinen aber zutreffende Zeichnung der östlichen Stadtseite hat uns diesen Anblick erhalten ³⁰⁾.

Das Innere, das durch den Abbruch der beiden Sakristeien und die Verengung des Presbyteriums ein neues Antlitz erhielt, verlor dadurch an Wirkung. Aber die Erweiterung war nach nüchterner Betrachtung ein Gewinn, worauf es wohl Pfarrer Seth (1851—1879), einem mit hervorragendem Wirklichkeitssinn und seltener Vorliebe für Bautätigkeit begabten Mann, angekommen war. Die Würde des Ortes ließ es nicht zu, im Presbyterium Sitzbänke aufzustellen. Ein

²⁶⁾ Bei der Visitation des Jahres 1771 war der auf Kosten der Landgemeinden zu errichtende Teil der Mauer schon fertig. Die Stadt hatte die Pforten errichtet, machte aber andererseits wegen des von ihr zu zahlenden Anteils an den Baukosten der Mauer Schwierigkeiten.

²⁷⁾ PA: Denkschrift Kunigks.

²⁸⁾ PA: Pfarrakten II, 11.

²⁹⁾ Visitationsakten 1878.

³⁰⁾ Die Ansicht, von Grunwald nach der Natur gemalt, ist als Steindruck bei Willutzky in Königsberg erschienen und befindet sich in Bischofsteiner Privatbesitz. Eine Kopie, von stud. theol. Wronka angefertigt, besitzt das Ermländische Museum in Braunsberg.

Antrag, für die seit dem Jahr 1854 an der Mädchenschule tätigen Katharinen-schwwestern Bänke im Chor aufzustellen, wurde von der kirchlichen Behörde abgelehnt. Um mehr Sitzplätze in der Kirche zu gewinnen, war daran gedacht worden, Sakristei und Kammer vollständig zu entfernen und die neue Sakristei unter einem Halbdach mit einer Verbindungstür in der Ostwand außerhalb zu errichten, oder, falls dieser Plan nicht die erforderliche Billigung finden sollte, die Sakristei und die ihr gegenüberliegende Kammer um die Hälfte zu verkleinern ³¹⁾.

Erst im Jahre 1874 konnte Pfarrer Seth seinen Plan verwirklichen. Wie vor einem Jahrhundert sein Vorgänger Kunigk, so appellierte er am Kirchweihfest des Jahres 1874 an die Opferwilligkeit der damals wirtschaftlich sehr schlecht gestellten Gemeinde und begann alsbald mit dem Bau. Der Entwurf stammte von dem damaligen Diözesanbaumeister Dreesen aus Frauenburg. Im Jahre 1874 war der Neubau der Sakristei fertig geworden. Es handelte sich um einen 6,50 Meter tiefen und 12 Meter breiten, stichbogig abgeschlossenen Anbau. Die Arbeiten waren bis auf den äußeren und inneren Verputz abgeschlossen und kosteten laut Vertrag insgesamt 12 000 Taler. Auch die südliche Kammer war bereits abgebrochen worden. Im folgenden Jahr entfernten die Bauleute auch die alte Sakristei, besserten die beim Abbruch beschädigten Pfeiler und Kirchenwände wie auch die vom Mauerkrebs teilweise zerstörte Südwand aus. In dieser Zeit fand der Gottesdienst, wie auch während der Bauarbeiten im Jahre 1778, in der Michaeliskirche statt. Der Fußboden der früheren Sakristei wurde mit Fliesen ergänzt. Im Nordschiff über dem ehemaligen Grabgewölbe hatte der Fußboden infolge einer drei bis vier Zentimeter starken Senkung nach dem Mittelschiff zu an manchen Stellen einen neuen Fliesenbelag erhalten müssen ³²⁾.

Der äußere Bau kostete 5306 Mark, wozu die Gemeinde den Kies im Wert von 300 Mark geliefert, 1200 Ziegel angefahren, den Schutt beseitigt, was einem Betrag von 100 Mark gleichkam, und 1860 Mark in bar geleistet hatte, zusammen eine Leistung von 2356 Mark, während die Kirchenkasse 2950 Mark beisteuerte. Der katholische Gesellenverein spendete 100 Taler, die ihm bei seiner Gründung durch eine Sammlung in der Stadt zugefallen waren ³³⁾.

Jetzt konnten der Kreuzaltar im Nordschiff und der Marienaltar im Südschiff bis an die Ostwand der Kirche auf gleiche Höhe mit dem Hochaltar vorgeschoben, die Sitzreihen bis an die Eckpfeiler der früheren Sakristei ausgedehnt, die Bänke der vier Sitzreihen

³¹⁾ Vor den Bänken der Schuhmachergilde, der im Jahre 1858 eine Bank mit sechs Sitzplätzen unterhalb der Orgelempore wiedergegeben wurde, stellte man zwei weitere Bänke mit je sechs Sitzplätzen auf.

³²⁾ BAF: B Nr. 30.

³³⁾ PA: Pfarrakten II, 11.

um je neun und zwischen den Pfeilern um je vier vermehrt werden³⁴⁾.

Die im Jahre 1837 durch den Bildhauer Biereichel angefertigte Kommunionbank wurde ausgebessert und an das nächste Pfeilerpaar vorgerückt. An die Stelle des barocken, dem Anfang des 18. Jahrhunderts zugehörigen Hochaltars war kurz vor dem großen Kirchbau im Jahr 1772 ein neues Werk aus der Hand des Rößeler Bildhauers Christian Bernhard Schmidt³⁵⁾ errichtet worden.

Der neue Altar ist in den Übergangsformen des Barocks zum Rokoko gearbeitet, nur viel höher und breiter als der für die alte, flachgedeckte und einschiffige Kirche es gewesen war. Auf einem breit ausladenden, mit kerzentragenden Engeln geschmückten Unterbau erhebt sich über die Pfeiler mit verkröpftem Gebälk, tragenden Säulen und Pilastern, zwei holzgeschnitzte Engel zu beiden Seiten, ein Ölgemälde des hl. Mathias, eine sitzende Gestalt, in frommer Lesung über einem auf den Knien liegenden Buch geneigt. Gewiß eine Arbeit des jüngeren Langhanki aus Bischofstein! Für dieses Altarbild hatte der Kirchenprovisor Langhannig 82 Taler gespendet. Der vergoldete Thronhimmel mit Spiegel auf dem Rokokotabernakel, der das Altargemälde etwas verdeckt, ist im gleichen Jahr entstanden; im Jahr 1896 wurde der Thronhimmel im neuen Stil verändert und der Tabernakel neu vergoldet³⁶⁾.

Auf dem Rokokobau des Obergeschosses, dem die symbolischen Figuren des Glaubens und der Gerechtigkeit zur Seite sitzen, befindet sich ein Bild der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, und auf der Bekrönung, von Wolken, Strahlen und Engelsköpfchen umrahmt, der alttestamentarische Jehova. In der gleichen barocken Bauart, von ähnlicher Säulen- und Pilasteranordnung und verkröpftem Gebälk mit den Ornamenten des Barocks, das auch sonst zur Ausgestaltung der Innenräume barocker Bauten dient, sind zur gleichen Zeit der Marienaltar und die beiden Pfeileraltäre durch denselben Meister geschaffen worden, während der Kreuzaltar, eine Nachbildung dieser Formen aus der Hand Biereichels aus dem Jahre 1833³⁷⁾, sein ungleiches Alter verrät.

Zwischen römischen Kompositensäulen mit Pilastern zu beiden Seiten, vor denen holzgeschnitzte palmenhaltende Engel mit ausgebreiteten Flügeln bewegt zum Altarbild sich wenden, glänzt auf dem Marienaltar in Silber und Gold die thronende Gottesmutter mit dem göttlichen Kinde. Aus Silber und vergoldet sind die Gewänder,

³⁴⁾ Visitationsakten des Jahres 1878.

³⁵⁾ Vgl. APB II, S. 260. - Vgl. auch J. STRUNGE, S. 411. - Schmidt hatte auch den bei dem Brande im Jahre 1806 zerstörten Hochaltar in Rößel errichtet; von seiner Hand stammt auch der Rokokoaltar in Peterswalde, Kr. Braunsberg, aus dem Jahre 1782. Für den Hochaltar in Bischofstein erhielt Schmidt 1108 Taler (Kirchenrechnungen 1772-1775).

³⁶⁾ BAF: B Nr. 30.

³⁷⁾ PA: Pfarrakten III, 13.

die Krone, die zwölf Sterne, die das Haupt der heiligen Jungfrau umgeben, und das Zepter in ihrer Hand. Unbedeckt von Metall sind auf dem Gemälde zwei dienende Engel und zwei Engelsköpfchen dargestellt. Es ist ein altes Gemälde; im Jahre 1726 war es mit silbernen Gewändern, zwei silbernen Engeln, welche die Krone der heiligen Jungfrau in ihren Händen trugen, und einem vergoldeten Rosenkranz geschmückt worden. Im Jahre 1853 wurden noch ein Zepter und Sterne aus Edelmetall hinzugefügt. Die beiden Engel, deren Stellung die Stifflöcher noch anzeigen, sind später verschwunden. Der frommen Sitte der Vorfahren nacheifernd, vermehrten im Jahre 1907 einige Marienverehrerinnen den Schmuck um ein vergoldetes Armband⁸⁸⁾. Der Altar war für die Andachten der Rosenkranzbruderschaft bestimmt und in seiner Ausstattung Eigentum der Bruderschaft, deren Stiftungskapital zur Errichtung dieses Altars im Jahre 1770 mitgeholfen hatte. Nach der Vorschrift der Bruderschaft sollte am Altar ein Rosenkranzbild die Mahnung an die Gebetspflichten der Mitglieder wachhalten. Es wurde also ein Ölgemälde hinzugefügt, das eine Darstellung der Gottesmutter mit dem vor ihr knienden heiligen Dominikus zeigt, der den Rosenkranz in Empfang nimmt. Am unteren Rande ist vermerkt: „P. E. 1773.“ Das Bild wurde mit einer Vorrichtung versehen, um nach Belieben auch das dahinter hängende silberbeschlagene Bild zur Ansicht stellen zu können. Im Oberteil des Altars umgibt ein Kranz von Wolken, Strahlen und Engelsköpfchen, ein auf allen Altären wiederkehrendes Motiv, den verschlungenen Namenszug der heiligen Jungfrau. Zierliche schwebende Engel auf Konsolen über dem Gebälk verleihen den gleichmäßig verteilten Rokokoornamenten leichten Schwung und Lebhaftigkeit. Ein gefälliger Rokokothron mit einem kleinen Madonnenbild, auf Glas gemalt, kann durch ein Öllämpchen beleuchtet werden und dient zur Aufstellung der Monstranz bei Prozessionen.

Die Altäre am dritten freistehenden Pfeilerpaar halten das Gedächtnis an jene Heiligen wach, die seit alters her in der Gemeinde besonders gern verehrt wurden, an den heiligen Nikolaus, der seit dem Jahre 1719 bis zur ersten Erweiterung der Kirche durch einen Altar seines Titels gefeiert wurde, an den heiligen Valentinus, dessen Bild am Ende des 17. Jahrhunderts einen bevorzugten Platz, ganz in der Nähe des Marienaltars, innehatte, und an den heiligen Antonius von Padua, dessen Bild zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit Strahlen und einer Lilie aus Silber, einem vergoldeten Gürtel und einer vergoldeten Krone auf dem Haupt des Jesuskindes verschönt worden war⁸⁹⁾. Im Hauptteil des Pfeileraltars auf der Epistelseite

⁸⁸⁾ Vgl. J. KOLBERG, *Ermländische Goldschmiede*. In: ZGAE 16 (1910) S. 380.

⁸⁹⁾ Provisor Langhannig spendete dazu 18 Fl. Krone und Strahlen hatte Michael Joseph Lamprecht im Jahre 1683 gestiftet. Aus noch älterer Zeit stammte ein silbernes ‚Agnus Dei‘ an diesem Bilde.

sind in kunstvoller Anordnung die Mitglieder der Heiligen Familie dargestellt: ganz oben sieht man den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube, von Wolken und Engeln umgeben Gottvater, in der Mitte die Gottesmutter mit dem Jesuskind auf der Weltkugel, hinter ihr den heiligen Joseph, und zu ihren Füßen Joachim und Anna, davor Zacharias und Elisabeth mit dem Knaben Johannes dem Täufer. Über diesem Altarbild befindet sich ein Gemälde des heiligen Nikolaus. Diesen Familien- oder Nikolausaltar zieren je eine römische Kompositivsäule und ein Pilaster an den beiden Seiten, verkröpftes Gebälk, auf dem Engel sitzen, und in der Bekrönung Engelköpfchen und Rokokozierart.

In gleicher Weise ist der auf der Evangelienseite stehende Valentinusaltar gestaltet. Das untere Gemälde stellt den heiligen Valentinus dar, wie er das verstorbene Kind einer jammernden Mutter wieder zum Leben erweckt. Das darüber befindliche Bild zeigt den heiligen Antonius von Padua in seliger Betrachtung des ihm erschienenen Jesuskindes ⁴⁰⁾.

Unter diesen Bildern, die wir dem jungen Langhanki zuschreiben, fällt das Bild der Heiligen Familie, im Jahre 1920 renoviert und neun Jahre später durch Maler Albers und Tischler Kostka aus Bischofstein gereinigt und aufgezogen, durch sein zerknittertes Aussehen auf ⁴¹⁾. Es sind dies die Spuren eines Einbrechers, der hinter diesem Bild das silberbekleidete Gemälde des Marienaltars zu finden gehofft hatte. Die Verwechslung der beiden Altäre rettete in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1800 das silberne Marienbild für die Kirche, wenn auch dabei fast alle edelmetallenen Geräte den Dieben zum Opfer fielen ⁴²⁾.

Der erst im Jahre 1833 in den Formen des Marienaltars neu errichtete und von dem angesehenen Staffiermaler Rutkowski ausgestattete Kreuzaltar ⁴³⁾, der das Andenken an das Blutwunder wach-

⁴⁰⁾ Das Altarbild ist wahrscheinlich von Carl Moser gemalt und später durch Ferdinand Busek aus Berlin renoviert worden. - Die Angaben in den Visitationsakten des Jahres 1834, denen zufolge ein Altar zu Ehren der Heiligen Familie und des heiligen Antonius, der andere zu Ehren des heiligen Valentinus und der heiligen Apollonia geweiht und deren Reliquien auch in den Altären eingeschlossen seien, widersprechen sowohl den Altarbildern als auch der Denkschrift Kunigks, die davon nichts berichtet.

⁴¹⁾ *Der polnische Pfarrer in Bischofstein hat im Jahre 1961, wie er selbst berichtete, auf der Rückseite dieses Bildes die Aufschrift „Carl Hoffer in Bischofstein im Juni 1799“ gefunden.*

⁴²⁾ Einzelheiten über diesen Einbruch sind in den Frauenburger Kurialakten aufgrund mündlicher Überlieferung aufgezeichnet worden.

⁴³⁾ BAF: B Nr. 29. - Staffierarbeiten von Rutkowski in den Jahren 1823 und 1831 sind u. a. bei A. BÖTTICHER, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen, Heft 4 (Das Ermland). Königsberg 1894, S. 276 bis 305, genannt.

halten sollte, erhielt zwei Bildwerke. Im Hauptgeschoß hatte ihren Platz eine Kreuzigungsgruppe, Christus am Kreuz, dazu die schmerzhafteste Mutter und der Apostel Johannes, darüber ein Heilandskopf, von Wolken, Strahlen und Engelköpfchen umgeben. An dem Holzkreuz, das von einer silbernen, aus Motivtafeln dieses Altares geschmolzenen Hülle bedeckt ist, hängt ein holzgeschnitzter Corpus aus älterer, bisher stilkritisch noch nicht festgelegter Zeit, der, wie auch der Kreuzesstamm, um die Mitte des 18. Jahrhunderts kostbaren Schmuck erhielt ⁴⁴⁾. Schon um das Jahr 1700 waren silberne, vergoldete Engeldarstellungen angebracht worden, die eine vergoldete Krone über dem Haupt des Heilands hielten. Im Jahr 1726 wurde das dornen gekrönte Haupt mit silbernen Strahlen verziert. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hing vor diesem Altar ein Kronleuchter aus Messing, Geschenk eines Johannes Schulz, und wie vor dem Allerheiligsten war auch vor dem Blutaltar ein großer Zinnleuchter aufgestellt ⁴⁵⁾.

Der Aufsatz des Hochaltars birgt in einem Anbau hinter dem aufziehbaren Altarbild das sog. Heilige Grab der Karwoche, das durch eine auf Leinwand gemalte, über Tisch und Stufen des Altars gebreitere Treppe mit dem andächtigen Zuschauer in innigere Verbindung gebracht wird ⁴⁶⁾.

Von den zahlreichen Bildern, die zuletzt in der ursprünglichen kleinen Kirche die Wände belebt hatten, sind im Laufe der Jahrhunderte fast alle zugrunde gegangen. Während man um das Jahr 1850 noch 50 Gemälde sehen konnte, so im Mittelschiff das Bildnis des Heilandes, der Gottesmutter und der elf Apostel, im Nordschiff, im sog. Kreuzgang, die Heiligen Valentinus, Mathias und Franziskus, im Südschiff, dem sog. Muttergottesgang, die Bilder des heiligen Johannes Nepomuk, des Apostels Simon, der vierzehn Nothelfer, der heiligen Agatha und der Heiligen Familie ⁴⁷⁾, bewahrte die Kirche an alten Gemälden die Darstellungen des Heilandes, von neun Aposteln, des heiligen Paulus, eines betenden Ordensmannes mit einem auf einen Kranz hinweisenden Engel, dazu zwei andere Bilder aus neuerer Zeit, ein Herz-Jesu- und ein Herz-Mariä-Bild, die im Mittelschiff an den Pfeilern angebracht waren ⁴⁸⁾.

In den ausdrucksvollen, in barocken Holzrahmen gefaßten Apostelbildern, die nebst anderen Gemälden durch den Guttstädter

⁴⁴⁾ PA: Inventarverzeichnis 1753.

⁴⁵⁾ PA: Beschreibung aus dem Jahre 1701.

⁴⁶⁾ Vgl. G. MATERN, Die Liturgie des ‚Hl. Grabes‘ im Ermland. In: Erml. Pbl. 39 (1907) S. 53 ff.

⁴⁷⁾ Nach der Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1847 (BdF: B Nr. 2) waren es nur 24.

⁴⁸⁾ Die beiden letztgenannten Bilder waren im Jahre 1877 durch die Kunstanstalt Leo Woert in Würzburg geliefert worden.

Maler Boenig im Jahre 1877 ausgebessert wurden ⁴⁹⁾, besitzt die Kirche Kunstwerke des einheimischen Malers Langhanki aus dem Jahre 1775 ⁵⁰⁾. Das Bildnis des heiligen Paulus ist wahrscheinlich durch Rutkowski aus Guttstadt im Jahre 1835 gemalt worden, das Altarbild der heiligen Apollonia zehn Jahre später durch Johannes Strunge aus Rößel. Die Bilder der Heiligen Rochus, Valentinus und der heiligen Nothelfer wurden im Jahre 1877 Eigentum der Michaeliskirche, nachdem sie vorher ausgebessert worden waren. Am 2. Dezember 1926 wurden die Stationsbilder des Kreuzweges geweiht; ihnen hatten die im gleichen Jahr durch den Bischofsteiner Malermeister aufgefrischten Wandgemälde weichen müssen.

Die eintönige Ausgestaltung des Kirchenraumes, der dazu noch fast jeglichen Stuckzierats entbehrte, verlangte nach einer farblichen Verdeutlichung seiner Bauglieder und einer frischen Farbgebung seines Mobiliars, um die weiten Flächen des lichten Barockraumes wenigstens annähernd auszufüllen. Die schwerfarbigen Ölgemälde und die tiefglutenden Fensterscheiben wirkten widerstrebend in dem auf Helligkeit geschaffenen Barockraum. Die Kirche befand sich in der dürrtigen Einfachheit weißer Tünche. Die im Jahre 1784 hergestellten Holzeinbauten vor den Seitenportalen, die sog. Hallen, die langen, den Kirchenraum beherrschenden Bankreihen und die Beichtstühle waren ohne jeden Anstrich geblieben und schimmerten in bereits verblichenem Holzton, bis die letzte innere Neugestaltung dieses Versäumnis nachholte. Doch geschah das alles nur in begrenztem Maße, nicht aus Sparsamkeitsgründen, sondern weil die naßkalte Luft im Kircheninnern und die Feuchtigkeit der Wände stets in wenigen Jahren die Rückwände der Beichtstühle zum Vermorschen brachten, so daß im Jahre 1875 die Kommunionbank und viele Sitzbänke ausgebessert werden mußten, ja sogar die völlige Erneuerung des Schalldeckels der Kanzel nötig gewesen war; eine kostspielige Wandbemalung erschien nicht ratsam. Seit dem Frühjahr des Jahres 1876 war der Elbinger Kirchenmaler Bornowski mit zusammen zwölf Gehilfen an der Arbeit, um bis zum Pfingstfest die Anstreicherarbeiten zu vollenden. Die Hallen, die Bänke, das Gehäuse und die Empore der Orgel, die im Jahre 1837 durch Biereichel für 90 Taler gefertigte Kommunionbank erhielten wie auch alle Altäre einen einheitlichen braungelben Farbton, der die Lichtwirkung des Raumes noch erheblich minderte. Der graue Anstrich der Wände, das Hellgelb der Stuckleisten des Gewölbes, der Füllungsleisten an den Pfeilern und der Bogenlaibungen fügten sich gut in die Gesamtstimmung des Raumes. Der gestirnte blaue Himmel in der Apsis, ein Zugeständ-

⁴⁹⁾ Boenig war ein Gehilfe des mit Anstreicherarbeiten in der Kirche beschäftigten Kirchenmalers Justus Bornowski (1843-1904) aus Elbing.

⁵⁰⁾ Langhanki fertigte damals diese Apostelbilder sowie ein Bild des heiligen Rochus und des heiligen Antonius von Padua.

nis an das volkstümliche Geschmacksempfinden, fällt nicht störend ins Auge. Weitere Ausmalungen erfolgten um das Jahr 1906 durch die Guttstädter Firma Zielinski und verursachten Kosten in Höhe von 3600 Mark für Arbeit und Gerüstaufstellung. In den Jahren 1911/1912 schaffte sich die Gemeinde einen elektrischen Kronleuchter und noch einen weiteren Leuchter an.

Die drei östlichen Fensteröffnungen der Seitenschiffe erhielten im Jahre 1919 bunte Glasfenster aus der Werkstätte der Berliner Firma Schmidt. In den beiden den Altären nächststehenden Fenstern wurden nur Ornamentmuster eingesetzt, um eine bessere Lichtdurchlässigkeit zu erhalten. Daran schloß sich im Nordschiff eine von der Gemeinde zum silbernen Priesterjubiläum des damaligen Propstes Anton Tietz (6. November 1917) gestiftete Darstellung von Maria und Johannes unter dem Kreuz im zweiten Fenster an. Das dritte Fenster ist ein nach dem Entwurf von Sebastian Lucius hergestelltes Gedenkfenster für die im ersten Weltkrieg gefallenen Gemeindemitglieder. Im zweiten Fenster des Südschiffes ist ein Rosenkranzbild, eine Stiftung der Mitglieder des sog. „Lebendigen Rosenkranzes“, im dritten Fenster die Darstellung der Heiligen Familie nach Zeichnungen von Rudolf Gelin aus Stuttgart, dessen Kosten in Höhe von 1000 Mark die Roratebruderschaft übernommen hatte.

Orgel und Kirchenmusik

Unter der feuchten Luft in dem Gotteshaus, das ja mit seinen Fundamenten teilweise auf einem nassen Boden stand, hatte besonders die Orgel viel zu leiden. Die erste, gegen Ende des 16. Jahrhunderts erbaute Orgel wurde erst nach einer mehr als hundertjährigen Benutzungszeit umgebaut und das bereits recht mißtönende Werk in ein vorzüglich klingendes umgewandelt ¹⁾. Wohl war bereits im Jahre 1612 der Boden um die Kirche entwässert und ein neues Traufpflaster an der Ost- und Nordwand verlegt worden. Diese Maßnahme blieb jedoch für die Orgel ohne Wert. Im Jahre 1726 wurde eine Ausbesserung dringend erforderlich, fünf Jahre später mußten neue Blasebälge eingezogen werden ²⁾. Hundert Gulden wurden im Jahr 1768 für Instandsetzungsarbeiten an der Orgel ausgegeben ³⁾ und schließlich im Jahr 1820 wiederum 110 Gulden ⁴⁾.

Erst im Jahr 1829 errichtete der Orgelbauer Scherweit aus Königsberg ein gänzlich neues Werk mit zwei Manualen zu 55 Tasten,

1) PA: Visitationsakten des Jahre 1701.

2) PA: Sitzungsbuch, Protokoll vom 11. Juli 1751.

3) PA: Kirchenrechnung 1768/69.

4) BAF: B Nr. 29.

einem freien Pedal mit 27 Registerzügen, 28 klingenden Stimmen und sechs Bälgen von acht Fuß Länge und vier Fuß Breite ⁵⁾). Immerhin hatte man dabei wohl zu viele alte Teile verwendet, dazu war Staub der durch Bauarbeiten verunreinigten Kirche in das Werk eingedrungen. Weitere Reparaturen in den Jahren 1847 und 1855 wurden erforderlich, aber anscheinend blieb alles Stückwerk. Kurz entschlossen sich die Bischofsteiner, das gerade drei Jahrzehnte alte Orgelwerk durch ein neues zu ersetzen.

Der Orgelbauer Poetschke aus Rößel begann im Jahre 1859 mit dem Neubau einer Orgel und errichtete gleichzeitig ein weiteres kleineres Orgelwerk für den Gottesdienst an Wochentagen über der Sakristeikammer im Südschiff ⁶⁾). Dieses Werk aus dem Jahre 1859 mußte bereits nach einem Vierteljahrhundert durch den Orgelbauer Rohn aus Wormditt ⁷⁾) gründlich überholt werden, der aber bereits ein Jahr später starb. Nach einer völlig mißlungenen Fortsetzung der Arbeiten durch einen Angestellten Rohns brachte Otto Wilhelm, ein Schüler des damals sehr angesehenen Orgelbaumeisters Steinmayer in Bayrisch-Öttingen, die Arbeit in guter Ausführung zum Abschluß. Das Hauptwerk erhielt elf Stimmen, das Obermanual acht, das Pedal fünf Stimmen, dazu drei Kastenbälge ⁸⁾).

Im Jahre 1911 baute die Orgelbaufirma Goebel aus Königsberg ein neues Werk mit 25 klingenden Stimmen, wovon zehn auf das erste, neun auf das zweite Manual und sechs auf das Pedal entfielen, mit pneumatischen Röhrenladen und einer Registermechanik ⁹⁾).

Über Instrumentalmusik in der Pfarrkirche zu Bischofstein liegt die erste Nachricht aus dem Jahre 1724 vor. Damals bewilligte der Magistrat am 25. Oktober dem Leiter der Musikkapelle Johann Krieger in Anerkennung seines Fleißes in der Kirchenmusik Freiheit von der Verpflichtung zur Stadtwache und von etwaigen Kontributionen. Wenn auch der Visitationsbericht aus dem Jahre 1726 die Leistungen der Musiker und auch den Zustand ihrer Instrumente lobt, so werden wohl alle Sachkundigen gewußt haben, daß die Musik in der Bischofsteiner Pfarrkirche einen Vergleich mit dem, was in anderen ermländischen Stadtpfarrkirchen geboten wurde, schwerlich ausgehalten hätte. Das mag für den Magistrat in Bischofstein mit ein Grund gewesen sein, im Jahre 1734 einen Stadtmusikus, Johann Osmyanski, anzustellen, der auch Aufgaben in der Pflege und Förderung der Kirchenmusik übernehmen mußte und dafür von der Pfarr- und Michaeliskirche mitbesoldet wurde ¹⁰⁾).

⁵⁾ PA: Pfarrakten III, 13. - BAF: B Nr. 29.

⁶⁾ BAF: B Nr. 30.

⁷⁾ Vgl. F. BUCHHOLZ, *Bilder aus Wormditts Vergangenheit*. Wormditt 1931, S. 194 f.

⁸⁾ BAF: B Nr. 30.

⁹⁾ BAF: B Nr. 48.

¹⁰⁾ StA: Protokolleintragungen im Sitzungsbuch.

Um das Jahr 1750 gehörten zum musikalischen Inventar der Pfarrkirche neben zwei Feldhörnern noch drei Waldhörner, eine sog. Oboe d'amour, zwei gewöhnliche Oboen, zwei Violinen, eine gute und eine schadhafte Baßgeige und eine Viola da Gamba ¹¹⁾).

Ein Jahrhundert später, im Jahre 1847, besaß die Kirche zwei Klapphörner, zwei Waldhörner, eine Baßposaune, eine Baßtrompete, drei Trompeten, ein Fagott, zwei Pauken und zwei Klarinetten; alle Instrumente waren jedoch schon schadhafte und mußten durch Neuanschaffungen ersetzt werden. Im Jahre 1861 waren ein Tenorhorn für 20 Taler und ein B-Kornett für 12 Taler, im Jahre 1869 eine Tuba für etwa 21 Taler vorhanden. Johann Maletzki übernahm im Jahre 1869 die Kirchenmusik, für die er nur drei Instrumente vorfand, die aber bald unbrauchbar wurden, so daß er in Zukunft seine eigenen Instrumente zur Verfügung stellen mußte.

Eine Bezahlung hatten die Kirchenmusiker im Jahre 1726 noch nicht erhalten. Osmyanski war, wie oben dargestellt, der erste, der aus kirchlichen Kassen Bezüge erhielt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden dem Musikchor von der Kirche jährlich sechs Taler und vier Silbergroschen zugewendet. Dafür mußte in der Pfarrkirche entsprechende Musik gestellt werden, und zwar am Karfreitag, an den Tagen des Vierzigstündigen Gebetes, am Pfingsttag und am Fronleichnamstag. Später wurde der Betrag auf insgesamt zehn Taler erhöht. Im Jahr 1880 erhielten die Musikanten für die Benutzung ihrer eigenen Instrumente eine jährliche Gesamtentschädigung von 25 Mark ¹²⁾).

Das Amt eines Organisten und das eines Kantors war in Bischofstein wie auch im übrigen Ermland mit dem Lehramt an der Pfarrschule verbunden.

¹¹⁾ PA: Bestandsverzeichnis 1753 und 1768.

¹²⁾ PA: Pfarrakten II, 17, und BAF: B Nr. 30 und Nr. 45.

Bibliothek und Archiv

An liturgischen Büchern, gebrauchsfähig oder bereits abgelegt, waren im Jahre 1565 insgesamt sechs vorhanden, nämlich ein auf Pergament geschriebenes Meßbuch, ein gedrucktes Meßbuch, ein geschriebenes Graduale, ein geschriebenes Brevier, zwei geschriebene Agenden, davon eine auf Pergament.

Im Jahre 1597 betrug die Zahl der vorhandenen Bücher bereits acht. Ein gedrucktes ermländisches Meßbuch, ein Graduale, ein Antiphonenbuch, ein Psalmenbuch, dessen Beginn und Ende fehlten, alle drei auf Pergament geschrieben, ein gedrucktes Psalmenbuch, ein ermländisches Brevier, eine Agenda ceremonialia und eine Agenda sacramentalia.

Bei der Visitation im Jahre 1609 wurde festgestellt, daß das auf Pergament geschriebene Graduale und auch das entsprechende Antiphonale gegen ein Meßbuch eingetauscht worden sind. Vorgefunden wurden zwei ermländische Meßbücher, dazu ein römisches, ferner beide Teile der alten ermländischen Agende, ein römisches Graduale, in Weißleder gebunden; in der gleichen Ausführung ein römisches Antiphonenbuch, noch verziert mit Schließen, ein römisches Psalmenbuch, in schwarzem Leder eingebunden, mit Schließen und Beschlägen verziert, gedruckt in Krakau, ein gedrucktes Psalmenbuch im Querformat. — Im Jahre 1622 wurde noch ein weiteres römisches Meßbuch verzeichnet, dazu ein römisches Brevier und beide Teile der neuen Agende ¹⁾).

Im Jahre 1726 werden genannt: zwei Totenmeßbücher, sechs römische Meßbücher, eine Agende und ein Graduale, ein schon stark beschädigtes Meßbuch und eine Agende mit Passionsgesängen. — Vier Meßbücher (zwei davon als „alt“ bezeichnet) waren in den Jahren 1753 und 1768 vorhanden, bald darauf waren es nur noch drei, dazu zwei neue Totenmeßbücher, eine Agende, herausgegeben auf Veranlassung des Bischofs Szembek, eine Agende aus der Zeit des Bischofs Rudnicki, ein Psalmenbuch, ein neues Graduale und ein altes römisches Brevier, verziert mit Messingbeschlägen.

In der Sakristei wurden im Jahre 1776 in sehr vernachlässigtem Zustand an Büchern die nachstehend genannten gefunden: *Lyra, Expositiones S. Scripturae ab Isaia usque ad librum Machabaeorum - Ludowici Granatensis Postillae, pars hiemalis - Commentarium in Pentateuchum - Franciscus Turrianus, De hierarchiae Ordinationibus ministrorum ecclesiae - Angelus de Calvasio, Summa Angelica de casibus conscienciae - Philippus Broscerius, Corpus evangelicum sive Conciones de passione Domini - Sermones saevi germanice - Sermones saevi (ein sehr altes Werk) - Breviarium Warmiense (schon sehr alt) - Missale Warmiense.*

Im Jahre 1780 werden genannt: zwei Ritualien für die Spendung der Sakramente und ein deutsches Evangelienbuch im Duodezformat, bestimmt zum Gebrauch auf der Kanzel. - Die jetzige Bibliothek im Pfarrhaus ist klein und unbedeutend.

Das Pfarrarchiv enthält die Taufbücher seit 1668 (im Jahre 1726 war noch ein Taufbuch aus dem Jahr 1608 vorhanden gewesen),

¹⁾ Die in den Visitationsakten der Jahre 1597, 1609 und 1622 enthaltenen Bücherverzeichnisse sind wiedergegeben in dem Aufsatz von F. HPLER, *Analecta Warmiensia*. In: ZGAE 5 (1874) S. 408 f. Einige der hier genannten dreißig Bände, wie die *Summa Angelica*, der *Liber Francisci Turriani de hierarchiae ordinationibus*, die *Hieronimi translatio in Genesis* und wohl auch zwei Predigtsammlungen können bis in das Jahr 1770 gerettet worden sein. Die Bücherei wurde im Pfarrhaus aufbewahrt.

Totenbücher seit dem Jahr 1681, Traubücher seit dem Jahr 1594 ²⁾; vorhanden sind auch die Firmungsbücher seit dem Jahr 1832, Listen der Erstkommunikanten seit dem Jahr 1869 (früher war auch noch eine entsprechende Liste aus dem Jahr 1803 vorhanden gewesen), ferner mehrere Bücher mit Abschriften der kirchlicherseits ergangenen Anordnungen, sog. Libri processuum, seit dem Jahr 1735, Dezembücher der Jahre 1756 bis 1823, dann wieder beginnend mit dem Jahr 1836, ein sog. Hausbuch, im Jahr 1756 von Propst Borneck angelegt und bis Seite 33 beschrieben, später fortgesetzt, schließlich vier Kirchensiegel mit der Figur des Kirchenpatrons, des heiligen Apostels Mathias.

²⁾ Diese Bücher sind heute noch in Bischofstein vorhanden. Vgl. E. FITTKAU, *Die Kirchenbücher der Diözese Ermland*. In: ZGAE 29 (1960) S. 116.

Der Kirchenschatz

„Nach dem Visitationsbericht von 1565 besaß die Kirche in Bischofstein eine kupferne Pixis, die vergoldet war“ ¹⁾. Dieses Ziborium steht jetzt als Leihgabe im Ermländischen Museum. Der Kelch hat einen aufklappbaren Deckel. Nach allgemeinem Brauch wurden im Ziborium die konsekrierten Hostien zur Ausspendung an die Kranken aufbewahrt.

Zum Kirchenschatz in Bischofstein gehörte auch eine kupferne, vergoldete Monstranz, die jedoch nur als Behälter für Reliquien Verwendung fand, bis im Jahr 1597 die Abstellung dieser ziemlich weit verbreiteten Sitte angeordnet wurde. Bei der Visitation des Jahres 1609 standen im Tabernakel drei zinnerne Gefäße für die heiligen Öle. Erst im Jahre 1622 wurden diese in der Taufhalle untergebracht, wie es die neuen Vorschriften verlangten. Zwei silberne, vergoldete Messkelche mit den dazugehörenden Patenen waren im Jahre 1565 vorhanden. Im Jahre 1597 war noch ein dritter Kelch dazugekommen, innen vollständig vergoldet, außen aber nur am Knauf. Der größte dieser Kelche trug den Namenszug Jesu, ein zweiter hatte am Fuß ein einfaches gegossenes Kreuzbild; ein vierter silberner Kelch, innen vergoldet, gehörte seit dem Jahre 1622 zum Kirchenschatz.

Als Pazifikale diente im Jahre 1565 ein silbernes, vergoldetes Kreuz mit kupfernem Fuß. Zwölf Korallen und eine Kristallkugel waren die Zierde; wie üblich war der Gegenstand mit einem herabhängenden Tuchstreifen versehen. Bis zum Jahre 1597 hatte die

¹⁾ J. Kolberg, *Mittelalterliche Ziborien aus ermländischen Kirchen*. In: ZGAE 20 (1919) S. 341, wo auch eine Abbildung dieses Kelches veröffentlicht ist.

Kirche noch ein weiteres Pazifikale in Kreuzesform, aus Kupfer, vergoldet, mit sechs Korallen verziert. Ferner war noch ein Reliquienbehälter auf dem Hochaltar vorhanden, im Jahre 1609 auch noch ein rundes Pazifikale aus Kupfer.

Im Paramentenschrein lag im Jahre 1622 noch eine sehr alte, kostbare Kasel, golddurchwirkt, aber schon sehr verschlissen und unbrauchbar. Das steife hohe Schultertuch dieses gotischen Gewandes war mit elf silbernen Kügelchen und einem Kruzifix verziert. Eine rote Kasel aus Harras mit schwarzem Kreuz wird bereits in den Jahren 1565 und 1597 genannt, ebenso eine weiße Kasel mit rotem Kreuz, deren Stoff einmal als Bombasium, ein andermal als einfache Leinwand bezeichnet wurde. Als viertes Meßgewand besaß die Kirche im Jahre 1565 noch eine halbrote, halbgrüne Kasel aus Kemnich. Acht Kaseln waren im Jahre 1597 vorhanden; im Jahre 1609 werden als neu eine Kasel aus gelbrotem Altenbas und eine aus rotem Kemnich mit gelben und weißen Farben aufgeführt. Insgesamt besaß die Kirche im Jahre 1622 15 Kaseln, vier Dalmatiken und drei Vespermäntel, einen aus rotem Damast, einen aus grünem golddurchwirkten Kemnich und einen dritten aus gelbrotem Damast mit Schildstück von rotgrünem, geblütem Atlas. Zu Ende des 16. Jahrhunderts waren nur zwei Vespermäntel im Besitz der Kirche gewesen, ein schwarzer und einer aus blauem Kemnich mit silbernen Schließen.

Im Jahre 1597 werden zwei seidene Kelchvelen aufgeführt, im Jahre 1609 ein linnenenes und ein seidenes, mit Goldstickerei versehen; bis 1622 war der Bestand auf fünf Kelchvelen angewachsen.

Für den Hochaltar gab es im Jahre 1597 drei Antependien, ein grünes, ein blauweißes und eins aus rotem Damast. Für den zweiten Altar wird eins aus bemalter Leinwand erwähnt, für den Kreuzaltar eins aus rotgelbem Harras und ein zweites aus bemalter Leinwand. Auch für den Marthaaaltar gab es ein Antependium aus bemalter Leinwand.

Fastentücher, die während der Fastenzeit entweder in der Kirche aufgehängt wurden oder zum Verhüllen eines Altarbildes dienten²⁾, waren in Bischofstein schon im Jahre 1565 in doppelter Anzahl vorhanden. Bis zum Jahre 1622 war der Bestand an sonstigen kirchlichen Gewandstücken, wie Stolen, Pallien, Pulttücher, Altartücher, bedeutend vermehrt worden.

Die meisten heiligen Gefäße waren nur aus Kupfer; bei der Visitation konnten nur zwei silberne Meßkelche vorgezeigt werden. Aus Stiftungen früherer Zeiten zur Errichtung eines Altars und dessen Ausstattung mit Gerät und zum Unterhalt des zelebrierenden Priesters war nichts gerettet worden. Man erinnerte sich nur, daß eine

²⁾ Vgl. ‚Hungertuch‘. In: LThK 5 (1960) Sp. 538.

ehemalige Vikarie ein silbernes, vergoldetes Kruzifix und einen silbernen, vergoldeten Kelch wie auch Meßgewänder besessen hatte. Auf den einzelnen Altären standen nur je zwei Zinn- oder Holzleuchter. Ein Kronleuchter, der in der Kirche hing, war aus Holz. Jedoch nach 44 Jahren, bei der Visitation des Jahres 1609, sah es bereits besser aus. Der Kronleuchter war jetzt ein Werk aus Messing mit sieben Armen.

Vor dem Tabernakel brannte kein Öllämpchen, sondern eine Kerze auf einem Zinnleuchter. Die Osterkerze war auf einem schmiedeeisernen Hängeleuchter befestigt.

Zur Zeit der schwedischen Besetzung des Ermlandes im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war der Kirchenschatz vorsorglich nach Königsberg in Sicherheit gebracht worden. Ein Teil davon und auch zwei Glocken waren verpfändet. In Bischofstein war nicht einmal eine Kommunionpaxis zurückgeblieben ³⁾.

Die alte gotische Monstranz gefiel jenen nicht mehr, die sich inzwischen für die neue Kunstrichtung, das Rokoko, hatten gewinnen lassen. So wurde sie im Jahre 1768 in Danzig umgeschmolzen. Die neue Monstranz und eine silberne Ampel vor dem Allerheiligsten war ein Geschenk des Bischofsteiner Bürgermeisters Andreas Müller, der in den Jahren 1747—1774 die Geschicke des Städtchens leitete ⁴⁾. Nach Aussagen einer seiner Urenkelinnen, der Hauptmannsfrau Helene von Kannacher, geb. Link, spendete er für die neue Monstranz den Betrag von 800 Gulden, für die Ampel 1000 Gulden und für den Kreuzaltar 400 Gulden ⁵⁾.

Eine weitere Kommunionpaxis wurde im Jahre 1753 beschafft, die aus Silber gearbeitet und vergoldet war. Zum Nachtrunk der Kommunizierenden war bereits im Jahre 1700 ein silbernes Gefäß angeschafft worden. — Im Jahre 1753 zählte man sieben Meßkelche, aus Silber, vergoldet, um das Jahr 1787 war ein weiterer dazugekommen. — Unter den Reliquienbehältern war der kostbarste ein großes silbernes Kreuz mit dem Gekreuzigten auf der einen und einem Splitter vom Kreuzesholze Christi auf der anderen Seite. — Um das Jahr 1700 besaß die Kirche drei silberne Kettchen mit einem Kreuz oder Agnus Dei, später ein silbernes vergoldetes Pazifikale mit einem wächsernen Agnus Dei. Auch ein altes kupfernes Pazifikale mit einem silbernen Kreuz, aus früherer Zeit stammend, war erhalten geblieben. — Für Versehgänge gab es im Jahre 1753 vier Krankenpatenen. — Drei Paar Meßkännchen waren vorhanden, eins davon versilbert. Im Jahre 1787 waren schon zwei Paar versilberte Kännchen vorhanden, dazu vier versilberte Tellerchen.

³⁾ BAF: B Nr. 21, fol. 54 ff. - Die nachfolgenden Angaben nach den Inventarverzeichnissen der Jahre 1701, 1726, 1753, 1768 und 1787.

⁴⁾ PA: Kirchenbücher.

⁵⁾ BAF: B Nr. 32.

Die Ampel, die vor dem Allerheiligsten hing, war aus Silber. — Die im Jahre 1682 beschafften turmförmigen Ölgefäße, ein Doppelbehälter für Chrisam und Katechumenenöl und ein einzelnes für Krankenöl, waren noch vor dem Jahr 1753 durch ein herzförmiges Gefäß, auf dessen Deckel inmitten eines Blattrandes IHS eingraviert war, ersetzt worden. Dieses Stück hatte der Allensteiner Goldschmied Johann Geese angefertigt ⁶⁾.

Um das Jahr 1700 waren 42 silberne Votivtäfelchen vorhanden, im Jahre 1726 hingen allein am Blutaltar 74 davon.

Im gleichen Jahr wurde von den vorhandenen fünf weißen Kaseln besonders eine geblümete golddurchwirkte und eine andere aus geblütem Atlas mit rotem Stab geschätzt. Im Jahre 1753 werden insgesamt 14 weiße, zehn rote, sechs grüne, vier violette und acht schwarze Kaseln genannt. Die Zahl der Kaseln stieg im Laufe der Jahrzehnte beträchtlich an, größtenteils durch Geschenke frommer Wallfahrer. So schenkte im Jahre 1769 eine Heilsbergerin der Kirche einen wertvollen Stoff. Dazu wurden noch weitere drei Ellen Stoff für 60 Gulden in Elbing gekauft, ferner für 102 Gulden 34 Ellen silberner Besatzstreifen und überdies noch für 19 Gulden und 12 Groschen gelber Taft. Die Ausgaben für Arbeitslohn und erforderlichen Besatz übernahm die Rosenkranzbruderschaft in Bischofstein. Im gleichen Jahr konnten noch zwei rote Damastkaseln in Auftrag gegeben werden, wozu 68 Ellen teils goldener, teils silberner Besatz für insgesamt 81 Gulden und 18 Groschen aufgebracht werden mußten.

Die Rosenkranzbruderschaft hatte aus ihren eigenen Geldmitteln zwei schwarze Dalmatiken aus Damast mit versilbertem Besatz angeschafft, die nach dem Jahre 1700 zum Kirchenschatz gehörten. Ein drittes Paar Dalmatiken aus violetter Seide wurde im Jahre 1769 aus einem Vermächtnis angeschafft, wozu allerdings noch 48 Ellen Goldbesatz für 96 Gulden zugekauft werden mußten. Im Jahre 1753 zählte man sieben Vespermäntel, neun Jahre später waren es nur noch fünf.

Unter den Antependien waren auch einige aus vergoldetem Leder, wie sie sich in manchen ermländischen Kirchen noch bis zum Jahre 1945 erhalten haben. Ihre Zahl betrug im Jahre 1700 drei, um die Jahrhundertwende fünf ⁷⁾.

Die Zahl der kirchlichen Gewänder in Bischofstein betrug zu Ende des 18. Jahrhunderts 42 Kaseln, davon 14 weiße, 13 rote, sechs violette, fünf grüne und vier schwarze; außerdem gab es je zwei Dalmatiken von jeder Farbe mit Ausnahme der grünen. 17 Antependien

⁶⁾ Vgl. J. KOLBERG, Ermländische Goldschmiede. In: ZGAE 16 (1910) S. 410, Nr. 29.

⁷⁾ Derartige Antependien aus Leder sind noch heute in der Domkirche zu Frauenburg im Gebrauch.

waren vorhanden, acht weiße, fünf rote und ein schwarzes aus Stoff, dazu zwei gemalte und eins aus vergoldetem Leder.

Durch den bereits an anderer Stelle erwähnten Einbruchdiebstahl in die Pfarrkirche im Jahre 1800⁸⁾ waren fast alle heiligen Gefäße eine Beute der Einbrecher geworden. Wie es scheint, waren nur die beiden Monstranzen zurückgeblieben und das wohl seit längerer Zeit nicht mehr benutzte und daher sicher außerhalb der Kirche aufbewahrte mittelalterliche Ziborium sowie eine Pixis aus dem Jahre 1663. Das notwendige Kirchengesetz mußte zunächst aus benachbarten Pfarreien entliehen werden. Zum Ankauf neuer Gegenstände spendete die Gemeinde u. a. zwei silberne Ringe, je einen goldenen Ring mit fünf und sieben Edelsteinen, einen Ring mit einer Silbermünze sowie 22 edelmetallene in- und ausländische Münzen⁹⁾.

Im Jahre 1815 verfügte die Kirche bereits wieder über fünf Kelche, eine große und eine kleine Pixis, ein neues silbernes Weihrauchfaß, zwei silberne Gefäße für den Krankenbesuch, zwei silberne Reliquiare am Kreuzaltar und zwei Paar silberne Meßkännchen mit den dazugehörenden Tellern. Die beiden Monstranzen, eine größere aus Silber, aber vergoldet und mit Glassteinen verziert, dazu eine kleinere, ebenfalls aus Silber und vergoldet, wurden im Jahre 1905 bei der Firma Joseph Götz in Regensburg gegen eine 52 cm hohe, in romanischer Form gehaltene eingetauscht. Eine zweite, ebenfalls in romanischem Stil gehaltene Monstranz hatte die Kirche bereits zwei Jahre früher von der Firma Osthues in Münster/Westfalen bezogen. Aus der Stiftung Langhanki konnte im Jahre 1828 ein silbervergoldeter Meßkelch mit rundem Fuß, geschmückt mit einer silbernen Weintraube und Muschel, erworben werden. Dieser Kelch war mit der Gravur „F. W. Le Coutre, 1828“ als eine Arbeit des Königsberger Meisters kenntlich gemacht¹⁰⁾.

Aus der gleichen Stiftung des Bischofsteiner Propstes erhielt die Kirche im Jahre 1842 einen weiteren Meßkelch mit rundem Fuß, dazu ein Paar silberne Meßkännchen in Empireform und einen silbernen Teller, Arbeiten des Königsberger Meisters Carl Zimmermann¹¹⁾.

Ein siebenter Meßkelch, in gotischer Form, eine Arbeit der Werkstatt Osthues in Münster, kam aus der Erbschaft des Benefiziaten Rehbach in den Besitz der Kirche. Ein silbervergoldeter Kelch aus dem Jahre 1663 ist als eine Arbeit des Seeburger Goldschmiedes Michael Ruhнау, der dort von 1648 bis 1702 nachweisbar ist, gedeutet worden.

⁸⁾ Vgl. dazu S. 53. - Die folgende Übersicht nach den Verzeichnissen der Jahre 1813, 1834, 1847 und 1869.

⁹⁾ BAF: B Nr. 18.

¹⁰⁾ Vgl. J. KOLBERG, S. 410, Nr. 16.

¹¹⁾ Ebd. S. 409, Nr. 5; S. 410, Nr. 14, 21.

Ein silbernes Pazifikale in Sonnenform auf ovalem Fuß mit vergoldeten Strahlen um die Einfassung der Reliquien und mit farbigen Glassteinen im oberen Kreuz stammt aus dem Jahre 1806. Es enthält Reliquien der heiligen Märtyrer Dionysius, Quirinus, Digna und Claudia.

Im Jahre 1834 waren zwei Reliquienbehälter vorhanden, aus Messing gearbeitet. In dem einen war ein Splitter vom Stabe des heiligen Petrus enthalten; die Echtheit dieser Reliquie wurde unter dem 16. Januar 1861 verbürgt und deren Verehrung unter dem 6. September 1876 durch ein bischöfliches Schreiben gestattet ¹²⁾.

Die beiden silbernen Kommunionkelche, nämlich eine ganz vergoldete Pixis und eine kleinere, innen und am Rande vergoldet, wurden als die ältesten der im Jahre 1800 angeschafften Gegenstände bezeichnet. Vier Krankenpatenen, drei silbervergoldete und eine kleinere aus Silber, wurden im Jahre 1834 benutzt; im Jahre 1847 dagegen waren nur noch zwei vorhanden, dazu noch eine silberne Schale zum Nachtrinken für die Kranken. Auch ein Paar silberne, in gotischen Formen gehaltene Meßkännchen, vielleicht eine Ergänzung zu einem gotischen Kelch, werden in diesem Zusammenhang erwähnt. Zwei silberne Teller gehörten ebenfalls zum Kirchenschatz, der eine oval und mit einem eingravierten Blattkreuz verziert, eine Arbeit des Allensteiner Goldschmiedes Johann Geese (1715—1761), der andere, ebenfalls durch eine Blattranke verziert, wies das Meisterzeichen des Braunsberger Goldschmiedes Christoph Schmidt (1611—1660) und die Buchstaben M Z D C G ¹³⁾ auf, vielleicht ein Geschenk des früheren Bischofsteiner Pfarrers Mathias Zech (1620—1626).

Aus Silber waren auch ein Weihrauchfaß, zu dem in unseren Tagen ein weiteres aus der Werkstatt von Osthues in Münster hinzukam, ein Sprengelschaft, wohl eine Arbeit des Königsberger Carl Zimmermann, und mehr als 50 Votivtäfelchen, deren Zahl im Jahre 1813 noch mit 135 angegeben worden war. Einige von ihnen sind einer besonderen Erwähnung wert:

Ein Täfelchen, verziert mit getriebenen Blättern und Engelköpfchen, in der Mitte eine Kreuzesdarstellung mit zwei betenden Figuren davor, trägt die Inschrift: „Jesu crucifixo ob prolem conservatam inter densa funera offerunt consolati parentes Ds. Franc. Ign. Lehmann et Agnes conjuges. 1736, d. 12. Oct.“ ¹⁴⁾.

Auf einem anderen Täfelchen sind die Bilder der Gottesmutter und der heiligen Anna eingraviert, auf einem weiteren die Darstel-

¹²⁾ PA: ohne nähere Angabe.

¹³⁾ Vielleicht als ‚Mathias Zechius Decanus Capituli Gutstadiensis‘ zu lesen?

¹⁴⁾ Dem gekreuzigten Jesus danken die Eheleute Franz Ignatius Lehmann und Frau Agnes für die Bewahrung ihres Kindes vor dem Tode. 12. Oktober 1736.

lung des Gekreuzigten. Beide Arbeiten können dem Königsberger Goldschmied Samuel Graewe zugeschrieben werden. Christus an der Geißelsäule und Christus als Kreuzträger sind Motive auf Täfelchen, die sicher von dem Guttstädter Goldschmied Anton Krieger (1738 bis 1755) angefertigt wurden. Es waren auch vergoldete Votivtäfelchen vorhanden.

In älteren Kirchenrechnungen sind wiederholt Spenden für die Anfertigung von Votivtäfelchen nachgewiesen. So stiftete im Jahre 1771 der Dorfschulze Joseph Lingnau aus dem benachbarten Schönwalde 60 Fl. für ein Votivkruzifix am Blutaltar ¹⁵⁾.

Die Altarleuchter waren, solange die Arbeit der Zinngießer noch in Ehren stand, aus diesem Material angefertigt, nur wenige waren aus dem weitaus teureren Messing hergestellt. Im Jahre 1813 wurden 40 zinnerne Leuchter für die Altäre neben 15 für andere Zwecke gezählt; 21 Jahre später waren 44 große Altarleuchter und 20 kleine Kerzenhalter aus Zinn neben 12 Messingleuchtern vorhanden. Drei Jahre danach kamen noch drei Paar Messingleuchter für den Tabernakel hinzu. Noch im Jahre 1862 erhielt der Braunsberger Zinngießer Fox den Auftrag, für die Bischofsteiner Pfarrkirche zwölf Leuchter aus sog. Kronzinn mit dreieckig gewölbter Stange anzufertigen, die eine Höhe von dreieinhalb Fuß haben sollten; der Preis für das Stück betrug 12 Taler. Damals wurden auch sechs imitierte Leuchter aus Holz beschafft ¹⁶⁾.

Als Spender von Zinnleuchtern sind aus dem Ende des 17. Jahrhunderts Caspar Dörning, Christoph Dromler und Michael Lamprecht bekannt; aus neuester Zeit wird der Kaufmann und Stadtkämmerer Jacob Ernst (gestorben im Jahre 1811) genannt. Auf zwei Leuchtern des sog. Familienaltars, an dem Ernst Stiftungen für Altarkerzen und heilige Messen errichten ließ, findet sich die Gravur „J. J. Ernst 1806“ ¹⁷⁾.

Heute besitzt die Bischofsteiner Kirche 42 große Zinnleuchter, dazu noch 13 kleinere, 18 große und acht kleine Messingleuchter, außerdem noch zwei aus Weißmetall. Im Jahre 1905 wurden von einer Regensburger Firma sechs vergoldete Messingleuchter geliefert, im Jahre 1911 von der Firma AEG, Filiale Königsberg, zwei Messingkronleuchter und eine Glaskrone, durch die drei ältere Kronleuchter aus Glas mit Bronzereifen und ein alter Messingkronleuchter ersetzt werden konnten.

Die Zahl der Kaseln machte im Jahre 1813 insgesamt 32 aus, im Jahre 1834 nur 30, 32 Kaseln waren im Jahre 1859 vorhanden; reichhaltig war auch die Ausstattung mit Vesperkappen: 1813 vier, 1834

¹⁵⁾ Eine Zusammenstellung dieser Tafeln bei KOLBERG, S. 411.

¹⁶⁾ BAF: B Nr. 30.

¹⁷⁾ RRBf: Bischofstein Nr. 14.

zehn, 1859 neun. Unter diesen liturgischen Gewändern waren teilweise wertvolle Stücke. Die Frauenburger Domherren Schröter und Neumann und der Braunsberger Erzpriester Thiel, Söhne der Stadt Bischofstein, schenkten 1848 eine kostbare Kasel.

Ein großer, in der im Ermland damals üblichen roten Farbe gehaltener Baldachin wurde im Jahre 1906 durch einen weißseidenen ersetzt. Außerdem gab es noch einen alten schirmartigen Baldachin, der ehemals der Rosenkranzbruderschaft gehört hatte.

Sechs Prozessionsfahnen wurden zu Beginn des 17. Jahrhunderts gezählt, zu Ende des Jahrhunderts bereits zwölf. Im Jahre 1726 zählte man insgesamt 18 Fahnen zum ausschließlich kirchlichen Gebrauch. Der Rößeler Maler Strunge fertigte im Jahre 1845 Bilder für vier neu angeschaffte Fahnen, wofür er den Betrag von 54 Talern erhielt. Die große rote Prozessionsfahne und die Begräbnisfahne wurden im Jahre 1894 durch neue ersetzt.

Durch einen Einbruch wurde die Kirche in der Nacht vom 15. zum 16. April 1920 um viele Wertgegenstände ärmer. Die Einbrecher hatten aus der Seitentür der Sakristei die Füllung herausgebrochen, stiegen durch die so entstandene Öffnung, erbrachen mit Brecheisen den in der Sakristeiwand eingemauerten eisernen Wandschrank und raubten die neue kostbare, in Münster beschaffte Monstranz, dazu den großen vergoldeten Speisekelch und sechs andere Meßkelche. Molkereiverwalter Kubis aus Bischofstein schenkte einen neuen großen Meßkelch, der durch den damaligen Pfarrer der schlesischen Stadt Oppeln besorgt worden war. Von der Pfarrkirche in Rößel wurde ein Rokokokelch mit dem Meisterzeichen C. H. ¹⁸⁾ gekauft. Ein einfacher Kelch aus Tombak, vergoldet, konnte von einer einschlägigen Firma aus Mainz geliefert werden. Ein Ziborium, reich mit Edelsteinen verziert, hergestellt durch die Düsseldorf-Firma H. J. Wilmer, beschafften die Gemeindeglieder aus ihren eigenen Opfergaben. Aus Eichstätt, aus der dortigen Goldschmiede von Franz Xaver Bilz, kaufte der Kirche für den Preis von 23 000 Mark (*Inflationsbeginn in Deutschland!*) eine wertvolle Monstranz. Darstellungen von Engeln, des Pfingstwunders, der Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes, der heiligsten Herzen Jesu und Mariens, der heiligen Apostel Andreas und Mathias, des heiligen Adalbert und des heiligen Bruno zierten dieses Kultgerät. Den Kaufpreis brachte die Gemeinde auf, die auch Gold, Silber und Edelsteine stiftete.

¹⁸⁾ C. H. und ein Kleeblatt ist das Meisterzeichen des Goldschmiedes Michael Christian Hetsch aus Königsberg.

Die Finanzen für Bau und Unterhalt der Kirche

Land, Häuser, Schafherden, Bienenstände oder ähnliche Werte besaß die Pfarrkirche zu Bischofstein im Jahre 1565 fast gar nicht. Der ihr gehörende Garten auf dem Anger wurde im Jahre 1582 dem Hospital überlassen, drei Jahre später erwarb die Kirche infolge der pfarrlichen Eingemeindung des Dorfes Damerau ¹⁾ eine Anzahl Bienenstöcke. Die Pfarrei Bischofstein erhielt fortan die Hälfte des Ertrages, den früher die Glocksteiner Pfarrkirche, der Damerau bis dahin zugewiesen war, erhalten hatte. Von dem ganzen Bestand in Damerau, der im Jahre 1591 schon 60 Bienenstöcke ausmachte, durfte die Glocksteiner Kirche elf behalten ²⁾. Die Hälfte des Honig- und Wachsertrages kam dem sog. Bienenvater zu. Ein Übereinkommen zwischen der Kirche zu Bischofstein und dem Schulzen des Dorfes Porwangen wurde im Jahre 1609 getroffen ³⁾.

Derartige Einkünfte sind auch durch die Kirchenrechnungen des Jahres 1622 belegt. Um diese Zeit besaß die Bischofsteiner Kirche insgesamt 77 Bienenstöcke, vorübergehend auch eine Hufe Land, das aber bereits im Jahre 1623 wieder verkauft wurde; ferner stand ihr der Grundzins von einigen Häusern zu; und es war ein Häuschen auf der alten Schulstelle in ihrem Besitz ⁴⁾.

Seit dem Jahre 1622 besaß die Kirche auch ein ehemaliges Schulhaus, vier Häuser auf kircheneigenem Grund und Boden, ein Eckhaus auf dem Platz der ehemaligen Schule und drei Wohnbuden daneben, gegenüber der Propstei gelegen ⁵⁾. Das Eckhaus blieb mit Rücksicht auf ein Privileg aus dem Jahre 1578 von öffentlichen Abgaben und kommunalen Lasten frei, während die drei Wohnbuden laut einer Entscheidung vom 16. Januar 1698 ⁶⁾ öffentliche Lasten zu tragen hatten. Im 19. Jahrhundert bezog die Kirche von drei Häusern auf Kirchengrund, Nr. 97, 98 und 99, einen Kanon von 28 Silbergroschen und vier Pfennigen. Der Kanon des Hauses Nr. 99 wurde im Jahre 1846 abgelöst. Die Bewohner dieser Häuser hatten für die Kirche gewisse Dienstleistungen, wie Läuten und Schneeschaukeln, zu vollbringen.

Eine andere regelmäßige Einnahme, eine indirekte Steuer, bezog die Kirche aus dem Kleingewerbe der Branntweinbrennerei. In einem langwierigen Rechtsstreit zwischen den Bürgern und Hökern über die Schankgerechtigkeit sprach schließlich eine Verordnung vom 7. September 1590, die allerdings lediglich eine frühere, unter dem Bischof Martin Kromer ergangene Entscheidung wiederholte, den

¹⁾ Vgl. S. 14.

²⁾ BAF: A 9, fol. 139 und 162.

³⁾ BAF: A 5, fol. 230.

⁴⁾ BAF: A 7, fol. 333; A 11, fol. 225, 295, 462. - Ebd. B 7, fol. 68 ff.

⁵⁾ BAF: B 29, fol. 28.

⁶⁾ Lib. Civ., fol. 151.

Hökern die Befugnis zur Herstellung und zum Ausschank von Branntwein und den Bürgern das Recht zum Bierausschank zu. Die Höker mußten für die Genehmigung der Bereitung und des Verkaufes von Branntwein eine jährliche Abgabe von 20 Groschen an die Kirchenkasse zahlen⁷⁾. Damit war die Sache aber noch nicht endgültig geregelt. Am 29. Juli 1606 entschied eine bischöfliche Kommission, daß sowohl den Bürgern wie auch den sog. Büdnern die Bereitung und der Verkauf von Branntwein mit der Auflage gestattet werde, von jedem Brennkessel oder Grapen jährlich eine Mark an die Pfarrkirche zu zahlen⁸⁾.

Dieser sog. Grapenzins, in den seit dem Jahre 1767 erhalten gebliebenen Kirchenrechnungen als „ahenaria“ (Kesselgeld) verbucht, belief sich im Jahre 1622 auf 75 Taler 10 Groschen, im Jahre 1772 auf 72 Fl., im Jahre 1796 auf 23 Taler und 40 Groschen. Jedes ganze Haus hatte 20 Groschen und jedes halbe Haus 10 Groschen zu zahlen. Im Jahre 1834 machte die an die Kirchenkasse abgeführte Summe nur noch 19 Taler, 16 Silbergroschen und 8 Pfennig aus. Während diese Abgabe unter der preußischen Herrschaft nach dem Jahre 1772 zunächst von den Hausbesitzern ohne Unterschied der Konfession weiter gezahlt wurde, weigerten sich seit etwa 1810 einzelne protestantische Hausbesitzer, diese Abgabe zu zahlen⁹⁾. Auch in Kreisen der katholischen Bevölkerung begann man, diese Steuer zu mißbilligen. Seit Einführung der Gewerbefreiheit wurde die Branntweinbrennerei weder von Hausbesitzern noch von Hakenbüdnern mehr betrieben¹⁰⁾. Die kirchliche Behörde trug diesen veränderten Verhältnissen insofern Rechnung, als durch Entscheidung vom 14. Juli 1843 der Grapenzins jährlich im Durchschnitt nur noch 15 Taler, 15 Silbergroschen und vier Pfennig ausmachte¹¹⁾. Nur die katholischen Hausbesitzer mußten fortan diese Steuer entrichten¹²⁾.

Neben dem Häuser- und Grapenzins hatte die Kirche noch Einnahmen aus den Meßstiftungen, aus den Anniversarien der Zünfte, aus den Opferkästen und Kollekten, Opfergeld, Sitzplatzmiete, aus Begräbnissen und durch besondere Zuwendungen wie Schenkungen und Vermächtnisse. So hatte die Kirche im Jahre 1565 über hundert Mark in ihrem Besitz, im Jahre 1609 674 Mark und 8 Groschen Erbgelder und 430 Mark ausgeliehene Kapitalien. Im Jahre 1622 betrug die jährliche Einnahme der Kirchenkasse außer dem Grapengeld 153 Mark sog. Opfergeld und 35 Mark Glockengeld (Gebühr für Benut-

7) BAF: A 5, fol. 141.

8) BAF: A 7, fol. 333. - Vgl. A. SEMRAU, Die Grapengießer und Rotgießer in Preußen. In: Mitteilungen des Copernikus-Vereins. Thorn 1918, S. 37 ff.

9) PA: Pfarrakten 1826.

10) BAF: B Nr. 18.

11) Kirchenetat für die Jahre 1843 bis 1848 im RRBf: B Nr. 2.

12) PA: Pfarrakten E, ohne Nummer.

zung der Kirchenglocken). Das ausgeliehene Kapital betrug 284 Mark und zehn Groschen, der Bestand an Erbgeld 487 Mark. Der Barbestand machte 52 Mark und 19 Groschen aus. Das Kapitalvermögen war bis zum Jahre 1700 auf 1950 Mark angewachsen, im Jahre 1726 waren es nur noch 1729 Mark und 15 Groschen, die zu dem üblichen Zinssatz von sechs Prozent ausgeliehen waren. Im Jahre 1796 betruhen die Einnahmen aus Häusermiete und -zins 85 Groschen, aus den Opferkästen 34 Taler, an Opfergeld rund 80 Taler, an Zins für lebenslänglich und jährlich vermietete Kirchensitze 40 Taler und schließlich von Begräbnissen 60 Taler. — Die Rechnung des Jahres 1834 weist nach, daß an Mietzins 24 Taler, an Häuserkanon 28 Silbergroschen und vier Pfennig, als Anteil aus den Benefizien 17 Taler, 14 Silbergroschen und acht Pfennig, an Kollekten und Spenden in den Opferkästen sieben Taler und sieben Pfennig, an Opfergeld 68 Taler, als Sitzplatzmieten 25 Taler, 24 Silbergroschen und als Anteil aus den Anniversarien ein Taler und 25 Silbergroschen, schließlich für Begräbnisse 108 Taler, 18 Silbergroschen und acht Pfennig, insgesamt also 274 Taler, 7 Silbergroschen und elf Pfennig, in die Kirchenkasse geflossen sind. Die früher vorhanden gewesenen Kapitalien waren beim Neubau der Kirche ausgegeben worden. So mußte im Jahre 1802, als eine Ausbesserung des Giebels nötig geworden war, die Rosenkranzstiftung der erschöpften Kirchenkasse hundert Taler zuwenden und den in Zukunft an sie abzuführenden Anteil auf einen Taler erhöhen ¹³⁾.

Die aufgezählten festen und mehr zufälligen Einnahmequellen der Kirchenkasse stellten bei ihrem geringen, an Beispielen aus verschiedenen Zeiten nachgewiesenen Ertrag nur eine untergeordnete Beihilfe gegenüber den gelegentlichen und regelmäßigen Baubeiträgen für die Kirche dar. Die Entnahme von Geldern aus der Kirchenkasse war an und für sich bereits auf der Synode des Jahres 1582 ausdrücklich untersagt worden, wenn es sich nicht um den eigentlichen Kirchenbau handelte. Die leihweise Hergabe von Geldern aus der Kirchenkasse war nur mit bischöflicher Genehmigung gestattet; in den Landesordnungen, Synodalbestimmungen und allgemeinen Erlassen wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß eine solche Darlehnsaufnahme nur zum Zwecke der Erfüllung der bestehenden Verpflichtung zum Bau und Unterhalt kirchlicher Gebäude erfolgen darf. Aus einem besonderen Anlaß hoben im Jahre 1526 die Landesordnung und im Jahre 1582 eine Synodalbestimmung hervor, daß eine bindende Verpflichtung der Gemeinde zum Bau des Pfarrhauses und anderer kirchlicher Gebäude bestehe. Auch anlässlich der Visitationen in den Jahren 1572 bis 1574 wurde noch einmal daran erinnert.

In Bischofstein übernahm die Stadtgemeinde im Jahre 1717 die Kosten, als der Propst mitgeteilt hatte, daß in der Kirche eine neue

¹³⁾ B&F: B Nr. 5.

Dielendecke erforderlich geworden wäre. Der Rat der Stadt beschloß, daß jedes ganze Haus zwei Dielen, 36 Fuß lang, oder den Barwert in Höhe von 1 Fl. und 18 Gr. aufzubringen hätte. Sechs Jahre später wurde zwischen dem Rat und Eustachius Sasnowski ein Vertrag über die Pflasterung von drei Steigen auf dem Kirchhof für den Preis von sechs Fl. abgeschlossen. Die Steinfuhren hatten die Hausbesitzer der Stadt zu leisten; wer über keine Pferde verfügte, mußte drei Groschen zahlen ¹⁴⁾.

Vor der im Jahre 1726 anstehenden Kirchenvisitation beantragte die Stadtgemeinde, daß die Kirchspielsdörfer angehalten würden, den dritten Teil der Kosten für die Reparaturen der Kirche zu tragen und außerdem der Stadt einen Teil der früher von ihr allein getragenen Kosten ersetze. So lautete auch ein Beschluß des Rates nach der Kirchenvisitation, der am 6. April 1731 gefaßt wurde. Es wurde darin auch zum Ausdruck gebracht, daß diese Dörfer gemäß der Anordnung der Landesregierung sich an den Kosten für Reparaturen an und in der Kirche beteiligen sollten. Bei der nächsten Kirchenvisitation solle dieser Beschluß vorgetragen werden. Der Propst richtete am 11. Juli 1731 an die Stadt die Bitte, den mit der Orgelreparatur beschäftigten Meister auf Stadtkosten zu verpflegen. Die Stadt gab zur Antwort, daß der Propst die Schulzen und Geschworenen der drei Kirchspielsdörfer vorladen möge und sie zur Beteiligung an diesen Unkosten veranlassen solle. Unter dem 29. Oktober 1733 forderte die Stadt, daß die Dörfer den dritten Teil der gesamten Kosten für den Bau der Orgel übernehmen und endlich ihren Anteil aus früheren Zeiten beglichen. Eine besondere Vereinbarung, von der kirchlichen Behörde am 12. Juni 1734 bestätigt ¹⁵⁾, schlichtete die bestehende Zwiſtigkeit innerhalb des Kirchspiels, indem sie der Stadtgemeinde drei Viertel, den Landgemeinden ein Viertel der Baukosten auferlegte. Dieses Teilungsverhältnis der Lasten war allgemein üblich. Die Verteilung der Lasten innerhalb der Landgemeinden erfolgte nach den Synodalbestimmungen des Jahres 1610, die auch später in das ostpreußische Provinzialrecht, § 8, Zusatz 197, übernommen wurden; Grundlage bildete die Hufenzahl der Grundbesitzer. In der Stadtgemeinde Bischofstein erfolgte die Verteilung gemäß einer besonderen königlichen Kabinettsentscheidung vom 5. Oktober 1781 ¹⁶⁾ in der Art, daß die Kämmererkasse die Geldkosten, die Bürger aber die Hand- und Spanndienste zu leisten hatten. Auch die protestantischen Insassen des Kirchspiels waren grundsätzlich zu Beiträgen für Neubauten und Reparaturen der katholischen Kirchengemeinde verpflichtet. Erst durch eine Verfügung der Königlich-Preußischen Regierung in Königsberg für Bischofsburg vom 16. November 1817, für Heilsberg vom

¹⁴⁾ StA: Sitzungsbuch des Rates der Stadt Bischofstein 1717-1737.

¹⁵⁾ PA: Pfarrakten, ohne Nummer.

¹⁶⁾ BAf: B Nr. 29.

9. März 1818 und für Braunsberg vom 7. Oktober 1822¹⁷⁾ wurden sie davon befreit, wenn sie Beiträge für Bauten ihrer eigenen Pfarrgemeinde zu leisten hatten.

Diese Trennung zwischen kirchlicher und politischer Gemeinde, die Einstellung von kirchlichen Leistungen aus der Stadtkasse, sollte zufolge einer Verfügung der Regierung vom 23. September 1825 in sämtlichen ermländischen Städten, in denen bereits ein eigener Pfarr- und Schulvorstand gebildet worden war, zur Durchführung kommen, „... sofern dazu¹⁸⁾ kein besonderer gesetzlicher Verpflichtungsgrund vorhanden...“ wäre. Derartige Verpflichtungsgründe wie in Braunsberg, Heilsberg und Guttstadt wurden auch durch den Magistrat der Stadt Bischofstein unter dem 27. Oktober 1826 anerkannt. Das katholische Kirchenkollegium berief sich damals auf längst verjährte, durch das Besitzergreifungspatent des Jahres 1772¹⁹⁾ und das ostpreußische Provinzialrecht gewährleistete Rechte, die den Protestanten wie den Katholiken in gleicher Weise die Mitbenutzung von Wald, Weide und Grundstücken der Stadt gewährleistete. Es handelte sich dabei um Rechte, die den im Königreich Preußen durch das Preußische Allgemeine Landrecht des Jahres 1794 (Teil II, Titel 11, § 178) geschützten christlichen Korporationen zustanden²⁰⁾.

Die bisher üblichen Zahlungen aus der Kämmereikasse für das katholische Kirchen- und Schulwesen, die von der königlichen Regierung am 17. März 1820 genehmigt worden waren, wurden bis auf weiteres, die vertraglich geregelten Baupflichten für Pfarrhof und Kaplanei sowie die Remunerationen für die städtischen Wallfahrten nach Heiligelinde und nach Springborn bis heute erfüllt. Die Baulasten für die Kirche jedoch sind trotz der gleichen Verpflichtung auf die katholische Pfarrgemeinde übergegangen. Noch im Jahre 1819 durfte für die Ausbesserung des Giebels der Pfarrkirche das gesamte Kirchspiel ohne Unterschied der Konfession herangezogen werden. Dieser Anspruch wurde damals mit Hilfe der königlichen Regierung, die die Baupflichten der Gemeinde oder „der Eingepfarrten“ in der Stadt und auf dem Lande gemäß den Synodalbestimmungen anerkannte, durchgesetzt. Der Landrat verfügte in einem Schreiben vom 31. Mai 1819 an den Propst, daß der Magistrat die Kosten zu zwei Dritteln auf die Stadt und zu einem Drittel auf das Land verteilte²¹⁾.

Nachdem jedoch am 15. Januar 1813 in Bischofstein eine protestantische Kirchen- und Schulgemeinde endgültig gebildet worden war, nahm man die Einschränkung der Baupflicht auf die Katholiken

17) Bekanntmachungen in den Amtsblättern der Regierung.

18) Zu Zahlungen aus dem Gemeindevermögen.

19) Vgl. E. DOMBROWSKI, Ermlands Erbhuldigung im Jahre 1772. In: ZGAE 19 (1916) S. 459 ff.

20) PA: Pfarrakten 1826.

21) BAf: Nr. 29. - PA: Pfarrakten, ohne weitere Bezeichnung.

hin. Zu einer vom Landrat einberufenen Versammlung, auf der die Frage der Ausbesserung der Kirchenfassade besprochen werden sollte, wurden nicht „Vertreter der politischen Stadtgemeinde“, sondern „Abgeordnete der katholischen Kirchengemeinde Bischofstein“ eingeladen. Die königliche Regierung hatte das ausdrücklich unter dem 14. Januar 1836 so angeordnet. Bei dieser Verhandlung wurde nach Auskunft des Generalvikariats die im Ermland althergebrachte und auch bei der letzten Ausbesserung der Kirche geübte Verteilung der Beiträge beibehalten. Der auf die Stadtgemeinde entfallende Anteil sollte durch die städtische Behörde auf die Gemeindemitglieder umgelegt werden, der Beitrag der Landgemeinden richtete sich nach der Hufenzahl, wobei die Kätner und die Einwohner mit geringeren Beiträgen heranzuziehen waren. Um den Gemeindemitgliedern die Kosten zu erleichtern, führte die Gemeindevertretung durch einen Beschluß vom 28. Dezember 1838 jährliche Teilzahlungen ein.

Eine besondere Baukasse entstand, als Propst Langhanki zwei Schenkungen gemacht hatte, 1520 und 420 Taler, die zunächst zur Bestreitung der Baukosten der Michaeliskirche, sodann für die Baurechnung der Pfarrkirche bestimmt waren. Die Jahreszinsen dieses Kapitals in Höhe von 87 Talern gingen zusammen mit dem ehemaligen Grapenzins aufgrund eines Beschlusses der Kirchspielinsassen vom 4. November 1851 in die neu gebildete Baukasse über, deren Einrichtung durch weitere Beschlüsse vom 5. Januar 1852 und vom 4. Dezember des gleichen Jahres die heutige Form erhielt.

Nach dem Stande des Jahres 1915 fließen der Kirchenkasse jährlich 450 Mark zu, aus dem Fonds der Michaeliskirche 180 Mark, aus dem ursprünglichen Grapenzins von Hausbesitzern 0,60 Mark, von Budenbesitzern 0,20 Mark, von Mietern 0,10 Mark, von den Abbauten je 0,20 Mark, insgesamt 114,43 Mark, dazu von den Landgemeinden 44 Mark neben Beträgen aus sonstigen Zuwendungen. So hatte Domdechant Dr. Neumann in seinem Testament vom 28. Juli 1855 zur Vergrößerung des von Propst Langhanki gestifteten Baufonds 400 Taler gestiftet.

Der im Jahre 1838 auf 33 Taler und 10 Silbergroschen berechnete Grapenzins wurde am 4. November 1851 den großen Häusern als eine jeweils zu Ostern fällige Abgabe von je sechs Silbergroschen und acht Pfennig, den Buden in Höhe von zwei Silbergroschen auferlegt. Die Landgemeinden sollten entsprechend ihrer Verpflichtung ein Drittel der Baukosten, nämlich 14 Taler und 20 Silbergroschen zahlen. Die Restbauschuld in Höhe von 238 Talern und 16 Silbergroschen wollten die Stadtgemeinde und die Landgemeinden innerhalb eines Jahres begleichen. Der Beschluß vom 5. Januar 1852 setzte auch für die Abbauten und die Mieter eine Beisteuer in Höhe von zwei Silbergroschen und einem Silbergroschen fest ²²⁾.

²²⁾ PA: Pfarrakten II, 15.

Als Beihilfe für die Bauten und Reparaturen im Inneren der Kirche wurde im Jahre 1892 eine besondere Kasse gegründet, wie auch eine solche für die Beschaffung von Paramenten ²³⁾.

²³⁾ Verfügung des Bischöflich-Ermländischen Generalvikariats vom 18. Februar 1922.

Der Pfarrhof

In der neuen Handfeste der Stadt Bischofstein, ausgestellt am 5. März 1481 durch Bischof Nikolaus von Tüngen, wurden dem Pfarrer wie jedem anderen großbürgerlichen Hofe ein Bauplatz, „Hausstätte“, und dazu drei kulmische Morgen Land als unantastbares Eigentum zugesichert mit den Worten: „... Wir Nikolaus ... vorlegen ... mit solchem Bescheid die Widdeme unnd iglich gantz hoff von semlichen vier Huben drey morgen, die von iren Houen nicht sollen verkaufft odir abgesundert werdenn, ewig zu Colmischem Rechte benutzen sullen ...“ ¹⁾.

Der im Jahre 1609 beschriebene Pfarrhof zu Bischofstein nahm einen Platz von anderthalb Hausstätten ein. Er lag am Kirchhofplatz neben der Kirchgasse, teils von der Kirchhofsmauer, teils von Bürgerhäusern umgeben. Betrat man den mit Steinen gepflasterten Hofraum, so hatte man zur Rechten einen alten zweistöckigen Fachwerkbau, in dem unten ein Zimmer mit einer dunklen Kammer nach Norden zu lag und eine zweite, ganz aus Ziegeln gemauerte Kammer im Osten, die durch Fenster erleuchtet wurde. Im oberen Stockwerk befand sich ein Zimmer mit einer Vorratskammer. Das kleine Wohnhaus erfüllte kaum die notwendigen Ansprüche eines Pfarrhauses. Deshalb hatte der Pfarrer ein zweites und geräumigeres Gebäude nach der Stadt hin anbauen lassen, dessen unteres Stockwerk ein Zimmer, eine Kammer und eine massive Küche umfaßte, während die Räume darüber aber unbewohnt blieben. Die Wirtschaftsgebäude waren hoch und geräumig, alle mit Dachziegeln gedeckt.

Um das Jahr 1700 diente das Haus links des Hofeinganges als Gesindewohnung, in dem Hause nach der Kirche zu hatte Pfarrer Weiß, der seit dem Jahre 1681 der Gemeinde vorstand, sich einige Zimmer neu einrichten lassen. Das Pfarrhaus gehörte baugeschichtlich spätestens der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an. Ein Mann im Alter von 99 Jahren hatte am 27. Juni 1720 vor dem Magistrat in Bischofstein bekundet, daß er sich an keinen Neubau, sondern nur an eine Reparatur des Pfarrhauses unter der Amtszeit des Pfarrers Konradi (1644 - 1648) erinnere. Der dem alten Pfarrhaus folgende

¹⁾ V. RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 21 (1923) S. 328, Anm. 2.

Neubau fiel in eine Zeit, über die das einzige erhaltene Sitzungsbuch des Magistrats ausführlich berichtet.

In der Sitzung des Magistrats am 20. Juli 1717 wurden die Geldbeträge festgesetzt, die die Bürger für den Bau der Propstei zu leisten hatten. Streitigkeiten wegen der Baupflicht verzögerten den Beginn der Arbeiten. Nach abermaliger Mahnung beschloß der Magistrat am 31. Mai 1720, in Kürze eine „Ordnung und Anstalt“ wegen der Holzanfuhr zu treffen. Nachdem nun von der Landesverwaltung die Fertigstellung der Fundamente bis zum Martinitag (11. November) vorgeschrieben worden war, verfügte der Magistrat unter dem 15. Juli des gleichen Jahres, daß die Baubeiträge eingezogen und Holz, Steine und Lehm herangeschafft würden. Als in der Mittagsstunde des 31. Juli sogar ein Balken des brüchigen Hauses herunterstürzte, versprach die Stadt, nunmehr den Bau zu beschleunigen. Dem Propst wurde bis zur Fertigstellung das städtische Malzhaus zur Aufbewahrung seines Getreides eingeräumt. Dennoch waren im nächsten Frühjahr die Baustoffe noch nicht herbeigebracht worden. Nach einem neuen Beschluß des Magistrats vom 2. April 1721 sollte jedes ganze Haus vier Fuder Fundamentsteine und zwei Bauhölzer, jedes halbe Haus zwei Fuder und ein Bauholz, jede Bude ein Fuder Steine und je vier Buden zusammen ein Stück Bauholz, insgesamt also zweieinhalb Schock Bauhölzer, anfahren.

Die Maurerarbeiten wurden im Mai 1721 dem „polnischen Jakob“ aus Rößel und dem Bischofsteiner Eustachius Susnowski übertragen.

Zehn Tage später wurde der Vertrag über die Anfertigung der Holzarbeiten und -konstruktionen abgeschlossen. Die ganze Vorderseite, die Brandmauern und die Schornsteine sollten massiv gebaut werden. Alle Zimmer waren zu verputzen, die Keller innen zu kälken und das Fachwerk mit Mauerwerk zu füllen.

Ende August war der Bau bis auf die innere und äußere Verblendung fertig geworden. Im November konnte die massive Treppe an der Propstei aufgestellt und der obere Gang mit Ziegeln ausgelegt werden.

Auch das Gesindehaus neben dem Neubau wurde gründlich ausgebessert. Die Verträge über diese Arbeiten wurden mit dem Baumeister Laurentius Neimann und dem Maurer Eustachius Susnowski im Juni 1722 abgeschlossen. Die förmliche Übergabe an den Propst kam jedoch erst drei Jahre später, am 2. März 1725, zustande.

Eine Beschreibung des Pfarrhauses gegen Ende des 18. Jahrhunderts besagt, daß das ganze, zweistöckig gehaltene Haus 55 Fuß lang und 30 Fuß breit war. Es umfaßte im Untergeschoß ein großes und zwei kleinere Zimmer sowie eine Kammer. Aus dem 7^{1/2} Fuß breiten, mit Ziegeln überwölbten Flur führte eine Treppe in den zweiten Stock, der ein Wohnzimmer und ein oder zwei Kammern enthielt. An der Westseite des Gebäudes befand sich ein massiver Keller. Das

Gesindehaus, aus preußischer Mauer errichtet und mit Ziegeln gedeckt, hatte unten ein Wohnzimmer und zwei Kammern, oben einen Getreideboden. Der recht enge Pfarrhof war von den Ställen für die Pferde, die Kühe, die Schweine und einer Remise umgeben.

Als im Jahre 1800 Propst Pohlki die Pfarrei übernahm, fand er die Wohnung schon in einem sehr baufälligen Zustand vor; nur zwei kleine Zimmer waren bewohnbar. Im Jahre 1804 wurde über eine Mietwohnung für den Propst während der Zeit der Bauführung beraten²⁾. Das Pfarr- und das Gesindehaus sollten abgebrochen und die neuen Häuser unter einem gemeinsamen Dache vereinigt werden. Es dauerte jedoch noch sechs Jahre, bis der Bau des Propsteigebäudes zustande kam, das aber keineswegs den Anforderungen, die an ein Pfarrhaus zu stellen waren, genügte. Der Bauplan war entgegen den Wünschen des Propstes entworfen und ausgeführt worden³⁾.

Im Frühjahr 1857 fiel auch dieser Bau der Spitzhacke zum Opfer; ein neues Gebäude wurde errichtet, dessen Kosten zum größten Teil Pfarrer Seth privat übernommen hatte. Die Stadt brauchte nur tausend Taler, 30 000 Stück Ziegel und die noch verwendbaren Materialien des alten Pfarrhauses beizusteuern. Im Sommer des folgenden Jahres war der Neubau bereits fertiggestellt. Die neue Propstei war zweistöckig gehalten, 14,88 Meter lang und 11,66 Meter breit. — In den Jahren 1910/11 wurde dieses Gebäude auf Kosten der Stadt und des Propstes erweitert und ausgebessert.

Die außerhalb der Stadt liegenden Scheunen, sowohl die um das Jahr 1680 erbaute⁴⁾ als auch die gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach einem Brande neu errichtete⁵⁾, konnten für einen sechs Hufen Land umfassenden Wirtschaftsbetrieb nicht genügen. Zwei Scheunen, eine 56 mal 34 Fuß und die andere 43 mal 34 Fuß Größe, sowie zwei Schuppen, 56 mal 18 Fuß und 52 mal 20 Fuß Grundfläche, die wohl um das Jahr 1717 erbaut worden waren⁶⁾, brannten am 29. September 1828 nieder und durften infolge einer baupolizeilichen Verordnung an der gleichen Stelle nicht wieder errichtet werden. Die alte Baustelle an der Bartensteiner Landstraße wurde künftig als Pfarrgarten benutzt. Der Neubau der Wirtschaftsgebäude zog sich vor allem wegen Unstimmigkeiten bei der Auswahl einer Baustelle bis zum Jahre 1842 hin. Inzwischen war das Pfarrland bei der Aufteilung der städtischen Feldmark gemäß dem Auseinandersetzungsrezeß vom 1. August 1833 auf seine heutige Stelle, am Schnittpunkt der Wege nach Klakendorf und Gerthen, festgelegt worden. Nicht möglich war hier jedoch der Neubau der Scheunen, da dieses Gelände nicht als Bauland ausgewiesen war. Der ursprüngliche Plan, die Wirtschaftsge-

²⁾ BAF: B Nr. 29.

³⁾ Visitationsakten 1818.

⁴⁾ PA: Visitationsakten 1701.

⁵⁾ Visitationsakten 1791.

⁶⁾ StA: Ratsbuch der Stadt Bischofstein.

bäude auf dem Pfarrland vor dem Pfarrhof zu errichten, wurde schließlich ausgeführt. Pfarrer Langhanki hatte vorher vergeblich der Pfarrgemeinde ein ihm persönlich gehörendes Gartenstück mit den Maßen 222 mal 75 Fuß auf dem Lämmerberg, in der Nähe des Pfarrlandes, als Bauplatz angeboten ⁷⁾).

Wegen der weiten Entfernung und der damit verbundenen Einbruchs- und Diebstahlsgefahr mieteten die Pfarrer Schacht und Seth sich eine Scheune in der Stadt. Eine Ansiedlung von Instleuten in der Nähe der neuen Wirtschaftsgebäude war die letzte Abhilfe in dieser Schwierigkeit, ein Plan, mit dem man sich schon lange befaßt hatte. Propst Weiß (1681 - 1717) hatte seinerzeit noch den Bescheid der Landesregierung erlangt, daß ihm lediglich der Ankauf einer städtischen Bude für diesen Zweck gestattet wurde und nach seinem Tode dieses Haus wieder an die Stadt kommen mußte. Einen Antrag von Propst Ganswind, für den Pfarrhof ein Gärtnerhäuschen zu bauen, hatte der Magistrat am 2. April 1732 abgelehnt ⁸⁾. Im Jahre 1852 ließ Pfarrer Seth ein Insthaus neben der Scheune erbauen; ein zum Abbruch angekauftes Bauernhaus in dem Dorf Schulen (Krs. Heilsberg) und ein vom Inhaber der Pfarrstelle zu tilgendes Darlehen in Höhe von 400 Talern deckten die Zahlungen für diesen Bau ⁹⁾. Dieses massive, mit Brettergiebeln versehene und mit Pfannen gedeckte Haus von 16,60 mal 7,40 Meter Grundfläche wurde im Jahre 1889 gründlich ausgebessert; von den vier Wohnungen waren nämlich seit Jahren drei unbewohnbar geworden. Im Jahre 1913 kam noch ein Stallgebäude hinzu. Als die im Jahre 1842 auf dem Vorwerk erbauten Scheunen zusammen mit zwei Schuppen am 24. November 1896 infolge einer fahrlässigen Brandstiftung niederbrannten, wählte man für den Wiederaufbau einen geeigneteren Platz an der entgegengesetzten Seite des Insthauses, wo sich nach jeder Richtung hin freies Gelände ausdehnte und die Entfernung zu einem Teich nur hundert Schritte ausmachte. Hier wurden nun zwei Gebäude errichtet, eine Scheune in den Maßen 40 mal 13,80 Meter, ein Fachwerkbau mit Bretterverkleidung und Ziegeldach, und ein Schuppen, 34,50 mal 13,50 Meter groß, mit Stallungen, Geschirrkammer und Remise.

Der Pferde-, Schweine- und Kuhstall, der Speicher und die Remise für herrschaftliche Wagen blieben nach wie vor im Pfarrhof in der Stadt. Im Jahre 1906 erfolgte ein Umbau des Vieh- und Pferdestalles, wobei ein Aufenthaltsraum für die Kutscher und ein Stall für Gastpferde eingerichtet wurden.

Der Pfarrhof mußte fortan dem neu eingeführten Pfarrer in gutem Zustande übergeben werden, denn für die Zukunft hatte der

⁷⁾ BAF: B Nr. 29.

⁸⁾ StA: Ratsbuch.

⁹⁾ BAF: B Nr. 25.

Pfarrer die Unterhaltskosten für die übernommenen Gebäude und Einzäunungen des Pfarrgehöftes und Pfarrlandes auf seine eigene Rechnung zu übernehmen. Die Übernahme galt als erfolgt, wenn der Nachfolger innerhalb einer bestimmten Zeit keine Einwendungen über die Beschaffenheit der Gebäude erhob. Nach den Bestimmungen der Diözesansynoden der Jahre 1575 und 1582¹⁰⁾ oblagen die unbedeutenden Reparaturen dem Pfarrer, die bedeutenden der Gemeinde. Noch im Jahre 1725, bei der Übernahme der neuen Pfarrei und im Zuge der Vorbereitungen für die bevorstehende Kirchenvisitation, bestand die Gemeinde auf der überkommenen Ordnung, wonach der Pfarrer zur Erhaltung der ihm in gutem Zustand übergebenen Pfarrgebäude verpflichtet war¹¹⁾.

Zum Unterhalt des Pfarrers in Strowangen waren in der Dorfhandfeste¹²⁾ vom 21. November 1346 sechs Hufen Land bestimmt worden. Während der Pfarrhof und die Kirche mit der Erweiterung des Dorfes zur Stadt in das umwehrte Stadtgelände verlegt wurden, verblieb der Landbesitz bis zur Fluraufteilung im 19. Jahrhundert in Strowangen neben der alten Kirche. In der Stadthandfeste waren drei Morgen Land, das war das Zubehör eines ganzen Hauses, als Anteil für das Pfarrhaus festgelegt worden. Später jedoch nahm der Pfarrhof mehr Platz ein, so im Jahre 1609 den Flächeninhalt von anderthalb Häusern. Drei Morgen lagen in dem ursprünglich 113 Hufen und 3 Morgen großen Klatenacker.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts rechnete man als Pfarrland sechs Hufen und eine Achtelhufe als Anteil von zwei Häusern am Radikalacker sowie mehrere Gärten¹³⁾.

Um das Jahr 1565 nutzte der Pfarrer in Bischofstein auch die Baustelle eines ehemaligen Vikarienhauses als Garten. Dabei handelte es sich wohl um den noch heute bestehenden Pfarrgarten gegenüber der Propstei, neben dem ehemaligen Hause des Kaufmanns Ganswindt. Der Großbürger Ganswindt hatte neben dem Garten ein Haus erbaut und dessen Fenster nach der Gartenseite zu einrichten lassen, wodurch die Benutzung des Gartens beeinträchtigt wurde¹⁴⁾. Gegen diese Baumaßnahme hatte das Kirchenkollegium mit teilweiseem Erfolg gerichtliche Schritte unternommen¹⁵⁾.

Außer diesem Landbesitz gehörten um das Jahr 1800 zum Pfarrhof noch ein Gemüsegarten in der Vorstadt neben der Marthakapelle, wohl ein Zubehör des dortigen Pfarrlandes, ein zweiter Garten auf dem Lämmerberg und ein dritter auf dem Ziegelberg. Der auf der

¹⁰⁾ F. HIPLER, Constitutiones synodales Warmienses. Braunsberg 1899, Sp. 62, 74, 142, 222.

¹¹⁾ StA: Ratsbuch.

¹²⁾ CDW II, Nr. 74, S. 74.

¹³⁾ Visitationsakten des Jahres 1791.

¹⁴⁾ BAF: A 10, fol. 326.

¹⁵⁾ PA: Pfarrakten 1797.

Baustelle der abgebrannten Scheunen an der Bartensteiner Landstraße angelegte Pfarrgarten, der im Jahre 1838 durch Ankauf der nebenan liegenden Scheunenstelle des Tuchmachers Johann Ruback für 12 Taler erweitert ¹⁶⁾ und im Jahre 1868 durch einen Scheunenbrand nach der Scheunenstraße freigelegt worden war, ist seit dem Jahre 1910 an die Kongregation der Katharinenschwestern im benachbarten Krankenhaus verpachtet. Den Zaun dieses Gartens und den des der Propstei gegenüberliegenden Gartens hatte der Pfarrer zu unterhalten ¹⁷⁾.

Die von dem Regierungskondukteur Carl Runge im März 1831 angefertigte Separationskarte verzeichnete an Pfarrland einschließlich des Trompeterackers einen Plan von 264 Morgen und 65 Quadratrueten Acker, 73 Morgen und 37 Quadratrueten Wiesen, 6 Morgen und 120 Quadratrueten Weide und schließlich 4 Morgen Wege und Unland, zusammen also 384 Morgen und 83 Quadratrueten, die sich im Nordwesten des Schnittpunktes der Landstraßen nach Klackendorf und Gerthen in einem Dreieck bis nach Senkitten hin erstreckten, dazu einen Hufengarten in der Vorstadt, ein nahezu quadratisches Gartenstück von 6 Morgen und 78 Quadratrueten, einen Hausgarten auf dem Ziegelberg, 65 Quadratrueten groß, einen Hausgarten auf dem Lämmerberg von 158 Quadratrueten, einen Scheunenbauplatz an der Bartensteiner Straße einschließlich des von Johann Ruback angekauften Platzes von 67 Quadratrueten und schließlich einen Ziergarten gegenüber der Propstei, 58 Quadratrueten groß, wozu noch 4 Quadratrueten Wegestücke zu rechnen waren. Im Jahre 1904 verkaufte die Pfarrei 9,70 Ar ihres Gartens auf dem Lämmerberg an den Grenznachbarn, im gleichen Jahre 45 Ar von dem zwischen der Bartensteiner Landstraße und der Vorstadt gelegenen, 6 Morgen und 78 Quadratrueten großen sogenannten Hufenacker an den Eisenbahnfiskus als Baugelände für die Bahnlinie Wormditt - Bischofstein und schließlich im Jahre 1913 58,8 Ar an den Kreis Rößel zum Bau der Landstraße von Bischofstein nach Seeburg. Dafür wurden 9,11 Ar Wegeteile als Pfarrbesitz übertragen.

Im allgemeinen wurde nur ein kleiner Teil des Pfarrlandes durch den jeweiligen Stelleninhaber bewirtschaftet. Schon im Jahre 1565 war das gesamte Pfarrland verpachtet, im Jahre 1609 hatte der Pfarrer vier Hufen für je 18 Mark und die Hälfte der Wiesen verpachtet. Zwei Hufen bewirtschaftete er selbst und hatte auch die 5 Morgen, die zum Pfarrhaus als Gartenland gehörten, eingesät. Im Jahre 1622 sind außer den Wiesen vier Hufen Land für je 20 Mark verpachtet; zu Ende des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1796, bewirtschaftete der Pfarrhof drei Hufen, drei Gemüseärten und einen Radikalacker. Die Hufe brachte damals 25 Taler Pacht ein. Im Jahre 1834 waren alle

¹⁶⁾ BAF: B Nr. 2.

¹⁷⁾ Visitationsakten des Jahres 1839.

sechs Pfarrhufen verpachtet für insgesamt 216 Taler, während der Pfarrer nur den Radikalacker und den Trompeteracker bewirtschaftete. Fünf Jahre später waren fünfeinhalb Hufen an elf Pächter für ein Jahr für insgesamt 198 Taler verpachtet, im Jahre 1847 ebenfalls fünfeinhalb Hufen in Parzellen zu je einer halben Hufe¹⁸⁾. Im folgenden Jahre zahlten neun Pächter für viereinhalb Hufen zusammen 152 Taler Pacht¹⁹⁾.

Im Jahre 1565 gehörten zum Inventar des Pfarrhofes außer dem Hausrat vier Pferde, ein Ochse, eine Kuh, vier Schweine, 18 Scheffel Getreide und landwirtschaftliche Geräte, im Jahr 1700 zwei Pferde, drei Kühe, drei Schafe, drei einjährige Schweine, 25 Scheffel Roggen, 16 Scheffel Gerste und 24 Scheffel Hafer.

Durch die Flurteilung im Rahmen der Separation hatte die Pfarrei schlechteren Boden im hügeligen Gelände erhalten. Während früher auf dem Pfarrland 5 bis 6 Körner als Ertrag gerechnet werden konnten, waren es nunmehr nur noch anderthalb bis zweieinhalb Körner.

Das lebende Inventar der zwei Pfarrhufen und des Pfarrgartens, des sog. Pfarrmorgens, bestand in den Jahren 1821 bis 1824 aus vier Stallpferden, vier Feldpferden, fünf Fohlen, vier Ochsen, zwei Zugochsen, vier Kühen, einer Sterke, zehn Kälbern, 12 Schafen und zehn bis zwölf Schweinen. Zehn Jahre später konnten vom Ertrag aller vier Pfarrhufen nur acht Pferde, sechs Kühe, ein Bulle, zwei Stiere, zwei Kälber, zehn bis zwölf Schafe und sechs Schweine unterhalten werden. Der Ertrag war also um die Hälfte zurückgegangen²⁰⁾.

Außer der Nutzung des Pfarrlandes gehörten zu den Einkünften des Pfarrers noch der Zehnte, die Kalende (die zur Osterzeit zu entrichtenden persönlichen Abgaben), die Holzanlieferung, das Weiderecht, die Fischereigerechtigkeit und die Stolgebühren.

Der Zehnte betrug von jeder landwirtschaftlich nutzbaren Hufe Land gemeinrechtlich je ein Scheffel Roggen und Hafer. Für die Waldhufen war erst dann der Dezem zu entrichten, wenn sie unter den Pflug gebracht waren. Dieser schon in den Handfesten der Jahre 1448 und 1481 festgesetzte Grundsatz wurde in die Landesordnung von 1526 aufgenommen und in der Synode des Jahres 1726 in § 109 anerkannt²¹⁾.

Über den städtischen Anteil am Lackmedier Wald war in die beiden Handfesten die Sonderbestimmung aufgenommen worden, daß eine spätere Urbarmachung ohne Einfluß auf Dezemleistung und

¹⁸⁾ BAF: B Nr. 2.

¹⁹⁾ Visitationsakten des Jahres 1848.

²⁰⁾ PA: Pfarrakten, die Separation betr.

²¹⁾ „Von Wäldern und Heiden darf man keinen Dezem geben, dagegen soll der Pfarrer gleich den andern zu seinem Nutz Freiholz darin haben“ (HIPLER, Constitutiones, Sp. 220.).

Holznutzung sein sollte. Doch weder der Lackmedier Wald noch der Trockene Wald sind jemals in Ackerland umgewandelt worden.

Die volle Nutzbarmachung des Landes und die vorgeschriebene Dezemleistung traten erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein. Nach dem Verzeichnis der Dekanate aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts betrug der Zehnte 210 Scheffel oder dreieinhalb Last Getreide²²⁾, im Jahre 1565 waren es drei Last Roggen und Weizen und statt des übrigen Zehnten ein Geldbetrag von 40 Mark. Das vorübergehend zum Kirchspiel gehörende Dorf Fürstenau, das früher dem Pfarrer nichts oder nur wenige Groschen als Dezem gezahlt hatte, wurde durch eine bischöfliche Entscheidung vom 8. März 1583 verpflichtet, den vollen Dezem zu leisten²³⁾.

Im Jahre 1597 waren insgesamt 51 bis 52 Last Getreide zu entrichten; für die Jahre 1609 und 1622 wurden 176 dezempflichtige Hufen zugrunde gelegt, von denen insgesamt 5 Last und 52 Scheffel Getreide aufzubringen waren. Hinzu kam noch der Dezem von zwei Mühlen mit je zwei Mahlgängen, was eine weitere Einnahme von 4 Scheffeln bedeutete.

Von insgesamt 176 dezempflichtigen Hufen lagen 56 in Bischofstein, 60 in Klackendorf, 30 in Gerthen und 30 in Damerau. Senkitten war um das Jahr 1609 in verwüstetem Zustande und zahlte nur eine Geldabgabe von einer Mark und 16 Groschen.

Infolge der Aufteilung von Klackendorf in Dorf und Güter entstanden Streitigkeiten wegen der Dezemleistungen, die im Jahre 1716 zu einer gerichtlichen Klage führten²⁴⁾. Die Gutsbesitzer hatten nämlich unter Berufung auf ein von Bischof Kromer erteiltes Privileg sich geweigert, von den zwölf Gutshufen den vollen Dezem zu zahlen. Daraufhin wurde aber unter Hinweis auf die Synodalstatuten des Jahres 1726 eine neue Verordnung erlassen, die der Bischof am 7. August 1729 bestätigte²⁵⁾.

Die Stadt Bischofstein, die über 54 Hufen verfügte, hatte den vollen Dezem zu zahlen, Damerau und Gerthen mit je 30 Hufen, Klackendorf, das aus zwei Gütern von je 6 Hufen bestand, mußte für jedes Gut einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer entrichten und für die 48 Bauernhufen den vollen Dezem. Das sechs Hufen große Gut derer von Gasiorowski, das seit einigen Jahren an Bauern verpachtet war, hatte für diese Zeit der Verpachtung den vollen Dezem zu leisten. Das zehn Hufen große Gut Senkitten, das damals durch Bauern aus Schulen bewirtschaftet wurde und bisher drei Fl. gezahlt hatte, sollte künftig den halben Dezem, also von jeder Hufe einen halben Scheffel Roggen und einen halben Scheffel Hafer, auf-

²²⁾ Sedes archipresbyterales dioecesis Warmiensis. Hrsg. von J. M. SAAGE und C. P. WOELKY (SS. Rer. Warm. I), S. 434, Anm. 236.

²³⁾ BAF: A 4, fol. 182.

²⁴⁾ BAF: E c Nr. 19.

²⁵⁾ PA: Pfarrakten, ohne Nummer.

bringen. An Konseminationsgetreide für den Nachfolger mußten in der Pfarrei Bischofstein für den Winter dreißig Scheffel Roggen und für den Sommer dreißig Scheffel Hafer zur Verfügung bleiben.

Der Dezem des Gutes Senkitten blieb nach Verhandlungen im Jahre 1792²⁶⁾ auf der bisher festgesetzten Höhe, was das Ermländische Landvogteigericht zu Heilsberg²⁷⁾ im Jahre 1811 ausdrücklich bestätigte²⁸⁾.

Für den sog. Ratsacker mußte die Stadt Bischofstein nach einer Erkenntnis des Oberlandesgerichts zu Königsberg vom 20. April 1813 jährlich einen Scheffel Roggen und einen Scheffel Hafer als Dezem an den Pfarrer abliefern²⁹⁾.

Im großen und ganzen blieben die Dezemleistungen des Kirchspiels Bischofstein seit dem Jahre 1726, von geringen Schwankungen abgesehen, bis zur Auflösung desselben unverändert. Sie machten zusammen 189 Scheffel Roggen und die gleiche Menge Hafer aus. Unter einem „Dezemaß“ verstand man $1\frac{1}{4}$ Berliner Scheffel oder einen Neuscheffel, was einem Inhalt von $18\frac{3}{4}$ Liter entspricht³⁰⁾.

Durch die Landesordnung des Jahres 1526 war bestimmt worden, daß die früher auf den Altar zu legende Osterabgabe unmittelbar in der Zeit zwischen Mittfasten³¹⁾ und Ostern mit je 14 Pfennigen zu entrichten wäre. Diese Art Kirchensteuer machte in Bischofstein im Jahre 1565 etwa 24, im Jahre 1597 an 28, im Jahre 1609 etwa 35 und schließlich im Jahre 1622 etwa 50 Mark aus.

Die seit alters her übliche Abgabe von Hühnern an die Pfarrer wurde im Jahre 1526 durch § 19 der damals erlassenen Landesordnung neu geregelt. Danach hatte jeder Gärtner³²⁾ dem Pfarrer ein Paar Hühner zu liefern. Nur die Hirten sollten von dieser Abgabe frei sein. Im Jahre 1609 belief sich die Zahl der so in den Pfarrhof oder in die Pfarrküche kommenden Hühner auf insgesamt 30 Stück. Durch eine Verfügung vom 17. Januar 1614 wurden die Gärtner wohl von dieser Abgabeverpflichtung befreit, mußten aber das sog. Ostergeld zahlen. Der Magistrat zu Bischofstein setzte sich jedoch am 2. April 1734 über diesen Erlaß hinweg und beschloß, daß fürderhin entweder im Sommer zwei Hühner oder zur österlichen Zeit sechs Groschen zu entrichten wären³³⁾. Im Jahre 1796 zahlten die Gärtner, die Stadtbewohner und auch die Dorfbewohner als persönlichen Dezem je zwei Hühner oder 12 Groschen.

²⁶⁾ BAF: A 73, fol. 246.

²⁷⁾ Vgl. F. HIPLER, Literaturgeschichte des Bisthums Ermland (Bibl. Warm. I). Braunsberg und Leipzig 1872, S. 292.

²⁸⁾ PA: Pfarrakten, ohne Nummer.

²⁹⁾ Ebd.

³⁰⁾ PA: Pfarrakten, Dezemablösung 1874.

³¹⁾ Zeit um den 4. Fastensonntag, drei Wochen vor dem Osterfest.

³²⁾ Dienstleute, die auf dem Grund und Boden eines Hufenbesitzers angesiedelt waren.

³³⁾ StA: Ratsbuch.

Die übrige Kalende machte im Jahre 1597 in der Stadt etwa drei Mark aus, in den Dörfern jedoch bedeutend weniger. Die Stadtbewohner zahlten im Jahre 1609 als Kalendegeld zwei bis zweieinhalb Mark, im Jahre 1622 etwa sechs Mark, im Jahre 1726 an 12 Taler. Die Bauern in den Dörfern lieferten je ein Brot, eine Wurst, drei Stof Erbsen oder ein Bund Flachs, außerdem je Hufe noch drei Ostereier; jeder Gärtner und Einwohner hatte nur drei Groschen zu entrichten. Vor der Ablösung betrug die kleine Kalende bei den Hufenbesitzern in Klackendorf einen Silbergroschen, eine Metze Erbsen, zwei Knoten gehechelten Flachs, je ein Pfund schwer, ein Hausbrot, eine zwei Berliner Ellen lange Wurst und zur Osterzeit je Hufe fünf Hühnereier.

Die Ablösung dieser Reallasten erfolgte in der Stadt Bischofstein in den Jahren 1874/75 und 1879, für Klackendorf in den Jahren 1875 und 1897, für Damerau in den Jahren 1878 und 1894, für Gerthen im Jahre 1894, für Senkitten 1894 zuerst seitens der protestantischen Pfarrei für Birkenau und einige Klackendorfer.

Die Versorgung der Pfarrei mit Brennholz, geregelt durch den Landtagsbeschluß vom 22. September 1526 „wegen der freien Holzung der Pfarrer in den Wäldern, von denen sie keinen Dezem erhalten“⁸⁴⁾, und die Synode des Jahres 1726, war für Bischofstein durch eine besondere Bestimmung in der Handfeste des Jahres 1448 festgelegt worden. Darin hieß es: Wird dem Pfarrer in der Nutzung des 24 Hufen großen Lackmedier Waldes das gleiche Recht zugesprochen wie den Eigentümern eines ganzen Hauses in der Stadt, jedoch mit dem Unterschied, daß der Pfarrer als Entgelt für den auf Waldhufen allgemein nicht ruhenden Dezem von der Zahlung des sog. Waldzinses, den alle Stadtbewohner der Landesherrschaft zu zahlen hatten, gänzlich freigestellt blieb.

Infolge unwirtschaftlicher Nutzung des Waldes und größerer Holzausfuhren über die Landesgrenzen hinweg war in der Stadt Bischofstein ein Holzmangel eingetreten, der zur Schonung des Waldbestandes zwang und pflichtmäßige Holzlieferungen einschränken ließ. Unter dem 24. März 1717 ließ der Magistrat den Propst bitten, auf Holzlieferungen aus dem Stadtwalde zu verzichten, da es ihm wohlbekannt wäre, daß das Holz angesichts der großen Notlage, in der sich die Stadt befände, „conserviert“ werden müßte. Bald darauf wurde ein Abkommen getroffen, auf das sich die Stadt bei weiteren Verhandlungen berufen hat. Die Stadt zahlte der Pfarrei eine Geldentschädigung von 8 Fl. jährlich, den Betrag für ein vierspänniges Fuder Langholz aus nichtstädtischen Waldungen. Die Inhaber der Propsteistelle zeigten sich mit einer solchen Abfindung jedoch nicht zufrieden. Auf das Ersuchen des Propstes, ihm für das Jahr 1722 das Holzgeld um 3 Fl. zu erhöhen, erklärte sich der Magistrat am 6. Mai

⁸⁴⁾ BAF: A 24, fol. 61.

1722 zunächst bereit, beschloß aber dann, gegen die Forderung des Propstes Einspruch zu erheben. Dieser Beschluß wurde anlässlich der Generalvisitation im Jahre 1726 mit der Begründung vorgebracht, daß die Stadt, wie aus den Akten ersichtlich, grundsätzlich nicht verpflichtet wäre, den Pfarrer gänzlich mit Holz zu versorgen. Die Stadt, so wurde weiter erklärt, würde nur dann die Verpflichtung zur Holzversorgung anerkennen, wenn sie in ihrem gehegten Walde Ausholzungen durchführe und dabei dem Pfarrer entsprechende Lieferungen machen könnte.

Als nun der Propst im Jahre 1733 vier Fuder Holz aus dem Lackmühlenwald und zwei Stück aus dem Trockenen Walde hatte holen lassen, untersagte ihm der Magistrat eine solche Eigenmächtigkeit am 6. Februar und wies dabei darauf hin, daß er von der Stadt nicht ex obligatione, sondern gratiose 8 Fl. für Lagerholz erhielt. Der Propst aber ließ noch zwei Fuder Erlenholz aus dem Trockenen Walde holen und schickte am Tage darauf zwei Wagen in den gehegten Stadtwald, um Holz abzufahren. Die Stadt drohte daraufhin am 7. Dezember 1733 mit einer Beschwerde bei der Landesregierung. Der Propst entschuldigte sein Verhalten mit dem schlechten Zustand der Wege und erkannte damit die Berechtigung der erhobenen Vorwürfe an.

Der Magistrat bereitete indessen ein neues Gesuch für die kommende Generalvisitation vor. In einem Schriftstück vom 29. Oktober 1733 wurde die Bitte dargelegt, daß dem Propst untersagt werden möchte, in Zukunft sich Holz aus dem Hegewald holen zu lassen. Es wurde dabei auf einen Vertrag mit dem inzwischen verstorbenen Propst Bialkowski (1719 bis 1725) hingewiesen, der in Gegenwart des Bischofs Szembek abgeschlossen worden war. Demzufolge hatte die Stadt dem Propst jährlich den Betrag von acht Fl. zu zahlen zugesagt, damit er sich dafür Lagerholz aus anderen Wäldern kaufen könnte.

Propst Sieniński (1735 bis 1738) fragte unter dem 11. Oktober 1735 beim Bischofsteiner Magistrat an, wie die Holzversorgung durchgeführt werden sollte. Die Antwort lautete dahingehend, daß entweder nach dem mit seinem Vorgänger geschlossenen Abkommen aus dem Walde des Landvogts mit einem vierspännigen Wagen Lagerholz im Werte von 8 Fl. abgefahren werden könnte oder daß ein Waldplan als Pfarrwald angekauft werden müßte. Der Propst stimmte der vorgeschlagenen Erwerbung eines Waldstückes zu, die aber nicht erfolgte.

Im Jahre 1791 war inzwischen eine andere Regelung erfolgt: Das Holzgeld war auf 16 Fl. erhöht worden. Der Magistrat hatte also damit die Verpflichtung zur unentgeltlichen Holzlieferung anerkannt; strittig blieb nur der Umfang der Holzmenge. Die Stadt hielt sich für verpflichtet, dem Propst eine „gewisse“ Menge zur Verfügung zu

stellen, keineswegs aber eine hinreichende, wenn eine Holzversteigerung durchgeführt werden würde. Mit dieser Auffassung näherte sich die Stadt der in der Handfeste niedergelegten Bestimmung, die dem Pfarrer die gleiche Menge Holz zuwies wie den Inhabern eines ganzen Hauses. Dem Wortlaut dieses Textes nach war also der Propst mit Brennholz zu beliefern, wozu der ursprüngliche Waldbestand durchaus die Voraussetzungen bot. Weiter stand dem Propst noch Brennholz als Ersatz für den weggefallenen Dezem vom Waldbesitz, den sog. Walddezem, zu. Als Maßstab für die Berechnung der zustehenden Holzmenge hätte der Wert des Dezems für insgesamt 24 Hufen, also 24 Scheffel Roggen und 24 Scheffel Hafer, betrachtet werden können. Die Geldentschädigung von 8 Fl., später von 16 Fl., betrachtete die Stadt nur als Entgelt für den bei der allgemeinen Holzverteilung dem Propst zustehenden Anteil, während der Propst anlässlich der Kirchenvisitation im Jahre 1791 außer dem Holzgeld auch die Einbeziehung in die allgemeine Holzverteilung verlangte.

Drei Jahre später führte die strittige Frage der Holzlieferung zum gerichtlichen Austrag. Seit dem Jahre 1772 war den Propsten nur das Holzgeld jährlich ausgezahlt, im Jahre 1815 auch Brennholz geliefert und dann jährlich vier Achtel Holz bewilligt worden. Auf die Klage des Propstes Rehan (1804 bis 1821) besagte das Urteil des Königlichen Oberlandesgerichts vom 4. Juli 1820, des Ostpreußischen Tribunals vom 11. Juni 1822 und schließlich des Königlichen Geheimen Obertribunals vom 1. Februar 1825, daß die Stadt ihre Verpflichtung zur Lieferung von Holz an den jeweiligen Propst anerkennen mußte ³⁵⁾.

In diesen Urteilssprüchen wurde einmal auf den allgemeinen Brauch in der Diözese Ermland und zum andern auf die Landesgesetzgebung der Jahre 1526 und 1726 verwiesen. Das Urteil des Jahres 1825 führte zu diesem Punkt aus, daß der Propst bzw. Pfarrer zu Bischofstein statt des Dezems ein Recht auf unentgeltliche Holzlieferung aus dem Walde hätte. Es wurde also lediglich die Verpflichtung zur Holzlieferung bestimmt, die Menge selbst dagegen nicht festgelegt.

Erst durch die Anerkennung der Stadt vom 14. Mai 1835, jährlich $\frac{9}{8}$ Raummeter Klobenholz, davon $\frac{6}{8}$ oder 20 Klafter weichen Tannenholzes und $\frac{2}{8}$ oder $6\frac{2}{3}$ Klafter Ellernholz an den Propst zu liefern, wurde eine Einigung über die Höhe der zur Verfügung zu stellenden Holzmenge erzielt ³⁶⁾.

Wie unterschiedlich in den einzelnen ermländischen Städten die Holzlieferung an den Pfarrer erfolgte, geht aus dem Ergebnis einer Umfrage hervor, die im Verlaufe des Prozesses durchgeführt wurde. In Rößel hat der Pfarrer vier Achtel weiches Brennholz von der

³⁵⁾ BAF: B Nr. 22.

³⁶⁾ BAF: B Nr. 22.

Stadt erhalten, in Wormditt fünf Achtel Brennholz, außerdem noch in der Zeit vom 1. Oktober bis Ende März eines jeden Jahres wöchentlich zwei vierspännige Fuder von der Stadt, in Guttstadt zwölf Achtel und in Heilsberg fünfzehn Achtel aus den Königlichen Forsten.

Die Stadt Bischofstein löste im Jahre 1897 die Holzlieferungsverpflichtung endgültig durch eine Geldentschädigung ab.

Die Kaplanei

Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte es in Bischofstein eine Vikariienstiftung am sog. Blutaltar gegeben, zu der auch ein besonderes Wohnhaus für den Stelleninhaber gehörte. Bei der Visitation im Jahre 1565 jedoch existierte dieses Haus nicht mehr, das seinen Platz gegenüber dem Pfarrhaus dicht an der Stadtmauer gehabt hatte; die Baustelle benutzte der Pfarrer jetzt als Gemüsegarten. Nachdem nun im Jahre 1606 ein Hilfsgeistlicher als Kaplan und ein Vikar an die Pfarrkirche berufen waren, verhandelte die Stadt mit dem Inhaber der Pfarrstelle wegen Abtretung eines der Stadt gehörenden Gartengrundstückes, das an den Kirchhof grenzte, um darauf ein Wohnhaus für den Kaplan errichten zu lassen. Diese Verhandlungen kamen im Jahre 1614 zur Entscheidung an die Landesbehörde ¹⁾.

Die bisherige Kaplanei, auf Kosten der Pfarrgemeinde gebaut, sollte wohl für Schulzwecke Verwendung finden. Wie aus den Visitationsberichten des Jahres 1609 ersichtlich ist, lag die inzwischen gebaute Kaplanei innerhalb der Kirchhofsmauer und lehnte sich an diese an. Sie war ein mit Dachpfannen gedecktes Holzhaus und stand etwa dort, wo die heutige Kaplanei sich erhebt.

Um das Jahr 1718 wurde ein Neubau geplant. Der Rat der Stadt beschloß in seiner Sitzung am 20. Mai 1718, der schriftlichen Aufforderung der Landesbehörde zur Übernahme der Kosten für diesen Neubau nachzukommen. Gleichzeitig aber wurde im Rathaus beschlossen, vorher sicherzustellen, daß die Stadt für den Unterhalt eines zweiten Kaplans ebensowenig herangezogen werden könnte wie für die bauliche Unterhaltung dieser zweiten Wohnung, die ebenfalls in dem geplanten Neubau vorgesehen war. Diese Frage wurde im Sinne der Stadt entschieden, so daß bereits am 24. Juli des gleichen Jahres der Beschluß zum sofortigen Beginn der Bauarbeiten gefaßt wurde. Der Propst hatte nämlich die Erklärung abgegeben, daß er selbst für die bauliche Unterhaltung dieser Wohnung aufkommen würde wie auch für den Lebensunterhalt des zweiten Kaplans ²⁾. In der Amtszeit des Propstes Bialkowski (1719-1725)

¹⁾ BAF: A 10, fol. 311.

²⁾ StA: Ratsbuch der Stadt Bischofstein.

wurde in einer besonderen Verhandlung am 2. September 1721 die gesamte Baulast für die Kaplanei wie auch für die neu zu erbauende Schule durch die Stadt übernommen.

Im Jahre 1771 erhielt Bischofstein wieder ein neues Kaplaneigebäude, das für jeden der beiden Kapläne je drei Zimmer mit Kammern enthielt. Die schlecht ausgeführte Fundamentierung dieses Hauses machte aber andauernde Reparaturen erforderlich, zumal sich stets erweiternde Risse im Mauerwerk zeigten ³⁾.

Im Jahre 1796 mußte dieses Haus durch einen Neubau ersetzt werden. Außer zwei Kaplänen hatte auch ein Vikar seine Wohnung in dem jetzt errichteten Gebäude ⁴⁾.

Die Verpflichtung zur baulichen Unterhaltung der Kaplanei wurde später in Übereinstimmung mit der Entscheidung des Königlichen Kabinetts aus dem Jahre 1781 und nach Art der übrigen kirchlichen Baulasten geregelt: Die Mitglieder der Stadtgemeinde leisten die Hand- und Spanndienste, die Stadtkämmerei bestreitet die baren Ausgaben.

Als man im Jahre 1855 daranging, ein neues Gebäude für die Kaplanei und die inzwischen baufällig gewordene Schule zu errichten, wählte man dafür einen anderen Bauplatz. Die bisher durch einen zehn Fuß langen Gang voneinander getrennten Gebäude der Schule und der Kaplanei sollten künftig unter einem Dach, mit besonderen Eingängen versehen, untergebracht werden, wobei der der Propstei nächstliegende Teil als Kaplanei dienen sollte. Der letzte Punkt des Planes kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Kaplanei wurde im östlichen Flügel des im Jahre 1856 bezogenen Hauses untergebracht. Als Lagerraum für Brennmaterialien wurde der Kaplanei das bisherige Beinhaus zugewiesen; durch die zunehmende Belegung des Friedhofes neben der Sankt-Michaelis-Kirche war das Beinhaus allmählich entbehrlich geworden.

³⁾ Visitationsberichte 1791-1796.

⁴⁾ Sammlung der Gewohnheiten und Rechte aus dem Jahre 1802.

Die Sankt-Michaelis-Kirche

Der Wartenburger Erzpriester Thomas Markeim, ein geborener Bischofsteiner, der in den Jahren 1583-1593 Pfarrer in seiner Vaterstadt gewesen war, setzte im Jahre 1612 eine Summe von 1000 preussischen Mark zur Errichtung einer Kirche zu Ehren der hl. Martha in Bischofstein aus ¹⁾. Sicher hatte die Erinnerung an die untergegangene Kirche zur hl. Martha in Strowangen, das erste Gotteshaus des Kirchspiels, dem Erzpriester diesen Wunsch eingegeben. Die

¹⁾ Beschreibung aus dem Jahre 1701: Vgl. V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermland. In: ZGAE 21 (1923) S. 337.

Kirche entstand jedoch nicht wieder an der abgelegenen Stelle, sondern es wurde ein neues Gotteshaus an der Landstraße nach Rößel, auf einem Hügelrande, der dem einstigen Stadtteich eine Grenze geboten hatte, gebaut ²⁾.

Früher hat an diesem einladenden Platze eine Wegkapelle mit dem Bilde des Gekreuzigten, eine sog. Jerusalemskapelle, die vorübergehenden Gläubigen zu einem stillen Gebet eingeladen. Jedenfalls sollte die neue Kirche zugleich an den im Deutschordenslande, so auch in Allenstein, Heilsberg und Wormditt, seit alters gepflegten Brauch erinnern, durch eine außerhalb der Stadt gelegene Kapelle mit einer Kreuzigungsgruppe auf die Leidensstätten des Herrn in und um Jerusalem hinzuweisen, denn der volle Titel der neu erbauten Kirche lautete noch um das Jahr 1700 „Kirche zur hl. Martha in Jerusalem“ ³⁾.

Der Bau stand im Jahre 1622 bereits fertig da. Es war ein mit Ziegeln dünn verkleideter Holzbau mit einem Satteldach, an den sich nördlich eine Sakristei anlehnte. Die Dielendecke, ein ziegelgepflasterter Fußboden und sonstige Notwendigkeiten sollten, so hoffte man, im kommenden Frühjahr geschaffen werden. Geweiht wurde die Kirche erst im Jahre 1632 durch den ermländischen Weihbischof Michael Dzialinski am Feste seines Namenspatrons. Wenn der Weihbischof das neue Gotteshaus auch nach dem Erzengel Michael benannte, so pflegte der Volksmund es in Übereinstimmung mit dem Willen des Stifters doch „Marthakirche“ zu nennen. Diese ursprüngliche Bezeichnung wurde erst Jahrhunderte später Allgemeingut, nachdem im Jahre 1859 auf dem alten Friedhof in Strowangen eine eigene Marthakapelle gebaut worden war und damit der Name bewahrt wurde. Sankt Michael, der in der Liturgie der Kirche angerufene Seelenführer, der die büßenden Seelen vor dem Rachen des Bösen bewahrt und als Wächter des Paradiesgartens sie ins heilige Licht führt, ist damit unvorhergesehen zum Schutzpatron der späteren Friedhofskirche ⁴⁾ geworden.

Die einschiffige, außen 72 Fuß lange und 40 Fuß breite Kirche erhielt einen aus Ziegeln gemauerten, durch die Kommunionbank abgegrenzten Altar, in dem Reliquien der Martyrer Mauritius, Priscilla

²⁾ Die Restwasser des Teiches hatten sich bis zur völligen Austrocknung des Gewässers in neuester Zeit in der nördlich der Michaeliskirche gelegenen Sandgrube (Sportplatz), die auch als Müllablageplatz verwendet wurde, gesammelt. Im Jahre 1811 hatte eine lang anhaltende Dürre den Teich schon so sehr ausgetrocknet, daß man ihn trockenen Fußes durchqueren konnte.

³⁾ G. MATERN, Jerusalem und Labyrinth in Preußen. In: ZGAE 16 (1910) S. 687 ff. - Mitteilungen der literarischen Gesellschaft ‚Masovia‘, Heft 15, Lötzen 1910, S. 250 f.

⁴⁾ Die Aufzeichnungen über die Marthakapelle und die Bischofsteyner Friedhöfe sind nur in Bruchstücken überkommen. Deshalb wurde hier von einer Veröffentlichung abgesehen.

und Rufina ruhen; ein Gemälde der heiligen Martha, eine bemalte Holzdecke, eine Kanzel an der Südwand und eine Orgel bildeten die Ausstattung dieses Gotteshauses. Rechteckige Fenster warfen ihr Licht über die Bänke auf die weißen, mit Bildern der Apostel, Christi und der Gottesmutter geschmückten Wände. Im Jahre 1726 werden noch ein weiterer Altar auf der Epistelseite, eine neue Kanzel und eine Signaturlocke genannt. Ein Turm oder Dachreiter war ursprünglich nicht vorhanden. Die Glocke hing über dem Giebel der Kirche. Ein weiterer Seitenaltar war noch im Jahre 1843 dazugekommen. Der Hochaltar hatte zwei Ölgemälde: unten Jesus bei Maria und Martha, oben der Erzengel Michael. Auf dem Altar auf der Epistelseite befand sich eine Statue des heiligen Rochus, auf dem anderen Altar eine Figur des heiligen Joseph.

Im Jahre 1853 erhielt der Friedhof eine ansehnlichere Form; das Dach der Kirche wurde ausgebessert, die Fensterköpfe erneuert, die Altaraufsätze, die Kommunionbank, die Beichtstühle, die Kanzel und die Orgelempore neu angestrichen. Die alte, schon seit Jahren unbrauchbare Orgel wurde durch ein Werk des Rößeler Orgelbauers F. Poetschki im Jahre 1859 ersetzt, ein Geschenk der Roratebruderschaft ⁵⁾. An den Wänden, deren Apostelbilder aus früherer Zeit wohl schon verfallen waren, stellte man die vier noch gut erhaltenen und neu aufgearbeiteten vergoldeten Holzfiguren der heiligen Apostel Petrus, Paulus, Simon und Mathias auf, die auf den Konsolen der Kirchhofmauer vor der Pfarrkirche gestanden hatten ⁶⁾.

Im Jahre 1850 wurden zwei Bilder aus der Pfarrkirche nach vorheriger Auffrischung durch den Kirchenmaler Strunge aus Rößel in die Michaeliskirche überwiesen. Als dann im Jahre 1877 die neuen Kreuzwegstationen in der Pfarrkirche weitere Bilder erübrigten, kamen diese auch in die Michaeliskirche, nämlich Darstellungen der vierzehn Nothelfer, ein Bild der heiligen Apollonia, gemalt von Strunge, Bilder des heiligen Rochus und des heiligen Valentinus ⁷⁾.

Die Bilder der vierzehn Nothelfer und des heiligen Valentinus haben den gleichen Rahmen gehabt wie die Apostelbilder in der Pfarrkirche. Außer diesen Bildwerken befand sich in der Michaeliskirche noch je ein Bild der Unbefleckten Empfängnis, des auferstandenen Heilandes und des heiligen Schutzengels, die sämtlich durch den Guttstädter Maler Bönig aufgefrischt worden waren.

Domdechant Dr. Neumann schenkte der Kirche einen silbervergoldeten Kelch mit Patene und einen silbernen Teller mit zwei Meßkännchen ⁸⁾. Um das Jahr 1750 hatte die Kirche eine rote, golddurch-

⁵⁾ PA: Pfarrakten III, 12.

⁶⁾ Die Kosten dafür betragen 100 Taler und wurden aus dem Vermächtnis des Pfarrers Marchlewski aus Santoppen bestritten.

⁷⁾ BAF: B Nr. 30.

⁸⁾ PA: Pfarrakten, Auseinandersetzung der Kirchenvermögen.

wirkte Kasel und ein Lederantependium besessen, heute gehört ihr nur eine weiße Kasel.

Im Jahre 1867 wurden einige Schäden am Vordergiebel, am Dach und an den Wänden ausgebessert; weitere Reparaturen erfolgten zwölf Jahre später. Der Ziegelbelag des ursprünglichen Holzbaues war inzwischen abgebröckelt, Holzständer waren ganz oder teilweise vermorscht, und die südliche Außenmauer war vielfach schadhaft geworden. Die defekten Stellen wurden durch neues Mauerwerk ersetzt und die ausgetretenen quadratischen Ziegelsteine auf dem Fußboden durch Zementguß geglättet. Zugleich wurden auch einige Schäden an Türen und Bänken beseitigt. Im Jahre 1875 erfolgten Reparaturen an weiteren Bänken und ein neuer Anstrich des Orgelhäuses, was insgesamt 312,20 Mark kostete.

Der Mangel an Geldmitteln machte die Erfüllung des Wunsches nach Errichtung wenigstens eines Holzturmes im Westgiebel für die Glocke unmöglich. Ein Plan mit Kostenanschlag vom 15. Juli 1879 konnte vorerst nicht verwirklicht werden. Die zwei Zentner schwere Glocke, 52 cm hoch, war schon einige Jahre vorher von ihrem Platz über dem erschütterten Ostgiebel entfernt worden. Sie wurde auf einem eigens für sie errichteten Glockenstuhl aus Holz neben dem Kirchengebäude behelfsmäßig angebracht. Im Jahre 1892 endlich konnte an den lange erstrebten Turmbau gedacht werden. Der eifrige Begründer und Förderer zahlreicher Kirchenbauten im Ermland, Bischof Dr. Andreas Thiel (1886-1908), interessierte sich auch für die Michaeliskirche in Bischofstein. Unter dem 18. Januar sagte er in einem Schreiben finanzielle Unterstützung zu; in diesem Brief heißt es u. a.: „Ich habe sowohl früher als noch bei meiner letzten Anwesenheit in Bischofstein mit Freuden ersehen, daß die Gläubigen mit besonderer Liebe an der Michaeliskirche hängen, wie letztere ja gleichsam als sichtbarer Wächter des Friedhofes, als ein Sinnbild Christi für die Darbietung des hl. Opfers an Trauertagen, für den Triumph bei der einstigen Auferstehung dasteht. Ihrer Lage nach bildet sie zudem einen Schmuck für die ganze Gegend. Darum genehmige ich nunmehr den Anbau eines Turmes nach dem Anschlag und den Zeichnungen vom 15. Juli 1879. Für die nachfolgenden Kosten werden die Gläubigen nach ihrer Aufforderung durch Anfuhr, Naturalien und Almosen Hilfe leisten, wie ich selbst dazu hier 600 Mark beitrage. Vielleicht wird bei reichlichen Mitteln die Zeichnung des Meisters auch noch etwas verbessert werden können, wiewohl die Hauptsache immer bleibt, daß dem Bedürfnis der Eingangshalle und dem Aufhängen der Glocke in angemessener Weise entsprochen wird. Zugleich setze ich voraus, wenn dies noch nicht geschehen ist, daß dann die bemerklichen Schäden in Sakristei und Kirchenraum beseitigt, das Innere einen frischen Anstrich und einen Kreuzweg erhält. Auch dafür wird es sicher nicht an freiwilligen Beiträgen fehlen.“

Der etwas gedrückt erscheinende Turm des ersten Entwurfes von Zimmermeister Hermann aus Bischofstein erhielt im zweiten Entwurf eine höhere Abmessung. Zur Ausführung kam jedoch noch im gleichen Jahre ein Entwurf des Bauinspektors Bongard aus Rößel für einen gotischen, dreigeschossigen Turm von 3,81 Meter im Quadrat als Grundfläche mit Zeltdach und vier Eckhelmen ⁹⁾.

Die von Bischof Thiel gewünschte Errichtung eines Kreuzweges in der Kirche verzögerte sich bis zum Jahre 1904, bis am 30. Mai dieses Jahres die Weihe der Stationen erfolgen konnte. Die vierzehn Bilder, Ölgemälde auf Kupferplatten, sind ein Werk des Kirchenmalers Bornowski aus Elbing ¹⁰⁾.

Die Kosten für die Durchführung des Gottesdienstes und den Unterhalt der Sankt-Michaelis-Kirche wurden in älteren Zeiten aus freiwilligen Zuwendungen, Vermächtnissen und den in der Michaelis- und Pfarrkirche gesammelten Opfergeldern bestritten. Ein solcher Fonds war bereits im Jahre 1700 auf 4182 preußische Mark angewachsen, der ausgeliehen worden war. Außerdem gab es einen Barbestand in Höhe von 153 Mark und 6 Groschen; im Jahre 1726 betrug das Kapital bereits 4254 Mark. Seit dieser Zeit blieben die Opfergelder dann bei der Pfarrkirche. Der heutige Baufonds der Michaeliskirche, der durch eine Stiftung des Propstes Langhanki vom 9. Februar 1847 begründet und durch den Domdechanten Neumann auf insgesamt 2700 Mark vermehrt worden war, kommt bestimmungsgemäß beiden Kirchen zugute.

⁹⁾ BAF: B Nr. 30 - Die Baukosten beliefen sich auf insgesamt 7232,83 Mark, wie aus den Akten des RRBf ersichtlich ist.

¹⁰⁾ BAF: B Nr. 6.

Der Pfarrklerus und die Kirchenbediensteten

Die Pfarrer

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts werden die Pfarrer von Bischofstein als Pröpste bezeichnet. Dieser Titel wurde dem jeweiligen Pfarrer, wie auch in Bischofsburg und Tolkemit, auf Lebenszeit verliehen. Nur vorübergehend ging dieser Titel durch das Reskript des Geistlichen Ministeriums vom 31. Januar 1814 an den Bischof von Ermland verloren.

An der St.-Mathias-Kirche in Bischofstein amtierten als Pfarrer¹⁾:

1. **Jordanus** 1426.

2. **Simon von der Heyde** 1527.

¹⁾ Die Angaben über die Pfarrer und Pröpste, die in Bischofstein ihr Seelsorgeamt ausübten, sind der schon in der Zeit vor 1914 begonnenen „Ermländischen Presbyterologie“ entnommen. *Das Manuskript*

3. Jacob S o r e n b a u m 1537-1565.

Geweiht durch den ermländischen Weihbischof Johannes episcopus Symbaliensis.

4. Lorenz K a m p i u s 1583.

5. Daniel S c h i r m e r 16. 7. 1594-1620.

Geb. in Elbing 1552, studierte in Braunsberg, empfing die niederen Weihen durch Kardinal Hosius, die Subdiakonats- und Diakonatsweihe durch den Kulmer Bischof Petrus Kostka, die Priesterweihe durch Bischof Kromer. Er blieb als emeritierter Pfarrer in Bischofstein, wo er noch im Jahre 1622 lebte.

6. Mathias Z e c h i u s 29. 11. 1620-1626.

Geb. um das Jahr 1595, empfing die niederen Weihen und die Diakonatsweihe in Braunsberg durch Bischof Simon Rudnicki, die Priesterweihe durch Weihbischof Abraham Woina in Wilna. Im Jahre 1628 wurde er Erzpriester in Rößel, dann Domherr in Guttstadt, wo er als Dechant am 24. 12. 1644 starb.

7. Michael Friedrich C i a r i t i u s 1626-1627.

Geb. in Wartenburg, wurde später Erzpriester in Allenstein und starb 1638. Er war der Verfasser der im Jahre 1626 erschienenen „Historia Lindae Marianae“²⁾. Am 3. 2. 1626 nahm er Petrus Wagner von Plausen zum Koadjutor an.

8. Gregor L a n g w a l d 1627-1632.

9. Georg G a u l i u s 1632-1643.

10. Johann Georg K o n r a d i 1644-1648.

Geb. in Rößel, 1648-1675 Erzpriester in Braunsberg.

dieser laufend ergänzten Arbeit, angefangen von dem damaligen Domvikar Siegfried Hoppe, lag im BAF. Neben den Bischofsteiner Kirchenbüchern ist eine weitere wertvolle Quelle H. F. JACOBSEN, Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen. Königsberg 1837, sowie C. P. WOELKY, Investiti a Domino Nicolao, episcopo Warmiensi. In: SS Rer. Warm. I, S. 362 bis 383. Im BAF wurden die Kurialakten A 26, A 27, A 31 sowie die Visitationsakten B 3, B 4, B 7 und B 18 ausgewertet. Die Ergänzungen sind folgenden Arbeiten entnommen: G. LÜHR, Die Schüler des Rößeler Gymnasiums nach dem Album der Marianischen Kongregation. Erster Teil 1631-1748. In: ZGAE 15 (1905) S. 391-464 [-1670] und 16 (1910) S. 158-312. Zweiter Teil 1749-1797. In: ZGAE 17 (1910) S. 1-144. - DERS., Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg von 1578-1798 (= Mon. Hist. Warm. 11). Braunsberg 1925. - DERS., Die Schüler des Braunsberger Gymnasiums von 1694-1776 (= Mon. Hist. Warm. 12). Braunsberg 1934.

²⁾ A. KOLBERG, Geschichte der Heiligenlinde. In ZGAE 3 (1866) S. 30, Anm. 4.

11. **Georg Albert Unverloren** 1648-1663.
Wird in einem Verzeichnis der wunderbaren Heilungen in der Wallfahrtskirche Springborn genannt; als Kind von 12 Jahren wurde er dort von der Epilepsie geheilt und später niemals mehr davon befallen³⁾).
12. **Lorenz Kastner** 1678-1681.
Geb. in Röbel, begann im Jahre 1644, 22 Jahre alt, seine Studien in Braunsberg, erhielt 1667 die Priesterweihe und wurde zunächst Vikar in Wartenburg, dann in Heilsberg, war 1672-1676 Pfarrer in Reichenberg, anschließend zwei Jahre Pfarrer in Sturmhübel, bevor er die Pfarrstelle in Bischofstein übernahm, wo er im Jahre 1681 starb.
13. **Johann Ignaz Weiß** 8. 8. 1681-1717.
Geb. am 29. 5. 1654 in Röbel, Aufnahme in das Rößeler Jesuitenkolleg im Jahre 1666, Fortsetzung der Studien in Braunsberg 1672, Priesterweihe am 6. 6. 1678, anschließend Kaplan in Roggenhausen. Von Bischofstein aus als Domherr nach Guttstadt berufen, starb er am 22. 1. 1720 in Bischofsburg und wurde in Bischofstein begraben.
14. **Ferdinand Albert Ludwig** 1. 7. 1717-1719.
Geb. in Allenstein, trat 1697 in das päpstliche Seminar in Braunsberg ein, wurde am 26. 9. 1701 in Guttstadt zum Priester geweiht, Kaplan in Queetz, 1710-1717 Pfarrer in Sturmhübel, 1719 Erzpriester in Braunsberg, wo er am 28. 6. 1723 starb.
15. **Michael Bialkowski** 26. 6. 1719-25. 4. 1725.
Geb. am 28. 8. 1686 in Heilsberg, kam mit 13 Jahren in das Jesuitenkolleg in Braunsberg, studierte am Collegium Germanicum in Rom 1711-1714, starb am 25. 4. 1725 in Bischofstein.
16. **Andreas Casimir Ganswind** Mai 1725 - 16. 6. 1735.
Geb. in Röbel, wo er 1701 Schüler des Jesuitenkollegs wurde, seit 1712 Studium in Braunsberg. Vor dem Jahre 1716 wurde er Kaplan in Heilsberg, anschließend in Santoppen und Kiwitten. Er starb am 16. 6. 1735 in Bischofstein.
17. **Stanislaus Kostka Benedikt Nepomuk von Siennes-Sieniński** 17. 6. 1735 - 1738(?).
Im Jahre 1683 wurde ein „nobilis Stanislaus Sieniński“ als Schüler der Rhetorikklasse in die Marianische Kongregation des Jesuitenkollegs in Röbel aufgenommen. Ob der gleichnamige Pfarrer von Groß-Köllen mit diesem Kleriker identisch ist, ist unge-

³⁾ A. BOENIGK, Kloster Springborn. In: ZGAE 20 (1919) S. 287.

wiß. Um das Jahr 1723 residierte in Frauenburg ein Domherr Sienski, der die Abhandlung „Das Leben des Copernick“ verfaßt hatte ⁴⁾.

18. Johannes Chrysostomus O e h m Mai (?) 1738 - 19. 2. 1753.
Geb. um 1697 in Frauenburg, Pfarrer in Glockstein; starb 1753 in Bischofstein.
19. Daniel Joseph B ä h r 26. 2. 1753 - 21. 6. 1758.
Geb. um 1718 in Bischofstein, trat 1728 in das päpstliche Seminar in Braunsberg ein, wurde am 16. 6. 1732 in Frauenburg zum Priester geweiht. Zunächst wirkte er vier Jahre in der Seelsorge in Riga, 1740 Pfarrer in Plausen, 1749 in Siegfriedswalde, gest. am 21. 6. 1758 in Bischofstein.
20. Johann Felix H l a s w a 13. 7. 1758 - 28. 4. 1768.
Geb. um 1719, gest. am 28. 4. 1768 in Bischofstein.
21. Joseph Xaver B o r n e c k 8. 5. 1768-1770.
Geb. um 1729 in Guttstadt, seit 1741 Schüler des Jesuitenkollegs in Braunsberg, 1753 Subdiakonats- und Diakonatsweihe, Kaplan in Freudenberg, 1770 Erzpriester in Seeburg, wo er am 20. 2. 1801 starb.
22. Casimir K u n i g k 7. 4. 1770 - 14. 3. 1800 ⁵⁾.
23. Joseph P o h l k i 7. 4. 1800 - 29. 4. 1804.
Geb. 1763 in Frauenburg, 1775 Besuch des Jesuitenkollegs in Braunsberg, 1786 ordiniert, Kaplan in Arnsdorf, 1794 in Heilsberg, 1799 bischöflicher Hofkaplan.
24. Anton R e h a n 7. 5. 1804 - 4. 6. 1821.
Geb. am 18. 6. 1758 in Frauenburg, 1769 in das Braunsberger Jesuitenkolleg aufgenommen, 1781 zum Priester geweiht, Kaplan in Arnsdorf, 1783 Vikar in Wormditt, zunächst Commendarius, dann Propst in Bischofstein, wo er am 4. 6. 1821 starb.
25. Andreas Clemens S c h r ö t e r 31. 7. 1821 - 15. 6. 1824.
Geb. 1774 in Bischofstein, 1798 ordiniert, Vikar, seit 1808 Kaplan in Bischofstein, 1813 Pfarrer in Noßberg, 1824-1853 Erzpriester in Braunsberg. Nach neunjähriger Tätigkeit in der Passargestadt, die ihm im Jahre 1826 ein Gerichtsverfahren wegen angeblicher Proselytenmacherei einbrachte, das aber mit einem vollständigen Freispruch endete, wurde er im Jahre 1833 Domherr an der Kathedrale zu Frauenburg, wo er am 18. 10. 1863 starb. Schröter war sowohl in Bischofstein als auch in Braunsberg Ehrenbürger.

⁴⁾ Vgl. F. HIPLER, Literaturgeschichte des Bistums Ermland. Braunsberg-Letzpzig 1873, S. 236.

⁵⁾ Biographische Angaben s. S. 33 ff.

26. Anton Basner 16. 8. 1824-1832.
Geb. um 1790 in Guttstadt, 1816 zum Priester geweiht, Kaplan in Reimerswalde, dann Hofkaplan bei Fürstbischof Joseph von Hohenzollern, der ihn sehr schätzte. Als Basner Propst von Bischofstein wurde, behielt er das Amt des Hofkaplans noch bis zum Jahre 1828 bei. Er starb am 15. 3. 1832 in Frauenburg.
27. Casimir Langhanki 16. 3. 1832-1847.
Geb. am 9. 2. 1781 in Seeburg, studierte in Warschau bei den Redemptoristen, deren Mitglied er bis zur Aufhebung der Kongregation blieb; 1803 Priesterweihe in Rom, 1808 interimistisch Hilfspfarrer in Bischofstein, am 3. 7. 1817 Kaplan, am 16. 3. 1832 Commendarius, dann Propst in Bischofstein.
28. Andreas Schacht 1847-1851.
Geb. 1813 in Heilsberg, nach dem Studium in Braunsberg 1837 ordiniert.
29. Joseph Seth 1851 - 2. 11. 1879.
Geb. in Komienen, Kr. Röbel, Kaplan in Guttstadt und Benefiziat an der St.-Anna-Kapelle in Frauenburg. Sicher ist die Kulturkampfgesetzgebung, die die Besetzung freier Pfarrstellen verboten hatte, die Ursache dafür, daß in den Jahren 1879-1883 Kaplan Tadeusz Goerigk (gest. 12. 2. 1883) und von 1883 - 7. 7. 1885 Kaplan Franz Braun als Pfarrverweser in Bischofstein amtierten.
30. Jakob Unger 8. 7. 1885 - 31. 12. 1909.
Kaplan in Heiligenthal, Curatus bzw. Pfarrer in Mühlhausen, Kr. Pr. Holland; amtierte in Bischofstein zunächst als Curatus und seit dem 3. 12. 1886 als Pfarrer bis zu seiner Resignation zum Jahresende 1909. Er starb in Wormditt am 23. 6. 1910.
31. Anton Tietz 10. 5. 1910 - 24. 9. 1922.
Geb. am 13. 9. 1868 in Kersdorf, Abitur in Braunsberg, Studien in Würzburg, München und Braunsberg, Priesterweihe am 6. 11. 1892 in Frauenburg, 1892 Kaplan in Elbing, 1897-1910 Missionspfarrer in Landsberg, Kr. Pr. Eylau, 1922 Pfarrer in Heinrikau, Kr. Braunsberg, 1934 emeritiert, gest. am 1. 10. 1942 in Braunsberg.
32. Bernhard Riechert 1922-1937.
Geb. am 7. 10. 1876 in Tiegendorf, Studium in Braunsberg, Priesterweihe am 27. 1. 1901 in Frauenburg, Kaplan in Bischofstein 1903-1910, nach dem Ausscheiden von Propst Unger Commendarius in Bischofstein, 1910-1922 Missionspfarrer in Landsberg, Kr. Pr. Eylau. Nach der Resignation auf die Pfarrstelle in Bischofstein Benefiziat in Bischofsburg, wo er am 30. 9. 1939 starb.

33. *Konrad Dauter* 1937-1945 (1953).

Geb. am 2. 7. 1885, Studium in Braunsberg, Priesterweihe am 5. 1. 1911 in Frauenburg, vertauschte im Jahre 1937 die Pfarrstelle zu Sensburg mit der zu Bischofstein. Im Februar 1939 wies ihn die Gestapo aus Ostpreußen aus; 1945 kehrte Dauter nach Bischofstein zurück, wo er seine Stelle wieder bekleiden konnte. Er verunglückte am 11. 10. 1953 tödlich.

Im Jahre 1939 setzte die kirchliche Behörde einen Pfarrvikar in Bischofstein zurück, wo er seine Stelle wieder bekleiden konnte. Pfarrer angesehen werden kann.

34. *Hugo Will* 1939-1945.

Geb. am 28. 1. 1899 in Sternberg, Kr. Heilsberg. Er lernte zunächst einen kaufmännischen Beruf, machte nach Ende des 1. Weltkrieges vor einer Sonderkommission des preußischen Kultusministeriums sein Abitur, studierte in Braunsberg und wurde am 2. 3. 1930 in Frauenburg zum Priester geweiht. Kaplan in Heinerkau, 1932 in Elbing, 1936 in Bischofstein; übernahm im Februar 1939 die Verwaltung der Pfarrei, die er bis zu seiner Verschleppung durch die Russen am 20. 3. 1945 führte. Er starb im Juni 1945 am Karelischen Meer, nahe der Murmanskbahn.

Die Vikare und Kapläne

Das Verzeichnis ist, laut Brachvogel, sehr lückenhaft, nur als vorläufig anzusehen.

Für das 16. Jahrhundert läßt sich kein Kaplan in Bischofstein nachweisen. Erst bei der Visitation im Jahre 1609 wird ein Kaplan genannt.

1. *Jakob Paternoster* 1606-1609.

Geb. um 1579 in Guttstadt, Studium in Braunsberg, 1606 Priesterweihe und Kaplan in Bischofstein, wo er vom Pfarrer 10 Mark erhielt, die sog. kleineren Akzidentien, freie Bespeisung und acht Fuder Holz. 1609 wurde er Pfarrer in Schalmey, Kr. Braunsberg, wo er 1639 starb ¹⁾.

2. *Martin Behm*.

Geb. um 1594 in Guttstadt, zum Priester geweiht durch Bischof Simon Rudnicki.

3. *Mathias Gams* 1630.

¹⁾ G. Matern, *Geschichte der Kirche und des Kirchspiels Schalmey*. In: ZGAE 17 (1910) S. 309.

4. Johann Lilienthal 1635.

Geb. in Mehlsack, trat 1624 in das päpstliche Seminar in Braunsberg ein, wurde Pfarrer in Schlesien, nachdem er vorher Kaplan in Frankenstein (Schlesien) gewesen war. Nach seiner Rückkehr ins Ermland Kaplan in Bischofstein, dann in Braunsberg, wo er am 3. 4. 1665 starb.

5. Simon Heppner 1678.

Geb. um 1649 in Heilsberg, Studium am päpstlichen Seminar in Braunsberg, 1676 Pfarrverwalter in Krekollen, 1678 Kaplan in Bischofstein. Er starb 1710 als Benefiziat in Mehlsack.

6. Johann Naswetter 1690-1691.

Geb. um 1663 in Mehlsack, Studium am päpstlichen Seminar in Braunsberg, 1668 Priesterweihe, gest. 1716 als Pfarrer in Kalkstein.

7. Joseph Johannes Hoyer 1745-1750.

8. Casimir Ganswind 1755-1760.

Geb. in Bischofstein, 1743 Jesuitenkolleg in Röbel, 1747 Studium in Braunsberg.

9. Johann Michael Potit 1753-1768.

Geb. um 1728 in Siegfriedswalde, Kr. Heilsberg, 1743 Besuch des Jesuitenkollegs in Röbel, 1747 Studium in Braunsberg, dann in Warschau. Nach der Priesterweihe Kaplan in Bischofstein. Nach dem Tode seines Bruders im Jahre 1771 wurde er dessen Nachfolger als Propst in Krossen, Kr. Braunsberg, 1775 Pfarrer in Wolfsdorf, Kr. Heilsberg, starb am 6. 1. 1776 bei einem Arztbesuch in Heilsberg.

10. Anton Kroll 1768 - 2. 5. 1771.

Geb. 1739 in Bischofstein, gest. ebd. am 2. 5. 1771.

11. Georg Goerigk 1769.

Geb. 11. 8. 1745 in Frauenburg, 1763 Beginn des Studiums im päpstlichen Seminar in Braunsberg, 21. 12. 1768 Priesterweihe in Frauenburg, Kaplan in Plausen, dann in Bischofstein.

12. Daniel Netzki 1771.

13. Franz Ganswind um 1773.

1762 Jesuitenkolleg in Röbel, 1769 Studium in Braunsberg, 1774 Priesterweihe.

14. Daniel Ganswind 5. 2. 1774 - 19. 10. 1787.

Geb. 22. 11. 1749 in Bischofstein, 30. 3. 1771 Empfang der niederen Weihen, 5. 2. 1774 Vikar in Bischofstein, 28. 5. 1774 Priesterweihe; er starb am 19. 10. 1787 in Bischofstein.

15. Johann Bethke 1771-1791.
Geb. in Heilsberg, wo sein Vater Apotheker war, 1753 Schüler in Braunsberg, 1761 Eintritt in das päpstliche Seminar in Braunsberg, 7. 7. 1765 Priesterweihe, Kaplan in Guttstadt, dann in Bischofstein, 1791 Pfarrer in Prossitten.
16. Johann Langkorsch 1773-1775.
17. Franz Bedenk 1785 - 7. 1. 1794.
Geb. in Frauenburg, 1772 Schüler in Braunsberg, 1775 Eintritt in das päpstliche Seminar in Braunsberg, 5. 12. 1779 Priesterweihe, gest. am 7. 1. 1794 in Bischofstein.
18. Laurentius Norden 1788.
Aus Guttstadt, 1784 Priesterweihe, Kaplan in Groß Bertung, dann in Bischofstein, später in Heilsberg. Er ging im Jahre 1795 mit Fürstbischof Krasicki nach Polen, wurde Domherr (in Plock?), wo er auch starb.
19. Andreas Urrha 1789-1804.
Geb. um 1752 in Wormditt.
20. Laurentius Reckwald 4. 3. 1795-1796.
21. Jakob Krämer 1791-1796.
22. Andreas Rehaag 1797.
23. Franz Möller 1798-1805.
24. Andreas Clemens Schröter 1798-1813 ²⁾.
25. Casimir Langhanki 1808-1832 ³⁾.
26. Bartholomäus Donniger 1813-1817 bzw. 1819.
Geb. 17. 7. 1777 in Bischofstein, 1801 Priesterweihe, 1803 Kaplan in Wuslack, 1821-1837 Pfarrer in Frankenau, gest. als Benefiziat in Guttstadt.
27. Johann Wasserzier 1814-1815.
28. Äschylus Weiermüller 1815 - 23. 2. 1820.
Geb. 7. 10. 1784 in Bischofstein, gest. 23. 2. 1820 in Bischofstein.
29. Valentin Quednau 1817-1818.
30. Anton Grunert 1818 - 12. 5. 1819.
1819 in Bischofstein gestorben.
31. Johann Seeburger 1819-1820.
32. Laurentius Zimmermann 1824-1828.
33. Anton Breier 1828-1839.
34. Johann Breuer 1829.
35. Anton Kleinbäcker 1830-1839.
36. Johann Schultz 1832 - 16. 3. 1836.
37. Anton Schmidt 1836-1837.
38. Johann Witt 1837-1843.

²⁾ Siehe S. 94.

³⁾ Siehe S. 95.

39. August D a r g e l 1839-1840.
 40. August S t e r n b e r g 1840-1843.
 41. Andreas S c h r ö t e r 1843-1850.
 42. Johann H o h e n d o r f 1843-1846.
 43. Ludwig Georg H o p p e 1846-1849.
Geb. am 15. 10. 1821 in Seeburg, Gymnasialbesuch in Röbel und Braunsberg, 1845 Priesterweihe. Von Bischofstein wurde er als Subregens an das Priesterseminar nach Braunsberg berufen, dann Studium in Rom und Freiburg, Dr. theol., Regens, o. Professor in Braunsberg, Domherr in Frauenburg, wo er am 24. 12. 1885 starb. Er gehörte zu den drei Gründern des Ermländischen Hauskalenders und gab das weitverbreitete Gebetbuch „Christus, mein Leben“ heraus.
 44. Joseph K r o z e w s k i 1847-1852.
 45. Ludwig S t r u n g e 1850-1851.
 Gest. als Pfarrer in Mielenz, Kr. Marienburg.
 46. Johann R o s e n f e l d 1851-1855.
 Später Pfarrer in Frauendorf.
 47. Johann S c h m e i e r 1852-1867.
 Gest. als Pfarrer in Fischau, Kr. Marienburg.
 48. W e i c h e r t 1855.
 49. Ferdinand E n g e l b r e c h t 1857-1858.
 Gest. als Pfarrer in Glottau.
 50. Tadeusz G o e r i g k 1858-1883.
 Gest. als Pfarrverweser in Bischofstein *).
 51. Franz B r a u n 1863-1885.
 1883 - 7. 7. 1885 Pfarrverweser in Bischofstein; dann Kaplan in Guttstadt; gest. als Domherr zu Frauenburg.
 52. B r e y e r 1867-1868.
 53. H e n n i g 1868-1869.
 Gest. als Konviktspräfekt in Braunsberg.
 54. H. K o l b e r g 1869.
 Später Kaplan in Königsberg, gest. als Pfarrer von Frauenburg.
 55. Heinrich Z e t t 1871-1872.
 Später Kaplan in Kiwitten und Marienburg, gest. als Pfarrer in Marienau.
 56. W u n d e r l i c h 1882-1885.
 Gest. als Pfarrer in Peterswalde.

*) Siehe S. 95.

57. A. C o e k o l l 1883-1886.
Später Pfarrer in Tannsee.
58. Franz K r a m e r 1886-1887.
Gest. im Jahre 1928 als Pfarrer von Sonnwalde.
59. Michael K r a u s e 1887-1895.
Später Pfarrer in Frankenau.
60. Andreas B ö h m 1893-1894.
Geb. am 8. 11. 1865 in Voigtsdorf, Kr. Heilsberg, Priesterweihe am 4. 10. 1890, Kaplan in Marienau, Neuteich, Bischofstein, Seeburg, 1900 Pfarrer in Noßberg, Kr. Heilsberg, Emeritierung 1932; bis 1947 im Ermland geblieben, gest. 1950 in Ilmenau/Thür.
61. Otto L a n g k a u 1897.
Geb. am 30. 10. 1871, Priesterweihe am 8. 11. 1896, Pfarrer in Groß Bertung seit 1913, im Januar 1945 von den Russen erschossen.
62. Anton B r i e s k o r n 1895-1902.
Gest. 1918 als Pfarrer von Sturmhübel.
63. Johann F i s c h e r 1900-1901.
Später Kaplan in Marienburg, dann Kuratus in Schulen, Kreis Heilsberg.
64. Anton Z i m m e r m a n n 1902.
Später Kaplan in Heilsberg, dann nach Österreich verzogen.
65. Dr. Bruno N e u d e n b e r g e r 1902-1904.
Später Pfarrer in Liebstadt, Kr. Mohrungen, gest. 1919 in Berlin.
66. Bernhard R i e c h e r t 1903-1910⁵⁾.
67. Joseph B r a u n f i s c h 1905-1908.
Geb. am 26. 7. 1879 in Braunsberg, Priesterweihe am 21. 6. 1903, gest. 1964 in Wangen/Allgäu.
68. Franz D o b b e r s t e i n 1908-1918.
Später Pfarrer in Sturmhübel.
69. Dr. Aloys H ö h n 1915-1916.
Geb. am 29. 3. 1883 in Lichtenau, Kr. Heilsberg, Priesterweihe am 4. 7. 1909, Studien in Berlin und München, Religionslehrer in Wormditt und Guttstadt, 1929 Pfarrer in Glottau, dort gest. am 9. 12. 1945.
70. Bruno P o s t u l a t 1916.
Geb. am 21. 12. 1890 in Groß Bössau, Priesterweihe am 6. 7. 1913, Studium in Rom, seit 1917 Religionslehrer, zunächst in Bischofsburg, dann in Braunsberg, Rößel und Allenstein, zuletzt Studienrat. Gest. am 23. 11. 1949 in Bad Soden.

⁵⁾ Vgl. S. 95.

71. Dr. Felix Preuschhoff 1914 (?).
Geb. am 10. 3. 1890, Priesterweihe am 4. 8. 1912, Studium in München, Kaplan in Wormditt, Pfarrer in Heiligenthal, seit 1937 Erzpriester in Rößel, gest. am 1. 5. 1945 im Ural.
72. Dr. Dr. Paul Arendt 1921.
Geb. am 20. 7. 1892 in Wormditt, Priesterweihe am 9. 5. 1915, im 1. Weltkrieg Militärgeistlicher, 1919 Studium in Freiburg/Br., 1922 Domvikar in Frauenburg, 1925 weitere Studien in Rom, 1927 Subregens des Priesterseminars in Braunsberg, vorübergehend Kuratus in Zinten, seit 1933 Regens in Braunsberg.
73. Joseph Lettau 1923.
Geb. 31. 12. 1898 in Königsberg, Priesterweihe am 12. 2. 1922, verschiedene Kaplanstellen, 1931 Schloßpropst in Heilsberg, 1943 Pfarrer in Rosengarh, Kr. Heilsberg, 1944 Erzpriester in Wormditt, gest. 27. 11. 1959 in Warburg/Westf.
74. Gerhard Rost 1926.
Geb. am 14. 4. 1895 in Schöneck, Kr. Berent, Priesterweihe am 10. 2. 1924, verschiedene Kaplanstellen, 1937 Pfarrer in Johannsburg/Ostpr., blieb bis 1947 im Ermland.
75. Hugo Will, 1936-1945⁶⁾.

⁶⁾ Siehe S. 96.

Die Benefiziaten

Als Benefiziat wurde im Ermland ein Geistlicher bezeichnet, der sein Einkommen ganz oder teilweise aus den Erträgen einer Stiftung (Benefizium) bezog und damit die Verpflichtung übernahm, im Sinne und nach den schriftlich festgelegten Bedingungen des Stifters eine bestimmte Anzahl hl. Messen zu feiern, in der Pfarrseelsorge auszuhelfen, an bestimmten Tagen zu predigen o. ä.

In Bischofstein wurde eine solche Stiftung durch den Propst Casimir Langhanki ¹⁾ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen. Dieser sehr vermögende Geistliche leitete schon im Jahre 1826 die Errichtung eines Benefiziums ein, das am 15. Dezember 1832 gerichtlich gesichert wurde. Eine Bischofsteiner Bürgerin, Elisabeth Kretschmann, und zwei Schwestern, Rosa und Magdalena Hollstein, hatten zur gleichen Zeit ihr gesamtes Vermögen und den einstigen Nachlaß unter Vorbehalt der Nutznießung auf Lebenszeit für einen dienstunfähig gewordenen Geistlichen und auch für Schulzwecke vermacht. Die erforderliche Genehmigung dieser Stiftung durch den preußischen König erfolgte erst unter dem 25. Februar 1834 mit der

¹⁾ Vgl. S. 95.

Auflage, daß dem neu zu schaffenden „Fonds pro invalido presbytero“ außer den zur Vermögensmasse gehörenden Grundstücken innerhalb des Stadtgebietes von dem anderweitigen Nachlaß der Stifter nur 1500 Taler zufallen dürften, das übrige Vermögen jedoch dem katholischen Schulfonds der Stadt zugute kommen sollte. Nach dem Tode der Stifterin Magdalena Hollstein im Jahre 1856 trat die Stiftung in Kraft; der zukünftige Nutznießer, eben der Benefiziat, hatte die Verpflichtung, jährlich 36 Lesemessen und vier gesungene Ämter zu feiern und im Beichtstuhl Aushilfe zu leisten. Die Erteilung der eigentlichen Fundationsurkunde verzögerte sich noch bis zum 29. Oktober 1866.

Pfarrer Casimir Langhanki hatte eine weitere Stiftung gemacht, aus deren Erträgen das Bargehalt der Hilfsgeistlichen (Kapläne) verbessert werden konnte. Für diesen Zweck stellte er in den Jahren 1848 und 1849 ein Kapital in Höhe von mehr als 4000 Talern zur Verfügung.

Zu der Benefiziatenstelle gehörten vor der Durchführung der Separation ein halbes Radikalstück, eine halbe Hufe und noch weitere vier Hufen Ackerland; nach der Separation waren es insgesamt 227 preußische Morgen und 60 Ruten an Acker-, Wiesen-, Weiden- und Unland.

Dieser ursprünglich aus mehreren Einzelstücken bestehende Grundbesitz wurde im Zuge der Separation am 1. September 1833 zu einem zusammenhängenden Areal vereinigt, das in der Feldmark am Wege nach Gerthen lag. Ein Einspruch gegen die dadurch bedingte Verminderung des Gesamtgeländes und gegen die Zuweisung weniger fruchtbaren Bodens wurde durch das Königlich-Preussische Spruchkollegium für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten des Regierungsbezirks Königsberg unter dem 17. Februar 1849 zurückgewiesen. Im Jahre 1913 wurden 60,85 Ar dieses Grundbesitzes für den Bau der Landstraße von Bischofstein nach Seeburg abgetreten. - Außer dem Gesamtgelände gehörten zum Vermögen der Stiftung noch sieben Gärten an verschiedenen Stellen innerhalb des Stadtgebietes, darunter der vom jeweiligen Benefiziaten benutzte Garten südlich der Kirchhofsmauer und außerdem noch sechs kleinere Wohnhäuser und Scheunen.

Am 19. Februar 1844 und am 25. Februar 1845 schenkte Pfarrer Joachim Huhmann in Glockstein der Stiftung den Betrag von 3000 Mark; diese Stiftung wurde kirchlicherseits unter dem 8. September 1859 genehmigt. Eine weitere Zuwendung machte am 4. Februar 1847 Pfarrer Vinzenz Hoppe aus Lautern, der als erster Benefiziat nach Bischofstein kam. Der Betrag von 7500 Mark sollte Verwendung finden zur Abdeckung der Kosten für die Feuerversicherung der zum Stiftungsvermögen gehörenden Bauten, zur Beschaffung des erforderlichen Brennmaterials für die Wohnung des Benefiziaten

und zur Entlohnung der Hausangestellten. Kirchlicherseits wurde dazu die Genehmigung unter dem 8. April 1859 erteilt; im Jahre 1891 mußte eine Abänderung der Zweckgebundenheit erfolgen.

Die Inhaber dieser Benefiziatenstelle in Bischofstein waren:

1. Vinzenz H o p p e 1852-1856. Vorher Pfarrer in Lautern, gest. am 5. 1. 1856 in Bischofstein.
2. Franz R e h b a c h 1856-1890. Vorher Pfarrer in Arnsdorf, gest. am 8. 2. 1890 in Bischofstein.
3. Andreas S c h u l z 1891-1902. Vorher Pfarrer in Sturmhübel, gest. am 9. 3. 1902 in Bischofstein.
4. Rudolf S c h ö n k e 1903-1909. Vorher Pfarrer in Memel und Schöneberg a. d. Weichsel, gest. 1909 in Bischofstein.
5. Bernhard H o h m a n n 1909-1914. Vorher Pfarrer in Reimerswalde, gest. in Königsberg/Pr. 1914.
6. Rudolf B u c h h o l z. Vorher Pfarrer in Lichtenau, Kr. Braunschweig.
7. *August H i n z. Gest. in Bischofstein am 5. 5. 1935.*
8. *Josef S t e i n k i 1935-1945. Vorher Kuratus in Lötzen, gest. am 15. 1. 1946 in Bischofswerda/Sachsen.*

Kirchenväter und Provisoren

In der älteren Zeit führten die sogenannten Kirchenväter die Rechnung der Kirchenkasse. Sie wurden nach den Synodalverordnungen von 1575 und 1610 unter Zustimmung des Pfarrers von den Ratsherren gewählt und hatten nach der Landesordnung von 1526 jährlich Rechenschaft vor dem Pfarrer und zwei Ratleuten abzulegen. Nach den Bestimmungen der Synode von 1610 sollten diese Verwalter geistig gebildet, von gutem Ruf und echtem Glauben sowie begütert sein und zu den vornehmen Bürgern der Stadt gehören.

Im Jahre 1565 wurden am Feste Petri Stuhlfeier vier Kirchenväter vereidigt. In der Pfingstwoche pflegten sie Rechnung zu legen. Nach dem Jahre 1609 gab es nur noch zwei Kirchenväter; 1726 waren es der Ratsherr Kasimir Holz und der Schöffe Thomas Heinig. Die Rechenschaftsablage erfolgte damals bereits allein vor dem Erzpriester, nachdem die Synode von 1610 den Magistrat auf seinen rein weltlichen Aufgabenbereich hingewiesen und den Kirchenvätern in Dingen der kirchlichen Ausstattung die Meinung und Anordnung des Pfarrers als alleinige Richtschnur vorgeschrieben hatte. In den Visitationsakten von 1726-1734 wird bereits die gemeinsame Bezeichnung Provisoren für alle kirchlichen Vorsteher und Rendanten gebraucht, ein Titel, den früher nur die Vorsteher von Stiftungen,

wie des Hospitals, der Michaeliskirche und der Benefizien, führten. Die Provisoren des Hospitals wurden ebenso wie die der Michaeliskirche und der geistlichen Lehen vom Rat der Stadt unter Mitwirkung des Pfarrers gewählt. In der Magistratssitzung vom 18. 3. 1719 wurden zwei Provisoren für das Benefizium Rosarianum, zwei für die Michaeliskirche und zwei für die anderen Benefizien gewählt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte das Hospital nur einen Provisor. Wegen der geringen Besoldung bereitete die Besetzung der Provisorenämter Schwierigkeiten. Anlässlich einer Kirchenvisitation verordnete daher die kirchliche Behörde am 14. 9. 1802, daß dem Kirchenprovisor aus dem Benefizium Ganswind 1 Taler, aus dem Rosarianum 10 Taler, aus der Stiftung Lehmann 3 Taler und für den Hospitalprovisor 20 Taler aus der Hospitalkasse zur Erhöhung der bisherigen Gehälter gezahlt werden sollten.

Um den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts ¹⁾ zu genügen, verfügte am 24. 10. 1831 der Generaloffizialrat, daß bei jeder Kirche wenigstens zwei Provisoren zu bestellen seien. Am 29. 1. 1876 wurden nach dem Gesetz über die kirchliche Vermögensverwaltung acht Kirchenvorsteher gewählt; ihre Zahl wurde 1890 auf sechs herabgesetzt.

Bekannt sind folgende Kirchenväter und Provisoren:

Bonaventura W e g n e r, Bürgermeister, 1609 Hospitalprovisor, 1622

Provisor der Michaeliskirche.

Peter Z u f u ß, 1609 Hospitalprovisor.

Daniel S c h i r m e r, emeritierter Pfarrer, 1622 Provisor der Michaeliskirche.

Johannes S c h u l t z jun., 1663 Kirchenvater.

Andreas S t e i n s o n, 1663 Kirchenvater.

Bartholomäus Joseph S c h r ö t e r, 1718-1729 Hospitalprovisor.

Kasimir H o l z, Ratmann, 1726 Kirchenvater.

Thomas H e i n i g, Schöffe, 1726 Kirchenvater.

Joachim T e s c h n e r, Ratmann, 1726 Hospitalprovisor.

Martin M a n t e u f e l, 1728 Rosenkranzprovisor.

Jakob K u h n, 1729 Hospitalprovisor.

Peter G a n s w i n d, 1734 Provisor der Michaeliskirche, 1746 Kirchenvater.

Jakob N e u p a u e r, 1767-1797 Provisor der Michaeliskirche.

Josef P r o l l, 1769-1772 Kirchenprovisor.

Clemens M ü l l e r, Ratmann, 1776 Kirchenprovisor.

Johann K u h n, Ratmann, 1785 Provisor, 1787 Hospitalprovisor.

Michael B u c h h o l z, 1787-1794 Kirchenvater.

L a n g h a n n i g, Stadtkämmerer, Ende 18. Jh. Hospitalprovisor.

Jakob E r n s t, Kaufmann, 1796-1801 Provisor, 1802 Hospitalprovisor.

¹⁾ Teil 2, Tit. 11, § 624.

- Michael M ö l l e r , 1797-1801 Provisor, 1802 alleiniger Kirchenprovisor (Rendant der Kirchen- und Benefizialkassen).
- Josef B r e t t s c h n e i d e r , 1805-1825 alleiniger Kirchen- und Hospitalprovisor.
- Andreas M a r q u a r d , Stadtkämmerer, 1825-1838 Kirchen- und Hospitalprovisor, bis 1831 alleiniger Kirchenvorsteher, 1831-1838 erster Kirchenvorsteher.
- Andreas N o r d e n , Ratmann und Kaufmann, 1831-1838 zweiter Kirchenvorsteher.
- Peter N e u m a n n , Schönfärber und Ratmann, 1838-1871 Kirchenvorsteher, 1856-1871 Kirchen- und Hospitalprovisor.
- J. G a n s w i n d , Ratmann, 1838-1856 Kirchenvorsteher sowie Kirchen- und Hospitalprovisor.
- B. J. G a n s w i n d , Kaufmann, 1863-1876 zweiter Kirchenvorsteher.
- Johann Z i m m e r m a n n , Fleischermeister, Stadtverordnetenvorsteher, 1871-1876 Kirchenvorsteher, 1871-1887 Kirchen- und Hospitalprovisor.
- Konrad H a n k e l n , Rentier, 1888-1897 Kirchen- und Hospitalprovisor.
- Robert B r a c h v o g e l , Gerichtskanzlist, 1897 Kirchen- und Hospitalprovisor, seit 1898 Kirchenvorsteher.

Die Küster

Das Küsteramt war zunächst mit dem Amt des Lehrers und Kantors verbunden, bis bei der Kirchenvisitation im Jahre 1609 die Anstellung eines hauptamtlichen Küsters angeordnet wurde. Da die bisherige Besoldung eines nebenamtlichen Küsters nicht für einen hauptamtlichen ausreichte, wurde bei der folgenden Kirchenvisitation im Jahre 1622 festgesetzt, daß der Küster von der Kirche 30 Mark und von jedem Haus vierteljährlich 1 Schilling erhalten solle. 1726 betrug das Gehalt seitens der Kirche 70 Mark. Am Ende des Jahrhunderts erhielt der Küster von der Kirche als festes Gehalt 24 Taler und 20 Groschen sowie 66 Taler und 60 Groschen aus Benefizien, Taufen, Trauungen, Begräbnissen, Kalende und Quartalgeld. Er bewohnte ein eigenes Haus. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde er für seine Dienstleistungen folgendermaßen entschädigt: 48 Taler, 10 Silbergroschen, 18 Pfennig von der Kirche für Salar, Wäsche, Lichtgießen, Oblatenbacken, Reinigung der Kirche am Pfingstfeste und Anteil an den Benefizien; etwa 15 Taler von der Gemeinde als ein Viertel des Quartalgeldes; Kalendegeld von der Stadt nach Belieben, von den Eigentümern und Einwohnern von

Damerau und Klackendorf je 4 Pfennig, je Bauernwirtschaft in Gerthen 1 Silbergroschen, zusammen 8 Taler, 25 Silbergroschen; für die Bedienung der Wachlichte von drei Gewerken je 20 Silbergroschen; von Klackendorf, Damerau und Gerthen ebenfalls je 20 Silbergroschen. Hinzu kamen an Akzidentien (Taufen, Trauungen, Begräbnisse) 35 Taler, 2 Silbergroschen. Die Ablösung der Reallasten erfolgte für den Küster in den Jahren 1874-1897.

Die Namen einiger Küster sind bekannt:

Caspar Thiel, 1622.

Anton Weiß, geboren in Bischofstein, 1726.

Johann Parnewski, gest. 1. 2. 1758.

Michael Georg Gerigk, Schuhmacher, geb. am 4. 9. 1718 in Bischofstein, Küster von 1758-1798.

Valentin Kuhlbarsch, 1798-1805; geb. 1754 in Heilsberg, gest. 2. 7. 1805.

Adam Klingenberg, 1828-1838; Lehrer, gest. 4. 1. 1838, Schwiegersohn des Küsters Kuhlbarsch.

Joseph Klawns, 1838-1883, Seilermeister, gest. 28. 5. 1883.

Viktor Klawns, ein Sohn des Joseph Klawns, 1883. Nach seinem Tod wiederum dessen Sohn Joseph Klawns.

Kirchliches Leben und Gottesdienstordnungen

Um das Jahr 1565 wurde in der Pfarrkirche zu Bischofstein jährlich an neun Tagen die Matutin gesungen, an den Oster-, Weihnachts- und Pfingstfesttagen ¹⁾, an denen auch die Vesper in der Kirche gesungen wurde. Nach einer Synodalbestimmung aus dem Jahre 1610 sollte die Matutin möglichst an allen Festen des Herrn, dazu am Feste Mariä Geburt, am Feste Johannes' des Täufers, der Apostelfürsten Petrus und Paulus, am Allerheiligentage und am Kirchenpatronatsfeste feierlich gesungen werden ²⁾.

Noch nach Jahrhunderten, im Jahre 1831, war der Gesang der Matutin und einer Nokturn während der Frühmesse an allen Sonn- und Feiertagen üblich gewesen. Dabei stimmte der Priester die Gesänge an, sang die Lektionen, die Oration und die Schlußantiphon, während Knaben die Psalmen sangen. Auf eine Eingabe des damaligen Propstes Basner gestattete der Bischof, daß das von Laien unschön vorgetragene lateinische Chorgebet, wie bereits in Braunsberg geschehen, ganz eingestellt werde und dafür Lieder in deutscher Sprache gesungen würden ³⁾. Die Vesper wurde zu Beginn des 19.

¹⁾ Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurden diese drei Feste an je drei Tagen gefeiert.

²⁾ F. HIFLER, Constitutiones synodales Warmienses. Braunsberg 1899, S. 152.

³⁾ BAF: B Nr. 6.

Jahrhunderts noch täglich in der Bischofsteiner Pfarrkirche gesungen ⁴⁾).

An den Marienfeiertagen werden heute noch von Mitgliedern der Roratebruderschaft nach der Frühmesse die Laudes in deutscher Sprache gesungen.

Während der von alters her üblichen Roratemessen ⁵⁾ in der Adventszeit vollzog sich vor dem Altar eine Art mittelalterlichen geistlichen Schauspiels. Zur Opferung traten Knaben in weißen Chorrocken mit Kerzen in den Händen vor den Altar und sangen alte Prosagesänge, Sequenzen ⁶⁾. Bei dem Gesang „Haec est dies“ stimmten die Knaben in der Mitte des Liedes dreimal „Hodie deus homo factus est“ an. Diese und ähnliche alte Bräuche haben zum Teil noch den im beginnenden 17. Jahrhundert eingeführten römischen Ritus überdauert. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß am 12. Dezember 1613 eine bischöfliche Kommission dem Wunsche des Pfarrers und dem Drängen der Gemeinde in Bischofstein nachgab und den Gesang der alten Prosadarbietungen wie „Mittit ad virginem“ ⁷⁾ nach der Epistel der Roratemessen und während der Opferung auch weiterhin gestattete. Bei dieser Gelegenheit wurde entschieden, daß Volksbräuche fortbestehen sollten, die nicht, ohne Anstoß zu erregen, abzuschaffen seien ⁸⁾.

Mehr noch vom Geiste des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels offenbarte sich in Bischofstein am Fest Christi Himmelfahrt. An diesem Tage pflegte man in echt volkstümlicher Sinnfälligkeit die Himmelfahrt Christi durch eine Figur darzustellen, die zur Decke der Kirche emporgezogen und dort durch eine Luke den Blicken der Gemeinde entzogen wurde ⁹⁾. Da dieser Brauch im Laufe der Zeit durch Unziemlichkeiten gelitten hatte, untersagte die kirchliche Behörde im Jahre 1609 eine solche Zeremonie und verfügte, daß das viereckige Fensterchen, das zu diesem Zweck in der Dielendecke angebracht worden war, geschlossen werde. In den folgenden Jahren wurden derartige Bräuche bei den liturgischen Feiern allgemein verboten; die Deckenluke in Bischofstein war aber im Jahre 1622 noch nicht verschlossen.

⁴⁾ Visitationsakten des Jahres 1813.

⁵⁾ Vgl. G. MATERN, *Die kirchlichen Bruderschaften in der Diözese Ermland. Braunsberg 1920*, S. 40 ff.

⁶⁾ Vgl. Das altermländische Missale. In: Erml. Pbl. 26 (1894) S. 72 ff.

⁷⁾ *Text und alte ermländische Singweise, aus Polen übernommen, finden sich im Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Ermland ‚Lobet den Herrn‘, Braunsberg 1938*, S. 32 f.

⁸⁾ BAF: A 10, fol. 311.

⁹⁾ *In der Dorfkirche zu Heinrichau, Kr. Braunsberg, war ein gleicher Brauch üblich, vgl. A. POSCHMANN, Die Kirche in Heinrichau. Braunsberg 1927*, S. 11 f. und DERS., *Die Kirche in Heinrichau und die Schulen des Kirchspiels. In: UNSERE ERM LÄNDISCHE HEIMAT 16 (1970) Nr. 4, S. X-XI.*

In den Visitationsakten des Jahres 1665 wird davon berichtet, daß in Bischofstein die Unsitte eingerissen war, den Festtag des Apostels Thomas, den 21. Dezember, zum allgemeinen Schlachttag zu erheben, obwohl der Tag auch durch eine kirchliche Feier ausgezeichnet war. - Im gleichen Visitationsbericht wird darüber geklagt, daß sich als abzustellender Mißbrauch eingeschlichen habe, eine Figur, die den Tod darstellen sollte, zu tragen ¹⁰⁾.

Für die Gottesdienstordnung an Sonn- und Feiertagen bestimmte die bischöfliche Kommission im Jahre 1613, daß im Sommer um 7 oder 7.30 Uhr, im Winter um 8 Uhr zur Predigt und zum Hochamt „zusammengeläutet“ werde (im lateinischen Text findet sich der Ausdruck „compulsum fieri“). Der Ausdruck „Zusammenläuten“ ist in Bischofstein noch heute [1920] gebräuchlich.

Während der Fastenzeit erteilte der Pfarrer den Kindern Katechismusunterricht in der Kirche. Die Visitatoren setzten im Jahre 1622 für diese Katechesen die Sonntage von Ostern bis Michaelis fest; die Synode im Jahre 1610 hatte verfügt, daß während der Advents- und Fastenzeit außer am Sonntag auch jeweils am Mittwoch und Freitag Predigten gehalten werden sollten.

Die größte Verehrung unter den Altären wurde dem sog. Blutaltar zuteil. Seit alters her wurden hier Corpus-Christi- und Fronleichnamsmessen gefeiert. Solange dafür keine Stiftungen bestanden, wurden freiwillige Spenden aufgebracht. Ein Meßstipendium betrug in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Groschen ¹¹⁾.

Die älteste, noch heute bestehende Meßstiftung gehört zum Blutaltar. Sie wurde durch Pfarrer Joachim Bernardi aus Santoppen und einige Laien als ‚Beneficium SS Simonis et Judae‘, gewöhnlich ‚Benefizium vom hl. Blute‘ genannt, geschaffen und am 28. März 1600 kirchlicherseits sanktioniert ¹²⁾. Seitdem fand an jedem Donnerstag eine feierliche Prozession vom Tabernakel zum Kreuzaltar und anschließend eine gesungene Fronleichnamsmesse vor dem ausgesetzten Allerheiligsten statt ¹³⁾. An den Feiertagen, die auf einen Donnerstag fielen, wurde nur eine stille Leidensmesse gehalten, an den Samstagen eine stille Messe zur Ehre der Gottesmutter. Als diese Stiftung ihr Kapital mehr und mehr einbüßte, vermehrte Domherr Andreas Schröter, ein Sohn der Stadt und ehemals Propst in Bischofstein, das Stiftungskapital durch eine Schenkung vom 21. April 1843 und durch eine testamentarische Zuwendung vom 26.

¹⁰⁾ Die in verschiedenen deutschen Gegenden bis in die jüngste Zeit herrschende Sitte des ‚Todesaustreibens‘ geht wohl auf die symbolische Vertreibung des Winters, in manchen Gegenden auf die Vernichtung des Judas Ischariot zurück.

¹¹⁾ Visitationsakten des Jahres 1665.

¹²⁾ BAF: B 5, fol. 100 ff.

¹³⁾ HIPLER, Constitutiones, S. 118.

April des gleichen Jahres so, daß künftig 39 Donnerstagsmessen mehr gefeiert werden konnten ¹⁴⁾. Am 21. Januar 1918 konnten nur noch 23 heilige Messen gefeiert werden. Das Stiftungskapital des Beneficium SS Simonis et Judae, zuletzt geändert am 20. Juli 1874, reichte im Jahre 1920 für neun gesungene heilige Messen aus ¹⁵⁾.

Am 31. Juli 1747 stiftete Anna, geborene Popihn, Witwe des Bäckermeisters Johann Lehmann, testamentarisch eine stille heilige Messe am Blutaltar, die an allen Donnerstagen zu halten sei. Eine heilige Messe von den fünf Wunden Christi sollte gefeiert und durch Sänger mit Litaneiesang begleitet werden. Da aber ein vom Apostolischen Stuhl bestätigtes Meßformular ‚Von den fünf Wunden Christi‘ nicht existierte ¹⁶⁾, schrieb die Stiftungsurkunde vom 6. April 1753 ¹⁷⁾ die Messe und Litanei vom heiligen Namen Jesu vor.

Die Leidens- und Marienmessen der Stiftung des Pfarrers Bernardi hatten schon vor dem Jahre 1726 aufgehört. Dafür hatte der Guttstädter Domherr Johann Weiß, früher Propst in Bischofstein, am 25. Oktober 1720 wiederum eine stille Leidensmesse an den Freitagen am Fronleichnamsaltar, wie man damals den Blutaltar nannte, gestiftet. Nach geringen Veränderungen sind es heute noch 16 heilige Messen jährlich ¹⁸⁾.

Anstelle der Wallfahrt zum Heiligen Blut am Donnerstag, dem Wochentag, der von alters her der Verehrung des heiligen Blutes und des Fronleichnams geweiht war, trat mehr und mehr der Kreuz-

¹⁴⁾ RRBf: F und RRBf: B, Nr. 20.

¹⁵⁾ Die alte Stiftung Beneficium Corporis Christi I warf im Jahre 1777 zusammen mit den anderen Votivfrühmessen der Wochentage Intentionen für 44 hl. Messen ab, verminderte sich im Jahre 1838 von 18 auf 14 und zwei Jahre später auf 12 hl. Messen. - Die jüngere Stiftung Beneficium Corporis Christi II wurde im Jahre 1874 auf 35 Messen vermehrt. - Über diese kirchlicherseits genehmigten Verminderungen bzw. Wiederherstellung der alten Verpflichtungen liegen Berichte aus den Jahren 1777, 1836, 1840, 1869, 1874, 1904, 1905 und 1918 vor. RRBf: Nr. 19 und BAF: Verzeichnis der Benefizien von 1777 (ohne Nr.).

¹⁶⁾ Von der damals üblichen Meßfeier zu Ehren der fünf heiligen Wunden zeugt die gleichartige Stiftung des Bischofsburger Pfarrers Georg Lebach aus dem Jahre 1738 (vgl. MATERN, *Die kirchlichen Bruderschaften*). - Die vatikanische Ausgabe des Missale Romanum stammt erst aus dem Jahre 1735 und enthält kein solches Meßformular.

¹⁷⁾ BAF: A Nr. 39, pag. 246. - Am 15. Dezember 1837 beantragte Propst Langhankl, „daß die bei dem Benefizium Lehmann jeden Donnerstag um 9 Uhr abzusingende Litanei de Nomine Jesu nach dem nachmittägigen Schulunterricht unter Aufsicht des Lehrers andächtig abgesungen werden darf“ (RRBF: B Nr. 19) - Das vorher auf 40 Messen verminderte Benefizium Lehmann wurde im Jahre 1838 auf 52 bzw. 53 Messen jährlich wiederhergestellt, im Jahre 1840 auf 40 vermindert und am 17. Januar 1882 auf 51 bzw. 52 wieder erhöht (RRBF: B Nr. 10).

¹⁸⁾ Im Jahre 1838 verminderte sich die Zahl auf 22, im Jahre 1840 auf 19, 1874 auf 13 und stieg im Jahre 1882 wieder auf 16 an (RRBF: B Nr. 7).

weg am Freitag. Dies galt insbesondere für die Freitage in der Fastenzeit. Nachdem in den Jahren 1829 und 1849 der Wunsch gescheitert war, die am 26. Januar 1759 durch Propst Daniel Bähr gestifteten und am 17. Dezember 1840 geänderten Passionsandachten¹⁹⁾ mit Aussetzung des Allerheiligsten und Fastenpredigten im Anschluß an die Vesper der Fastensonntage auf die Fastenfreitage zu verlegen, entstanden infolge einer eigenen Stiftung aus dem Jahre 1863 für diese Freitage jene Fastenandachten, die auch heute noch unter reger Beteiligung der städtischen wie der ländlichen Pfarrangehörigen stattfinden. Am 16. Februar 1863 stifteten Andreas Norden aus Bischofstein, seine Ehefrau Gertrud, geb. Tatzki, die Gutsbesitzerswitwe Kahsnitz, geb. Krause, aus Klackendorf und Rentier Stanislaus Krause aus Bischofstein ein Kapital, dessen Zinsen als Intentionen für sechs gesungene Messen vor dem ausgesetzten Allerheiligsten am Hochaltar mit Darreichung des Pazifikale, für sechs Fastenpredigten und zwei stille heilige Messen an einem Fastenfreitag gelten sollten²⁰⁾. Dazu gab Witwe Juliana Schönsee am 30. November 1903 noch ein weiteres Kapital zur Feier von vier stillen heiligen Messen an den Fastenfreitagen. Während dieser Messen sollten die Gläubigen die Passion in deutscher Sprache singen.

Für den Gottesdienst an den Montagen am Blutaltar sorgte eine Stiftung des Erbherrn auf Bansen, des polnischen Hauptmanns Stanislaus Michael von Bezdán-Hosius, eines Verwandten des Propstes Oehm, vom 21. Juli 1747. Die Verpflichtung bestand in der Feier der Tagesmesse mit anschließendem Gesang der Lauretanischen Litanei und des ‚Salve Regina‘ oder der Requiemesse und dem Gesang der Litanei vom Leiden des Herrn und des Psalmes ‚De profundis‘²¹⁾.

Der Hauptfesttag des Blutaltars, der Wallfahrtstag der Pfarrgemeinde, das Pfingstfest, gab Gelegenheit zum Erwerb eines vollkommenen Ablasses. Der Gottesdienst begann an diesem Tag gewöhnlich um 5 Uhr in der Frühe mit einer still gehaltenen Messe am Blutaltar, nachdem die Pilger vorher auf den Knien eine Prozession um den Hochaltar gemacht hatten; eine feierliche Aussetzung des Allerheiligsten schloß sich an, die seit dem Jahre 1726 nur noch auf den Nebenaltdären bei Andachten mit anschließender Prozession gestattet war.

Die Blütezeit der Wallfahrten nach Bischofstein fiel in das 18. und in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um das Jahr 1770 war

¹⁹⁾ Vgl. B. M. ROSENBERG, *Beiträge zur Geschichte des deutschen katholischen Kirchenliedes im Ermland*. In: ZGAE 29 (1960) S. 492 ff.

²⁰⁾ RRBf: B Nr. 43.

²¹⁾ Das Original dieser Stiftungsurkunde (Papier mit Papiersiegel des damaligen Bistumsadministrators) befindet sich im Pfarrarchiv. Die Zahl der hl. Messen verminderte sich im Jahre 1838 auf 27, zwei Jahre später auf 22, fiel im Jahre 1874 auf 15, erhöhte sich am 17. Januar 1882 auf 24 und beträgt heute 24.

die Zahl der Pilger so groß, daß auf dem Kirchenplatz zelebriert werden mußte. Noch um das Jahr 1860 wurden insgesamt 4000 Wallfahrer gezählt. Als Dankesgabe für wunderbare Gnadenerweise wurden bereits im Jahre 1726 zahlreiche silberne Votivtäfelchen in der Nähe des Blutaltars angebracht.

Nächst der Verehrung des heiligen Blutes war die Andacht zur heiligen Martha, der Schutzpatronin der ersten in Bischofstein erbauten Kirche, in den Herzen der Gläubigen lebendig geblieben. Zu Ehren dieser Heiligen, der Gastgeberin des Herrn, hatte das Ratskollegium in Bischofstein einen Altar in der Pfarrkirche errichten lassen. Erst die Stiftung des Erzpriesters Thomas Markeim für den Bau einer eigenen Marthakirche im Jahre 1612 ermöglichte es, bis zur bischöflichen Entscheidung über die Annahme und Ausführung dieser Schenkung am Marthaaltar in der Pfarrkirche Gottesdienste stattfinden zu lassen. Die bischöfliche Kommission hatte, dem dringenden Wunsch der Gemeinde folgend, im folgenden Jahr verfügt, daß einstweilen wöchentlich am Marthaaltar jeweils morgens um 6 Uhr vier heilige Messen gehalten werden durften; die Zinsen der durch weitere Schenkungen auf 1000 Mark angewachsenen Vermächtnisse sollten als Intentionen gelten. Vierzig Jahre vergingen noch, bis eine weitere Stiftung für den Marthaaltar gemacht wurde. Der Bürgermeister Michael Lamprecht, die Witwen Cäcilie Weiß und Gertrud Rotermund schenkten am 17. Dezember 1669 ein Kapital, dessen Zinsen dem Geistlichen zukam, der an jedem Montag um 8 Uhr eine gesungene heilige Messe zu Ehren des Heiligen Geistes am Marthaaltar zelebrierte, an den Montagen der Fastenzeit jedoch eine Requiemmesse²²⁾. Eine Stiftung aus dem Jahre 1721 vermehrte dieses Benefizium, so daß jedesmal nach der heiligen Messe noch die Litanei von allen Heiligen gesungen werden konnte²³⁾. Domherr Andreas Schröter ließ dieser Stiftung am 25. Januar 1844 eine weitere mit der Verpflichtung zur Feier von vier heiligen Messen zu Ehren des Heiligen Geistes hinzufügen. Diese Stiftung mußte am 17. Januar 1882 auf elf gesungene heilige Messen und eine Requiemmesse vermindert werden²⁴⁾. Vor der am 2. April 1701 durchgeführten Visitation hatte Elisabeth Stradomski eine Stiftung errichtet, deren Ausführung jedoch anscheinend auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen war. Fünfzehn Jahre später nämlich ordnete die bischöfliche Behörde an, daß die verfügbare Hinterlassenschaft der Elisabeth Stradomski und eines gewissen Franz Schau nunmehr für die Verwirklichung der kirchlichen Stiftung zur Verfügung gestellt werden sollte. Es handelt sich einmal um die Unterhaltskosten einer

²²⁾ Das Original dieser Schenkung und die Errichtungsurkunde dieses Benefiziums, Papier mit Papiersiegel des damaligen Bischofs Wyzdga, befindet sich im Pfarrarchiv zu Bischofstein.

²³⁾ Benefizienverzeichnis aus dem Jahre 1777 im RRBF.

²⁴⁾ RRBF: B Nr. 5.

Ewigen Lampe (vor dem Blutaltar?) und zum anderen um die Feier einer Requiemesse am Marthaaltar an jedem Donnerstag mit anschließendem Gesang des ‚De profundis‘. Die Zahl dieser Meßverpflichtungen wurde im Laufe der Jahre immer geringer, bis nach Aufhebung des Marthaaltars diese Stiftung ganz erlosch.

Eine neue Belebung des gottesdienstlichen Lebens leiteten die Pflege des gemeinschaftlichen Rosenkranzgebetes seit dem Jahre 1700 und die sechs Jahre darauf gegründete Rosenkranzbruderschaft ein, deren Stifter der Guttstädter Domherr Albertus Lamshöfft und die Pfarrer in Glockstein und Schellen waren. Am 15. Oktober 1700 hatten diese Geistlichen bereits eine Stiftung errichtet, die durch den Propst Johann Weiß und den aus Bischofstein stammenden Pfarrer Michael Marzelli aus Arnsdorf (Kr. Heilsberg) um je hundert Gulden vermehrt wurde. Eine später gemachte Stiftung der Elisabeth Nieswand aus Trautenau vom 18. Februar 1852 wurde mit der bereits bestehenden verbunden ²⁵⁾. Die Zinsen dieser Rosenkranzstiftung fielen dem Zelebranten zu, der an den Dienstagen eine gesungene Messe zu Ehren der Gottesmutter feierte und an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage eine katechetische Predigt sowie eine Rosenkranzandacht hielt. An den Marienfesten selbst sollte statt der katechetischen Predigt eine Marienpredigt gehalten werden, wie es in der Bruderschaft vom heiligen Rosenkranz allgemein üblich war ²⁶⁾. Am 3. Oktober 1700 wurde in der Gemeinde Bischofstein zum erstenmal der Rosenkranz gesungen ²⁷⁾.

Am Marienaltar, dem Altar dieser Bruderschaft, daher auch Rosenkranzaltar genannt, entfalteten sich bald der Glanz neuen Schmuckes und das Gepränge frommer Volksandachten. Ein Silberkleid auf dem Altarbild und 32 silberne Votivtäfelchen zeichneter den Altar bereits im Jahre 1726 aus. Eigene Altargeräte und Meßgewänder standen für die gottesdienstlichen Veranstaltungen der Bruderschaft zur Verfügung. Die Feier der Muttergottesfeste gewann durch die Rosenkranzbruderschaft ein eigenes Gepräge. An den Nachmittagen schlossen sich an die Predigt der gesungene Rosenkranz und die Vesper mit sakramentaler Prozession an. Nach beendetem Umgang zog die Prozession vor den Marienaltar, wo die Laurentianische Litanei und Marienlieder vor dem Allerheiligsten gesungen und der sakramentale Segen erteilt wurde. Eine solche Andachtsform widersprach zwar der kirchlichen Lehre und der allgemeinen Gewohnheit, daß vor der zur Anbetung ausgesetzten Brotsgestalt jede Verehrung der Heiligen zu unterbleiben habe. Nach der Kirchenvisitation im Jahre 1834 ordnete daher die kirchliche

²⁵⁾ BAF: B Nr. 7 und RRBf: B Nr. 6.

²⁶⁾ Kopie der Gründungsurkunde der Rosenkranzbruderschaft im RRBf: B Nr. 6.

²⁷⁾ *Über den Brauch des Rosenkranzsingens vgl. ROSENBERG, S. 457 und 497.*

Behörde unter dem 2. Mai 1835 an, daß in Zukunft die Prozession ohne Unterbrechung zum Hochaltar zurückkehren und hier mit der Erteilung des sakramentalen Segens beschlossen werden solle. Diese Andachtsform erfreute sich dann besonderer Beliebtheit und hat sich bis in die neueste Zeit erhalten.

Zu den Prozessionen, an denen die Bruderschaftsmitglieder, Männer und Frauen, pflichtgemäß teilzunehmen hatten, verwendete die Bruderschaft einen eigenen Baldachin aus geblümter gelber Seide und zwei gelbseidene Fähnchen. An den ersten Sonntagen eines jeden Monats, den Tagen, an denen ein vollkommener Ablaß gewonnen werden konnte, wurden überdies für die Bruderschaftsmitglieder besondere Predigten gehalten. Infolge liturgischer Observanz fielen die katechetischen Predigten allmählich ganz weg, so daß nur noch die Marienpredigten bestehenblieben²⁸⁾. Heute umfaßt die Stiftung insgesamt 34 gesungene heilige Messen einschließlich der seit alters her üblichen vier heiligen Messen für die Mitglieder der Bruderschaft, ferner die Rosenkranzandacht an den Sonntagen mit Predigt und Rosenkranz an den Nachmittagen der Marienfeste²⁹⁾.

Die Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens im Jahre 1854 durch Papst Pius IX. begeisterte in Bischofstein wie allerorts die Gemeinde zu einer eifrigen Marienverehrung. An den Samstagen des Maimonats erhielt die Andacht in den Abendstunden durch Marienlieder, Orgelspiel und Blasmusik ein besonders festliches Gepräge³⁰⁾.

Die Bischofsteiner Eheleute Ratmann Andreas Norden und seine Frau Gertrud, geb. Tatzki, sowie Gertrud Günther aus Bischofstein machten im Jahre 1870 eine Stiftung, aus der die Kosten für eine besondere Vesper zu Ehren der unbefleckt Empfangenen bestritten werden sollten³¹⁾. Ein Zeugnis der gewaltigen Begeisterung, die auf die päpstliche Lehrentscheidung vom 8. Dezember 1854 auch in Bischofstein folgte, ist die Errichtung der schon oben erwähnten³²⁾ Figur der unbefleckt empfangenen Gottesmutter vor dem Portal der Pfarrkirche.

Die zweitälteste aller Meßstiftungen in Bischofstein, die des Pfarrers Zacharias Keuchel aus Glockstein³³⁾, datiert vom 26. September

²⁸⁾ Im Jahre 1777 wurde z. B. die Predigt nur noch an den ersten Sonntagen im Monat und an den Marienfesten als Marienpredigt vor dem Rosenkranz gehalten.

²⁹⁾ Im Jahre 1874 verminderte sich die Zahl der Messen auf 36, im Jahre 1918 auf 34, RRBf: B.

³⁰⁾ BAF: B Nr. 6.

³¹⁾ RRBf: B Nr. 44.

³²⁾ Vgl. S. 48.

³³⁾ Zacharias Keuchel, geboren in Guttstadt, war im Jahre 1581 Kaplan in Wormditt, 1593-1598 Pfarrer in Schalmey, wurde dann Pfarrer in Glockstein, starb im Jahre 1620, vgl. G. MATERN, *Geschichte der Kirche und des Kirchspiels Schalmey*. In: ZGAE 17 (1910) S. 309.

1612, die später, noch vor dem Jahr 1701, durch eine Schenkung der Ehefrau des Kaspar Döring, Gertrud, und zuletzt durch eine weitere Gabe im Jahre 1844 vermehrt wurde. Sie sollte wie die Stiftung des Pfarrers Bernardi der besonderen Verehrung des gekreuzigten Heilands dienen. An allen Mittwochen sollte am Hochaltar eine heilige Messe vom heiligen Kreuz gefeiert werden, bei der auch die Sequenz ‚De cruce Domini‘ zu beten war ³⁴⁾.

Daß solche kirchlichen Stiftungen auch über den Rahmen des rein Kirchlichen hinaus von Nutzen für die Allgemeinheit waren, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß das Kapital dieser Stiftung (Beneficium S. Crucis) zum Teil der Stadtgemeinde zur Bestreitung der Kriegskontributionen im Jahre 1659 geliehen werden konnte. Um das Jahr 1726 wurde diese gestiftete Messe jeweils am Mittwoch um 6 Uhr morgens gefeiert. Aufgrund einer Neuordnung vom 7. Februar 1833 wurde sie dann an nur zehn Mittwochen der Winterzeit gehalten ³⁵⁾. An 15 Mittwochen der Sommerszeit fanden Frühgottesdienste in der Michaeliskirche statt, nachdem dieses Benefizium mit einem neu geschaffenen Beneficium Sanctae Marthae vereinigt worden war. Seit dem Jahre 1874 ist die Zahl der heiligen Messen auf fünf vermindert worden. Propst Johannes Ignatius Weiß, der in den Jahren 1681–1717 in Bischofstein amtierte, hatte eine Stiftung für eine Requiemmesse am Hochaltar gemacht, die allmählich vermehrt wurde und im Jahre 1874 die Feier von insgesamt elf Messen zuließ ³⁶⁾.

Eine heilige Messe zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit wurde an jedem Dienstag am Hochaltar gefeiert. Stifter dieses Benefiziums war ein aus Bischofstein stammender Geistlicher mit Namen Johann Heisch[?]. In der Stiftungsurkunde vom 25. Oktober 1635 ³⁷⁾ war u. a. bestimmt worden, daß einmal nach jeder heiligen Messe zwei Knaben an der in der Kirche befindlichen Grabstätte des Stifters das ‚Salve Regina‘ singen sollten und daß zum andern vor der Opferung dieser Stiftungsmesse in der Fasten- und Quatemberzeit eine Katechese über das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit gehalten und mit einem ‚Vaterunser‘ und ‚Gegrüßet seist du, Maria‘ geschlossen werden sollte. Im Jahre 1726 war jedoch der Brauch des Gesangs an der Grabstätte bereits aufgegeben worden, ebenso auch die Katechese. Sie wurden wohl trotz der Mahnung der Visitatoren auch nicht mehr fortgesetzt.

An dem im Jahre 1719 errichteten Nikolausaltar konnte seit dem Jahre 1726 allwöchentlich eine heilige Messe zu Ehren des heiligen Märtyrers Laurentius gefeiert werden. Die Ehefrau des Ratmanns

³⁴⁾ RRBf: B Nr. 2.

³⁵⁾ RRBf: B, ohne Nr.

³⁶⁾ RRBf: B Nr. 7.

³⁷⁾ RRBf: B Nr. 3.

Schacht, Anna, aus Bischofstein, später mit dem Ratmann Johann Hinz verheiratet, eine geborene von Schau, ließ am 5. Februar dieses Jahres eine Stiftung errichten. Die Zahl der heiligen Messen aus dieser Schenkung betrug im Jahre 1882 noch 40, sank dann aber ab³⁸⁾.

So war im Laufe des 17. Jahrhunderts durch Stiftung gesungener Votivmessen ein regelmäßiger feierlicher Gottesdienst an allen Tagen der Woche, ausgenommen die höheren Feiertage, gesichert. Am Montag wurde am Marthaltar das feierliche Amt zu Ehren des Heiligen Geistes gehalten, nach dem Jahre 1669 am Hochaltar. Am Dienstag folgte die Marienmesse der Rosenkranzbruderschaft (seit dem Jahre 1700), am Mittwoch die heilige Messe zum heiligen Kreuz am Hochaltar (seit dem Jahre 1612), am Donnerstag die heilige Messe zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit am Hochaltar (seit dem Jahre 1635) und am Sonnabend am Marienaltar (seit dem Jahre 1663) eine heilige Messe zu Ehren der Gottesmutter, in der Adventszeit die sog. Roratemesse. Als die Zahl der heiligen Messen wegen der Änderung des Einkommens aus den Stiftungen vermindert werden mußte, blieben dennoch die wochentäglichen Gottesdienste für die Gemeinde bestehen. Unter dem 15. Dezember 1797 wurde von Frauenburg aus verfügt, daß die Votivmessen aus alter Zeit auch an den von den Stiftungen unbelegten Tagen nach der Intention der zelebrierenden Priester gehalten werden sollten³⁹⁾.

Die Gottesdienstordnung aus dem beginnenden 19. Jahrhundert sah vor, daß täglich heilige Messen um 6 Uhr, um 8 und um 9 Uhr gehalten wurden, im Winterhalbjahr um 7 Uhr, 8.30 Uhr und um 10 Uhr⁴⁰⁾.

Weniger bedeutungsvoll für das gottesdienstliche Geschehen waren und sind die gestifteten heiligen Messen und die Stiftungen der neueren Zeit. Sie streben in der Regel nicht wie einstmals eine Vermehrung des Gottesdienstes an, sondern sind allein aus der Sorge um das eigene ewige Heil entstanden, so daß heute die meisten gestifteten Messen ad instar der Manualmessen angesehen werden⁴¹⁾.

Das nachstehende Verzeichnis der Stifter oder ihrer Vertreter mit Angabe des Datums der Errichtung und der Änderungen der Stiftungen sowie der Zahl der zu feiernden heiligen Messen ist nicht so sehr als eine Tabelle des jährlich wiederkehrenden Gottesdienstes anzusehen, sondern vielmehr als eine Ehrentafel der gläubigen Stifter.

³⁸⁾ RRBf: B Nr. 8.

³⁹⁾ BAF: A 80, fol. 79 und RRBf: B Nr. 19.

⁴⁰⁾ Visitationsakten des Jahres 1813.

⁴¹⁾ Ihre Zahl betrug vor 1838 30, 1874 nur noch 20, RRBf: B Nr. 8.

Nr. Namen und persönl. Angaben der Stifter	Stiftung errichtet bzw. umgeändert	Bemerkungen
1. Basener, Anton, Pfarrer, † 15. 3. 1832	durch seine Schw. Maria Dittrich aus Guttstadt 19. 4. 1836	1 m. c. jährlich
2. Behrendt, Rudolf, und Ehefrau Julie, geb. Wölki, aus Frauenburg, früher Bischofstein	2. 1. 1893	1 m. c. auf die Dauer von 40 Jahren, dann statt Fürbitten 1 weite- re heilige Messe
3. Bordin, Casimir, Rentier	18. 7. 1896	1 m. c. — 2 m. l.
4. Brandt, Petrus, und Jungfrau Florentine Bähr	7. 7. 1864 u. 30. 7. 1866	1 m. c. und 1 m. l. (RRBF: B Nr. 45, 56)
5. Denniger, Bartholo- mäus, Pfarrer, Commo- rans in Guttstadt, früher Kaplan in Bischofstein, † 13. 10. 1864	12. 4. 1866	2 m. c. und 5 m. l. (RRBF: B Nr. 48)
6. Dittrich, Michael, Pfarrer in Plaßwisch, dann Benefiziat in Braunsberg † 14. 10. 1871	23. 10. 1890	12 m. c.
7. Ernst, Jacob, Stadtkämmerer	20. 7. 1837 Testament v. 17. 6. 1811	38 Mark
8. Ertmann, Johann, Schönfärber	10. 11. 1859	1 m. l. und 1 m. c. (RRBF: B Nr. 38)
9. Feierabend, Elisa- beth, geb. Denniger, Wwe.	26. 1. 1842 1869	12 Mark (RRBF: B Nr. 23)
10. Ganswindt, Andreas Propst, † 16. 4. 1735	9. 3. 1736	(BAF: A 31)
11. Görick, Geschwister Anton, Joseph und Apollonia	29. 12. 1910	1 m. l.
12. Görigk, Joseph, Besitzer in Heinrichsdorf	seit 1795	Manualbenefizium

Nr. Namen und persönl. Angaben der Stifter	Stiftung errichtet bzw. umgeändert	Bemerkungen
13. Günther, Gertrud, Jungfrau, und Eheleute Ratmann Andreas Norden u. Ehefrau Gertrud, geb. Tatzki	6. 11. 1870	5 m. l. und Maiandacht
14. Heck, Michael, Pfarrer, Commorans in Heiligelinde	7. 10. 1853 23. 1. 1879	39 Mark (RRBF: B Nr. 31)
15. Herholz, Theresia, Jungfrau, und Anna Kniffki, Witwe	18. 7. 1889	1 m. l. und 3 m. c.
16. Herrendorf, Besitzer aus Santoppen	seit 1796	Manualbenefizium
17. Herrendorf, Elisabeth, geb. Raffel	26. 5. 1888	1 m. c. und 2 m. l.
18. Herrendorf, Franz	15. 7. 1904	1 m. c. und 2 m. l.
19. Hoppe, Josephine, Rentiersfrau	27. 6. 1904	2 m. c. und 2 m. l.
20. Hoppe, Vinzenz, Pfarrer Benefiziat in Bischofstein	1. 3. 1856	12 m. c.
21. Hoyer, alias Haver, Witwe des Eigentümers Christoph Hoyer	seit 1796 18. 7. 1837 1876	Manualbenefizium 11 m. l.
22. Huhmann, Rosa, Jungfrau	24. 7. 1897	3 m. l.
23. Kaßnitz, Anton und Rosa, geb. Fox, auf Gut Klackendorf	23. 5. 1903	3 m. l. auf 40 Jahre
24. Kaßnitz, Magdalena, geb. Krause, auf Gut Klackendorf	5. 6. 1857	1 m. c. und 2 m. l.
25. Kaese, Agnes, Jungfrau	20. 11. 1843 1869	Stiftungsgut war ein Wohnhaus in der Kirchengasse, das im Jahre 1853 verkauft wurde

Nr. Namen und persönl. Angaben der Stifter	Stiftung errichtet bzw. umgeändert	Bemerkungen
26. Kl u w e , Albert, und Ehefrau Katharina, geb. Kuschki, Ausgedinger	25. 8. 1864	2 m. c. (RRBF: B Nr. 45)
27. K o n n e g e n , Anna u. Elisabeth, Geschwister	24. 8. 1908	1 m. c. und 1 m. l.
28. K o n n e g e n , Franz und Theresia, Eheleute	27. 8. 1901	2 m. c.
29. K r a u s e , Stanislaus und Katharina, geb. Langhanke	4. 5. 1894	2 m. l.
30. K r e b s , Valeska, Arztwitwe	17. 3. 1914	2 m. l.
31. M o s c h a l l , Barbara, geb. G o s s e , Abbaubesitzerin	1. 4. 1865	3 m. c.
32. K r e t s c h m a n n , Joseph, Rentier	17. 3. 1914	1 m. c.
33. K r o l l , Elisabeth, geb. G ö r i g k	18. 7. 1904	1 m. c. und 4 m. l.
34. K ü h n a s t , Andreas und Agnes, geb. Terkowski, Töpfer	28. 3. 1845	1 m. c. (RRBF: B Nr. 25)
35. L i n g n a u , Elisabeth, Jungfrau	18. 7. 1889	1 m. c. und 3 m. l.
36. M a s u t h , Joseph, Rentier	17. 3. 1914	1 m. c.
37. M e l c h e r , Anton, Seilermeister	1. 9. 1856	1 m. c. und 1 m. l.
38. M o s c h a l l , Barbara, geb. G o s s e , Abbaubesitzerin	1. 4. 1865	3 m. c. (RRBF: B Nr. 47)
39. N e u m a n n , Johann, Kaufmann	19. 7. 1837	10 m. c., vermehrt durch seinen Sohn, Domherrn Dr. Joseph Neumann (RRBF: B Nr. 14)
	16. 5. 1849	

Nr. Namen und persönl. Angaben der Stifter	Stiftung errichtet bzw. umgeändert	Bemerkungen
40. N i t s c h , Magdalena, Jungfrau	10. 11. 1879	12 m. c. (RRBF: B Nr. 56)
41. O c h s e n k n e c h t , Magdalena, geb. Wallrath, aus Kiwitten	12. 1. 1893	1 m. c.
42. O e h m , Johann, Propst, † 14. 2. 1753	26. 1. 1759	1 m. c. (Original auf Papier mit Papiersiegel im Pfarrarchiv)
43. P a n t e l , Anna, geb. Konnegen, Ehefrau des Eigentümers Joseph Pantel	2. 1. 1900	2 m. c.
44. P e n q u i t t , Magdalena, geb. Ganswindt, aus der Mühle Voigtshof bei Seeburg	10. 10. 1849	5 m. l.
45. P o h l , Johann, Frei- köllmer, aus Kleinenfeld	seit 28. 9. 1778	Manualstipendium
46. R a a s c h , Katharina, Jungfrau	12. 1. 1893 27. 4. 1894	3 m. c., Vermehrung des Kapitals
47. R a d i g , Anna, Bürgerfrau	vor 1800 19. 7. 1837	schon Manualbenefi- zium, 8 m. c. (RRBF: B Nr. 14)
48. R e s k e , Barbara, geb. Hoppe, Witwe	19. 7. 1837 1918	22 m. c.
49. R o g a l l i , Ulrike, Jungfrau	24. 1. 1857	1 m. c. (RRBF: B Nr. 35)
50. S e t h , Joseph, Propst, † 2. 11. 1880	7. 10. 1881	1 m. c.
51. S o m m e r f e l d , Joseph, aus Klackendorf	16. 4. 1862	1 m. c. (RRBF: B Nr. 35)
52. S c h ö n k e , Rudolf, Pfarrer, Benefiziat in Bischofstein	18. 3. 1906	1 m. c. und 1 m. l.

Nr. Namen und persönl. Angaben der Stifter	Stiftung errichtet bzw. umgeändert	Bemerkungen
53. Sch ö n s e e , Juliana, Witwe	30. 12. 1903	1 m. c. und 1 m. l.
54. S c h u l z , Bartholomäus, Bruder des Propstes, † 15. 6. 1787	29. 5. 1820 1840 19. 3. 1889	28 m. l.
55. S c h u l z , Johann, Kaplan, † 16. 3. 1836	28. 7. 1843	gestiftet von seiner Schwester Elisabeth 1 m. c. (RRBF: B Nr. 24)
56. T h i e l , Gertrud	28. 2. 1856	1 m. c. (RRBF: B Nr. 52)
57. U n g e r , Jacob, Propst, † 23. 8. 1910	29. 12. 1910	1 m. c. und 2 m. l.
58. W e i c h e r t , Maria, Rentiersfrau	14. 10. 1915	1 m. c.
59. W e i ß , Magdalena, Witwe des Fleischer- meisters Vinzenz Weiß	18. 2. 1865	1 m. c. (RRBF: B Nr. 46)
60. W i e n , Therese	11. 6. 1873	2 m. c. (RRBF: B Nr. 55)

Die Pflege des eucharistischen Kultes bekundet sich in den bis heute zahlreich besuchten Sakramentsmessen an den Donnerstagen, den sakramentalen Prozessionen an Feiertagen und dem sog. Vierzigstündigen Gebet in unmittelbarem Anschluß an die Osterfesttage (früher, als noch der dritte Osterfesttag gefeiert wurde, am Mittwoch, jetzt am Dienstag beginnend).

Um das Jahr 1597 war noch ein feierlicher Versehgang üblich. Vier Chorknaben begleiteten den Priester mit zwei Fahnen und zwei Stocklaternen. Dabei sang man das Prozessionslied ‚Homo quidam fecit coenam magnam‘.

Für den Unterhalt einer „Ewigen Lampe“ vor dem Allerheiligsten war eine Stiftung gemacht worden; aus heute nicht mehr festzustellenden Gründen unterblieb aber die Beschaffung der Ampel. - Nach einer Vereinbarung aus dem 18. Jahrhundert waren die Mitglieder der Fleischerzunft zur Lieferung von anderthalb Stein Talg

als Brennstoff für die Ewige Lampe verpflichtet. Als in preußischer Zeit die Abgabe von Talg mit einer Steuer belegt wurde, stellte die Zunft diese Abgabe ein.

Infolge eines Gelübdes des Bischofsteiner Bürgermeisters Lehmann im 18. Jahrhundert wurde an bestimmten Tagen das Sakramentslied „*Laudetur Sanctissimum Sacramentum*“ gesungen. Es war dies keine kirchliche Stiftung, sondern die Erfüllung des Gelübdes, wofür der Kantor und der Schulmeister jährlich die beachtliche Summe von zwei Talern erhielten. Das Kapital war hypothekarisch durch Eintragung auf das Haus Nr. 25 am Markt sichergestellt, wie der Kaufmann Petrus König und der Besitzer des betreffenden Mälzenbräuerhauses vor dem Bürgermeister und Rat der Stadt am 16. März 1787 zu Protokoll gegeben hatten ⁴²⁾.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dieses kurze Lied nach den Motivmessen und auch während der Fronleichnamsoktav gesungen, später, bis in das Jahr 1870 hinein, nach Beendigung des nachmittäglichen Schulunterrichts unter Leitung des Kantors. Heute geschieht dieser Verpflichtung dadurch Genüge, daß bei Sakramentsandachten das Lied von der ganzen Gemeinde gesungen wird ⁴³⁾.

Neben den Stiftungen brachten die Bruderschaften, kirchliche Vereinigungen und die in ihren Eigenarten den Bruderschaften ähnlichen Innungen der Handwerker mannigfaltiges Leben in die Gottesdienstgestaltung der Pfarrkirche zu Bischofstein. Die schon in alter Zeit gegründete Elendenbruderschaft ⁴⁴⁾ war schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit der Bruderschaft der städtischen Schützengilde vereinigt worden, wie aus der Tatsache ersichtlich ist, daß sie damals beide Namen führte ⁴⁵⁾. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts stand diese Bruderschaft in voller Blüte, deren Älteste, die „Gillherren“, in Gegenwart des Rates gewählt wurden. Sie ließ nicht nur ihr eigenes „Gildebier“ brauen ⁴⁶⁾, sondern nahm auch ihre kirchlichen Verpflichtungen wahr, den Unterhalt von vier sog. Weihnachtslichtern und, zugleich im Namen der ganzen Stadt, einer großen Opferkerze. - Alljährlich fand am Montag nach dem Fronleichnamfest das Jahrgedächtnis, das „Begängnis“, statt.

Der Roratebruderschaft gab Bischof Szembek erneuerte Statuten, durch die den Mitgliedern die Pflicht eingeschärft wurde, die Rorate-messen in der Adventszeit zu besuchen und an den gestifteten Ma-

⁴²⁾ RRBf: B Nr. 2.

⁴³⁾ BAF: B, Nr. 45.

⁴⁴⁾ Vgl. MATERN, Die kirchlichen Bruderschaften. - Ferner: F. FALK, Besprechung des Werkes von MÖLLER, Die Elendenbruderschaften, Leipzig 1906. In: Historisches Jahrbuch 30 (1909) S. 322-328.

⁴⁵⁾ BAF: B Nr. 4, fol. 54 ff.

⁴⁶⁾ StA: Ratsbuch, Eintragungen vom 30. April 1719, 20. April 1721, 4. März 1731 und 23. März 1732.

rienmessen teilzunehmen. Die sangeskundigen Roratebrüder sollten auf dem Orgelchor ihren Platz einnehmen, die anderen in der Kirche selbst. Die im Laufe der Jahre zusammengeschrumpften Kapitalien der Stiftung des Domherrn Jacob Stempel erlaubten schließlich nur noch die Feier von 30 Messen, so daß die Bruderschaft im Jahre 1783 beschloß, aus ihrem Vermögen die Voraussetzungen zu schaffen, daß auch an den übrigen 21 Sonnabenden jeden Jahres eine heilige Messe für die lebenden und verstorbenen Mitglieder der Bruderschaft gefeiert werden konnte. Im Jahre 1838 mußte die alte Stiftung auf 17, drei Jahre später auf 15 heilige Messen vermindert werden ⁴⁷⁾.

Zu den besonderen Aufgaben dieser Bruderschaft gehörte auch die Verehrung der Gottesmutter. Die Roratebrüder trugen ihre verstorbenen Mitglieder und deren Angehörige selbst zu Grabe; auf den Sarg wurde dann anstelle des sonst üblichen Kruzifixes eine Statue der Gottesmutter gestellt ⁴⁸⁾.

Am weihnachtlichen Gottesdienst hatten die des Singens kundigen Roratebrüder teilzunehmen - sie hießen Choralisten - und das „*Verbum caro factum est*“ zu singen, anscheinend die als Solopartie herausgestellten Worte des Credo. Die bischöfliche Behörde gab der Bruderschaft am 14. Januar 1836 neue Statuten, die vor allem Anordnungen zur Pflege des Kirchengesangs, der von mindestens zwölf Mitgliedern wahrzunehmen war, enthielten ⁴⁹⁾.

Eine weitere Vereinigung zur Verehrung der Gottesmutter Maria war im Jahre 1706 in der Rosenkranzbruderschaft entstanden; sie unterhielt den Muttergottesaltar und verfügte im 18. Jahrhundert über eigene Kultgeräte und Gewänder ⁵⁰⁾.

Die für Bischofstein im Jahre 1672 in Springborn gegründete Bruderschaft zu Ehren der heiligen Mutter Anna erfreute sich einer regen Beteiligung. Bischofsteiner Bürger stifteten der Wallfahrtskirche in Springborn ein sehr schönes Gemälde dieser viel verehrten Heiligen ⁵¹⁾.

Eine Mäßigkeitsbruderschaft ⁵²⁾ wurde in Bischofstein am St.-Elisabeth-Tag des Jahres 1852, einem gelobten Tag der Kirchengemeinde, eingeführt; ihre Teilnehmerzahl wuchs sprunghaft von 105 auf 627 in einem halben Jahr an ⁵³⁾.

Der am 2. Mai 1858 feierlich gegründete Katholische Gesellenverein stellte aus seinen Mitgliedern bald einen Chor zusammen, der während der gelesenen heiligen Messe um 9 Uhr an den Sonn- und

47) RRBf: B Nr. 15.

48) BAF: B Nr. 53.

49) BAF: B Nr. 37.

50) Vgl. S. 63.

51) Vgl. A. BOENIGK, Kloster Springborn. In: ZGAE 20 (1919) S. 247 f.

52) Vgl. *Errichtung der Mäßigkeits-Bruderschaft im Ermland. In: Erml. Pbl. 22 (1890) S. 37.*

53) BAF: B Nr. 3 (?).

Feiertagen den Gottesdienst verschönerte; durch gemeinsamen Empfang der heiligen Kommunion und bei kirchlichen Veranstaltungen trat er bald in die vorderste Reihe der katholischen Organisationen in Bischofstein. Nach seiner in der Kulturkampfzeit erzwungenen Auflösung übernahm ein neugebildeter kirchlicher Männerchor den Gesang während der sonntäglichen 9-Uhr-Messe.

Der Dritte Orden des heiligen Franziskus wurde im Jahre 1878 erneuert. Im Jahre 1920 bestanden an weiteren religiösen Vereinen in Bischofstein der Jünglingsverein, die Marianische Kongregation, die Altarssakramentsbruderschaft und der Verein der Heiligen Familie.

Im Jahre 1893 hielten drei Kapuzinerpatres eine Volksmission ab, im Jahre 1918 ein Jesuitenpater.

Wallfahrten und Gelobte Tage

Durch Gelübde der ganzen Gemeinde oder einzelner Wohnbezirke waren in Bischofstein wie auch in anderen Gemeinden des Ermlands die sog. „Gelobten Tage“ entstanden ¹⁾.

Am 12. April 1589 wurde die Stadt Bischofstein durch eine Feuersbrunst völlig zerstört, so daß sich selbst für den damaligen Landesherrn, den Koadjutor Andreas Bathory, keine Unterkunft finden ließ ²⁾. Die Bürger der Stadt gelobten nun, in Zukunft den ersten Donnerstag nach dem Pfingstfest als Feiertag zu begehen, um dadurch Gott zu bitten, weiterhin Brandkatastrophen von der Stadt fernzuhalten. An diesem „Gelobten Tag“ war jede knechtliche Arbeit, selbst das Aufzäumen der Pferde, verboten; ein Opfergang fand an diesem Tage statt. - Heute wird dieses Gelübde am Festtag des heiligen Adalbert (23. April) gehalten.

Von April bis November 1662 grassierte in Bischofstein eine ansteckende Krankheit, schlechthin Pest genannt, der mehr als 700 Menschen zum Opfer fielen ³⁾. Darauf wurde das Gelübde gemacht, den ersten Donnerstag nach dem Osterfest ebenso zu begehen wie den ersten Donnerstag nach dem Pfingstfest. - Heute wird dieser Tag am Weißen Sonntag begangen.

Eine gemeinsame Wallfahrt der ganzen Gemeinde nach Heiligelinde wurde schon seit dem Jahre 1640 gehalten ⁴⁾. Bereits am Nachmittag des Dreifaltigkeitsfestes zog die Stadtgemeinde zu Fuß nach Heiligelinde. Aus jedem Haus mußte wenigstens eine Person daran

¹⁾ Die Angaben sind dem Pfarrhausbuch, PA, entnommen.

²⁾ BAF: A 5, fol. 65.

³⁾ Lib. Civ., fol. 149.

⁴⁾ A. KOLBERG, Geschichte der Heiligenlinde. In: ZGAE 3 (1866) S. 92 f.

teilnehmen. Am darauffolgenden Tage wurde einmal in Heiligelinde selbst ein feierlicher Gottesdienst gehalten, zum anderen fand für die in Bischofstein Zurückgebliebenen am Marienaltar ein Bittgottesdienst statt. - Seit dem Jahre 1880 wurde diese Wallfahrt auf einen Tag beschränkt ⁶⁾ und im Jahre 1912 auf den Festtag von Christi Himmelfahrt verlegt.

Die Dörfer Damerau und Gerthen machten eine Wallfahrt nach Heiligelinde am Sonnabend vor dem Dreifaltigkeitssonntag, allerdings ohne Begleitung eines Geistlichen. Am Festtag selbst nahmen sie am Gottesdienst in der Heiligelinder Kirche teil ⁷⁾.

Im Jahre 1666 gefährdeten andauernde Regengüsse das Einbringen der Ernte. Die Stadtgemeinde, also die innerhalb der Stadtmauern wohnenden Bürger und Einwohner, gelobten daraufhin, am Fest des heiligen Laurentius (10. August) eine Wallfahrt nach Springborn zu machen. In den Jahren 1826 bis 1841, in denen das Kloster Springborn mit Kirche durch die preußische Regierung jeder gottesdienstlichen Benutzung entzogen war ⁷⁾, wurde dieser Opfergang am gleichen Tag zur Sankt-Michaelis-Kirche gehalten ⁸⁾.

Die Bewohner des Stadtteils Ziegelberg hatten wegen einer Feuersbrunst eine Wallfahrt auf den Tag Mariä Heimsuchung (2. Juni) gelobt. Heute wird diese Wallfahrt nach Springborn am darauffolgenden Sonntag gehalten.

Am Sankt-Anna-Fest (26. Juli) pilgerten die Bewohner der zum Kirchspiel gehörenden Landgemeinden nach Kloster Springborn ⁹⁾. Weder der Pilgerzug der Ziegelberger noch der der Landgemeinden wurde von einem Geistlichen begleitet.

Die Vorstadt (Strowangen) hielt am Fest des heiligen Michael (29. September), später am Sonntag der öffentlichen Feier, einen Opfergang von der Pfarrkirche zur Michaeliskirche, wobei barfüßige Mädchen die Opferkerzen trugen. Dieser Bußgang war einst zur Abwendung der Pestgefahr gelobt worden.

In der Zeit von November 1721 bis zum Rochusfest (16. August) des folgenden Jahres ging fast der gesamte Viehbestand der Stadt, ca. 1600 Stück Groß- und Kleinvieh, an einer Seuche zugrunde. Der Rat versprach in einem am 12. Juni 1722 im Liber Civitatis schriftlich niedergelegten Gelübde die Erhebung des Rochus-Tages zum Feiertag, einen Opfergang mit Kerzen vom Rößeler Tor zur Pfarrkirche sowie drei zusätzliche Fasttage, jeweils an einem Mittwoch. Schon ein halbes Jahr vorher hatte der Magistrat durch ein Gelübde die Gnade Gottes zu erleben versucht. Der Feiertag des heiligen Rochus

⁵⁾ PA: Pfarrakten, ohne Nummer.

⁶⁾ Visitationsakten des Jahres 1839.

⁷⁾ A. BOENIGK, Kloster Springborn. In: ZGAE 20 (1919) S. 281, Anm. 1 und S. 300 ff.

⁸⁾ PA: Pfarrakten 1826.

⁹⁾ Visitationsakten des Jahres 1842.

wurde später auf den jeweiligen Sonntag nach dem Festtag des Heiligen verlegt; die Prozession zur Pfarrkirche ist inzwischen eingestellt worden.

Wegen der im Jahre 1848 ausgebrochenen Cholera in Bischofstein wurde gelobt, auf die Dauer von 50 Jahren einen Opfergang vom Hospital nach der Pfarrkirche am Feste der heiligen Elisabeth (19. November) zu machen und an diesem Tag alle knechtlichen Arbeiten ruhen zu lassen. Dieser Opfergang, später auf das Fest Mariä Opferung verlegt¹⁰⁾, dann auf den Festtag des heiligen Apostels Andreas (30. November), wurde auch nach Ablauf des Jahres 1898 beibehalten. Bereits 1859 hatten 43 Männer aus der Vorstadt bei der kirchlichen Behörde einen Antrag auf Beibehaltung dieses Opferganges gestellt¹¹⁾. Während des Kulturkampfes versuchten die antikatholisch eingestellten Schulaufsichtsbehörden, die Teilnahme der Schulkinder am Gottesdienst an diesem Tag einzuschränken, wie auch am Fest der heiligen Elisabeth und des Diözesanpatrons, des heiligen Apostels Andreas¹²⁾.

Die Bewohner des Dorfes und der Güter Klackendorf wallfahrten nach alter Gewohnheit am Donnerstag in der Oktav des Kirchweihfestes (nach dem ersten Sonntag im Monat August) zum Blutaltar der Pfarrkirche. Später entrichtete die Dorfgemeinde jeweils zwei Kerzen am Donnerstag nach dem St.-Michaelis-Tag und am Freitag nach dem städtischen Herbstjahrmarkt, der gewöhnlich um die Mitte des Monats Oktober stattfand. Im Jahre 1874 wurden diese Opfertage auf den jeweiligen folgenden Sonntag verlegt¹³⁾.

Das Dorf Damerau brachte nach altem Brauch zum Osterfest vier Wachskerzen zur Pfarrkirche¹⁴⁾.

Die Kosten für die Wallfahrten der Stadtgemeinde nach Heilige-
linde und nach Springborn wurden als öffentliche Angelegenheiten von der Stadtkasse getragen. Der Magistrat bezeichnete in einer Erklärung vom 12. Juni 1737 die Beobachtung und Durchführung der Gelobten Tage als eine selbstverständliche Pflicht eines jeden Bürgers. Der Schulmeister, der Kantor und der Glöckner erhielten aufgrund eines Ratsbeschlusses vom 15. Januar 1721 für die Teilnahme

¹⁰⁾ Durch eine königlich-preußische Verordnung war der vorletzte Mittwoch eines jeden Kirchenjahres zum „Buß- und Betttag“ erklärt und zum staatlichen Feiertag bestimmt worden. Die katholischen Bischöfe in Preußen ließen an diesem Tage den Festtag Mariae Opferung oder Darstellung im Tempel, der kalendermäßig auf den 21. November fiel, begehen, vgl. LThK 7 (1962) Sp. 67.

¹¹⁾ PA: Pfarrakten, ohne Nummer.

¹²⁾ Vgl. F. DITTRICH, Der Kulturkampf im Ermland. Berlin 1913, S. 325.

¹³⁾ BAF: B Nr. 6.

¹⁴⁾ BAF: B, Nr. 32. - Weitere Angaben über den Grund und die Entwicklung dieses Opferganges wurden nicht ermittelt. Nur daß einmal auch der Freitag in der Oktav des Kirchweihfestes als Opfertag von Damerau begangen wurde, ist erwähnenswert.

an den beiden Wallfahrten je 1 Fl. aus der Stadtkasse. Dem Propst wurden auf seinen Antrag hin am 24. April 1726 als Honorar die Hälfte des Wertes der Opferkerzen und das gesamte Opfergeld dieser Tage zugesprochen, das bei den für die Wallfahrten durchgeführten Sammlungen eingekommen war. Im Jahre 1726 machte das die Summe von 1 Fl. und 15 Groschen aus. Außerdem erhielt der Propst bei einer Teilnahme an der Wallfahrt nach Heiligelinde 1 Fl., der Kaplan 15 Gr. zur Bespeisung; auch der Gastpater in Heiligelinde ging nicht leer aus; ihm wurden 3 Fl. und den Bursisten ¹⁵⁾ 7½ Groschen gegeben. - Im Jahre 1766 zahlte die Stadtkasse an Auslagen für die beiden Wallfahrten insgesamt 13 Taler und 42 Groschen; darüber hinaus wurden von der Stadt vier Fuhrwerke gestellt, ein Wagen für den Kaplan, einer für den Schullehrer und den Kantor, ein dritter für den Organisten und den Küster, schließlich noch einer für die kirchlichen Geräte, die der Kalkant zu betreuen hatte ¹⁶⁾.

Am 17. März 1829 war die am 23. September 1825 begonnene Verhandlung über die Trennung zwischen der Kirchen- und Stadtgemeinde zu Ende gekommen. Für die Wallfahrten nach Heiligelinde und Springborn hatte die Stadt Bischofstein, so besagte die Vereinbarung, den Geistlichen und den Kirchenbediensteten die bisher gezahlte Remuneration in Höhe von 4 Talern und 27 Silbergroschen für die Jahre 1826 bis 1828 nachzuzahlen und auch in Zukunft regelmäßig zu entrichten ¹⁷⁾.

Regelmäßige Wallfahrten nach Bischofstein zur Verehrung des heiligen Blutes fanden aus den benachbarten Kirchspielen und Dörfern mehrmals im Jahre statt:

Glockstein überbrachte am Freitag nach dem Fest der Beschneidung des Herrn das am Heimatort gesammelte Opfergeld. Am Blutaltar wurde ein gesundes Amt gehalten.

Wuslack wallfahrte am Freitag nach Aschermittwoch aufgrund eines Gelübdes, das im Jahre 1742 bei Ausbruch einer Viehseuche gemacht worden war. Im Jahre 1802 wurde diese Wallfahrt auf den ersten Fastensonntag verlegt. Der Volksmund wußte zu berichten, daß die Viehseuche sofort aufgehört hätte, als die Gemeinde ihr Gelübde zum erstenmal erfüllt hatte.

Teistimmen und die Vorstadt Bischofstein pilgerten am Michaelisfest zur St.-Michaelis-Kirche.

Plausen und Kobeln hatten sich verpflichtet, am Freitag in der Oktav des St.-Michaelis-Tages einen Opfergang zur Pfarrkirche in Bischofstein zu machen.

¹⁵⁾ Vgl. A. POSCHMANN, *Das Jesuitenkolleg in Rößel*. In: ZGAE 24 (1932) S. 855.

¹⁶⁾ PA: Pfarrhausbuch.

¹⁷⁾ PA: Pfarrakten; sie enthalten die amtliche Abschrift dieses Bescheides vom 5. September 1829 an Propst Basner.

Die Bewohner von Schöneberg kamen am Freitag nach dem zweiten Sonntag im Monat Oktober zum Blutaltar nach Bischofstein gepilgert. Ihre Opfergabe betrug im 18. Jahrhundert 6 Fl., wovon 1 Fl. als Intention für die heilige Messe gelten sollte.

Aus den Dörfern Lautern, Wangst und Voigtsdorf kamen Wallfahrer am Freitag nach dem Bischofsteiner Kirchweihfest, dem ersten Sonntag im Monat August, zum Blutaltar.

Aus den benachbarten Kirchspielen kamen überdies viele Gläubige an den abgeschafften Feiertagen ¹⁸⁾ nach Bischofstein; aus diesem Grund wurde im Jahre 1878 jeweils an diesen Tagen am Blutaltar eine heilige Messe um 9 Uhr gefeiert.

Ein öffentliches Gelübde legte im Jahre 1714 der damalige Bürgermeister Michael Lamprecht ab. Eine Feuersbrunst war ausgebrochen, die die ganze Stadt zu vernichten drohte. Da kniete der Bürgermeister vor aller Augen auf dem Marktplatz betend nieder und gelobte der Mutter der Barmherzigkeit und dem heiligen Antonius einen feierlichen Opfergang nach Springborn. Sofort legte sich das Feuer trotz des heulenden Sturmes. Die Wallfahrt wurde am 28. Oktober, dem Festtage der Apostel Simon und Judas Thaddäus, gehalten. Bei dieser Gelegenheit ließ der Bürgermeister die wunderbare Gebetserhöhung in die Hauschronik des Franziskanerklosters Springborn eintragen ¹⁹⁾.

¹⁸⁾ Vgl. dazu: *Festa fori in der Diocese Ermland. In: Erml. Pbl. 6 (1874) S. 81.*

¹⁹⁾ Vgl. BOENIGK, Kloster Springborn, S. 281 f.

Die Handwerkerinnungen

Die Innungen der zahlreich in Bischofstein vertretenen Handwerker sorgten entsprechend ihrem Charakter als religiöse Bruderschaften durch Anniversarien, geschlossene Teilnahme an Gottesdiensten, Stiftung von Kerzen für die ihrer Obhut anvertrauten Altäre und für eine feierliche Ausgestaltung des kirchlichen Lebens¹⁾.

Als Beispiel sei die Schmiedeinnung genannt, deren Statuten vom 12. Mai 1581 ²⁾ die Mitglieder verpflichteten, an Sonn- und Feiertagen mit ihren Frauen dem Hochamt und der Predigt von Anfang bis zum Ende beizuwohnen, vier Kerzen zur Verwendung an den hohen Festen, den sog. Beiertagen ³⁾, bei Begräbnissen von Zunft-

¹⁾ Über die Verbindungen des Handwerks mit der Kirche in den ermländischen Städten vgl. die Monographien zur Geschichte des ermländischen Handwerks von G. MATERN [ZGAE 26 (1938) S. 615].

²⁾ BAF: A 4, S. 64.

³⁾ Beim Beiern werden die Glocken nicht geläutet, sondern durch Schlagen mit einem Hammer auf den Außenrand zum Tönen gebracht.

genossen und bei den Fronleichnamsprozessionen zur Verfügung zu stellen und jeweils in der Fastenzeit ein Begängnis zu halten. Die Innungsmitglieder hatten ihre eigenen Plätze in der Kirche⁴⁾. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab die Neuregelung der Benutzung der Sitzplätze in den Kirchenbänken den Innungen und Gewerken Anlaß, sich ihrer alten Pflichten und Rechte im Gotteshaus zu erinnern, sich diese neu verbriefen zu lassen und sich neu zu organisieren⁵⁾.

Durch Vereinbarungen mit dem Kirchenkollegium verpflichteten sich die Innungen nach alter Gewohnheit, jährlich die Anniversarien halten zu lassen, die Wandkerzen zu liefern und von jedem Jungmeister und Eingekauften einen Taler und zwei Silbergroschen Einschreibegeld an die Kirchenkasse abzuführen. Diese in den Jahren 1857 bis 1859 abgeschlossenen Verträge geben durch Zahlen und Namen der Mitglieder einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des Handwerks in Bischofstein.

Die Schuhmacherinnung besaß eine vom ermländischen Statthalter Eustachius von Knobelsdorff im Dezember des Jahres 1563 genehmigte und durch Bischof Simon Rudnicki am 17. März 1618 bestätigte Rolle⁶⁾. Diesem Gewerk gehörten im Jahre 1692 30 Sitzplätze in den Bänken vor dem Glockenturm, zwei Jahre später noch fünf weitere Bänke. In der neu erbauten Kirche erhielten die Schuhmacher im Jahre 1781 sogar 60 Sitze angewiesen, von denen sie allerdings im Jahre 1832 zehn abgeben mußten. Allein den Meistern dieser Innung gehörten im Jahre 1857 vier Bänke unter der Orgelempore, den Gesellen sechs im Mutter-Gottes-Gang und den Burschen zwei im sog. Kreuzgang. In den Seitenschiffen der Kirche waren dagegen mangels Nachfrage viele Plätze unvermietet geblieben. Durch ein Übereinkommen vom 25. Oktober 1857 erhielten die Schuhmachermeister außer den vier Bänken unter der Orgelempore noch eine weitere Bank, die Gesellen am 5. April des nächsten Jahres noch sechs weitere Bänke im Mutter-Gottes-Gang. Nach der letzten baulichen Veränderung der Kirche im Jahre 1876 mußte die Schuhmacherinnung, die damals noch 19 Mitglieder zählte, eine Bank auf der linken Seite unter der Orgelempore abgeben. Dafür erhielten die Gesellen und Burschen eine zweite Bank im Kreuzgang. Im Jahre 1903 gehörten zu der Innung 16 einheimische und 12 auswärtige Meister, dazu vier Gesellen und Burschen, darüber hinaus noch sog. eingekaufte Mitglieder (Nichthandwerker), für die außer einer Bank im Kreuzgang für die Lehrlinge noch vier unter der Orgelempore zur Verfügung standen.

⁴⁾ In den Visitationsakten des Jahres 1712 werden Einnahmen, wie „pro choro, in quo sodales sunt, 12 Mk“ und „pro choro pannificum 9 Mk“ erwähnt.

⁵⁾ BAF: B Nr. 32.

⁶⁾ BAF: A 11, fol. 101.

Die Kammacherinnung hatte im Jahre 1736 drei Bänke vor der Taufhalle mit sechs Sitzen für 18 Fl. gekauft. Dreizehn Jahre danach erwarb sie noch einen Sitz für 3 Fl. und übernahm dafür die Verpflichtung, für jeden neu eintretenden Meister 3 Fl. an die Kirchenkasse zu zahlen. Im Jahre 1772 wurde noch ein weiterer Sitz für den gleichen Kaufpreis dazugekauft. Ein neuer Vertrag mit der Kirche wurde am 29. Juni 1858 geschlossen. Neun Meister zählte diese Innung im Jahre 1864, die im Jahre 1873 nur noch eine Bank unter der Orgelempore besaß.

Die Fleischerinnung, deren Lade mit dem gesamten Inhalt durch Brand vernichtet worden war, besaß die vierte Bank unter der Orgelempore auf der linken Seite und in der dritten Bank noch zwei Sitze gemeinsam mit der Kammacherinnung. Nach einem Abkommen vom 19. Juli 1858 behielten die Fleischer diese Sitze, wobei sie die Verpflichtung zu deren baulicher Instandhaltung übernahmen. Für die Lehrlinge der Innung hatte sie überdies noch eine Bank im Kreuzgang.

Die Riemer und die Seiler hatten sich zu einer gemeinsamen Innung zusammengeschlossen. Ihnen gehörten nach dem Verträge vom 7. August 1858 die Bänke Nr. 19 und 20 im Kreuzgang. Der Vertrag war von zwölf Meistern unterzeichnet worden; im Jahre 1866 zählte die Innung insgesamt 18 Meister.

Die Kürschner und die Lohgerber bildeten nach einer Übereinkunft vom 3. Januar 1859 ebenfalls eine gemeinsame Innung. Ihr Vertrag war von zwölf Meistern unterschrieben. Dieser neu gebildeten Innung gehörten zwei Bänke im Mutter-Gottes-Gang.

Die Schlosser, die Nagelschmiede und die Klempner bildeten eine gemeinsame Innung. Nach einem Verträge vom 17. April 1859 gehörten dem Gewerk zwei Bänke im Kreuzgang. Gleich den Seilern und Kürschnern hatten die neun Meister dieser Innung vier Wandlichte zu unterhalten.

Das Radmachergewerk mit sechs Mitgliedern behielt nach einer Vereinbarung vom 21. April 1859 seine bisherigen Bänke im Mariengang bei. Zusammen mit den Böttchern standen ihnen dort drei Bänke zur Verfügung.

Die Tischlerinnung zählte im Jahre 1866 neun Meister und verfügte über eine Bank im Mariengang. Das Bäckergerwerk besaß früher einmal vier Bänke, heute nur noch zwei im Mariengang. Das Schneiderhandwerk hatte vier Bänke, das Töpfergerwerk deren zwei.

Um das Verfügungsrecht des Kirchenkollegiums über die Sitzplätze nicht noch weiter einzuschränken, fanden später keine Pauschalvergebungen mehr statt. Die Innungen verloren den Anspruch auf die ihnen zugewiesenen Bänke, wenn sie die von ihnen eingegangenen Verpflichtungen der Kirche gegenüber nicht einhielten. Von sich aus durften die Innungen, wie im Jahre 1796 bereits festgesetzt war, über keine Plätze anderweitig verfügen.

Die ältesten Innungen hatten ihre Zunftrollen in der zweiten Hälfte des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts erhalten, so die Schuhmacher im Jahre 1563, die Töpfer 1579, die Schmiede 1581, die Bäcker 1585, die Tuchmacher, deren es noch im Jahre 1772 über zwanzig in der Stadt gab, 1586, die Kürschner 1587, die Radmacher - im Jahre 1772 waren noch zehn Meister am Werk - 1606 und schließlich die Böttcher im Jahre 1686, wie aus gleichzeitigen Abschriften ersichtlich ist ⁷⁾. Im Jahre 1730 wurden im Sitzungsbuch des Magistrats der Stadt Bischofstein die Gewerke der Schneider, der Grobschmiede, der Tischler, der Radmacher, der Bäcker, der Böttcher, der Kürschner, der Kammacher und der Töpfer genannt. Erloschen sind heute die Gewerke der Grob- und Nagelschmiede und der Schlosser, die nach den Haushaltsplänen der Kirchenkasse für die Jahre 1843 bis 1849 zusammen mit den Riemern und Tischlern über vier Kirchenbänke verfügten, die Tuchmacherinnung, die in der Zeit ihrer Blüte im Jahre 1772 allein in der Stadt 23 Meister nachweisen konnte. Schon zur Zeit der Visitation im Jahre 1712 bildeten die Tuchmacher die zahlenmäßig stärkste und auch vermögendste Innung in Bischofstein ⁸⁾. Sie besaß allein für ihre Mitglieder fünf Bänke. Eingegangen sind ferner die Innungen der Kürschner, Riemer, Seiler und Kammacher.

Heute haben in der Bischofsteiner Pfarrkirche noch eigene Bänke die Innungen der Bäcker, der Böttcher und Radmacher, der Fleischer, der Tischler, Schneider, Schuhmacher und der Töpfer.

Eine eigene Kirchenbank vor dem St.-Valentins-Altar besaß seit ältester Zeit das Gut Strauchmühl ⁹⁾, seit dem Jahre 1860 auch das Gut Klackendorf, unter der Orgelempore. Die Bank der Familie des ehemaligen Bürgermeisters Müller wurde im Jahre 1855 und die des früheren Bürgermeisters Schröter im Jahre 1864 nach dem Aussterben dieser Familien an die Kirche zurückgegeben ¹⁰⁾.

⁷⁾ BAF: A 3, fol. 346, 348, 404, 470; A 7, fol. 343; A 16, fol. 559.

⁸⁾ BAF: B Nr. 21, fol. 54 ff.

⁹⁾ Nach Zusatz 193 zum Ostpreußischen Provinzialrecht hatte jeder neue Besitzer eines Sitzplatzes drei Taler an die Kirchenkasse zu zahlen.

¹⁰⁾ PA: Kirchenetat.

Das Armenhospital Sankt Martin

Vor dem Jahre 1582 schon hatte die Stadt Bischofstein vor dem Heilsberger Tor, außerhalb der Stadteinfriedung, neben dem Weg nach Heilsberg und dem Umwehrungsgraben ein Hospital für die Armen erbauen lassen, das nach dem hl. Bischof Martin von Tours (Festtag 11. November) benannt wurde ¹⁾. Im Jahre 1582 wurde dieses Hospital auf Kosten des Bischofs Kromer und mit Beihilfen

¹⁾ Vgl. G. MATERN, Die Hospitäler im Ermland. In: ZGAE 16 (1910) S. 107.

anderer Wohltäter ausgebaut und vollendet. Der Bischof setzte durch eine Urkunde vom 1. Juli 1582 die Einkünfte für das Hospital fest und gab ihm auch eine Hausordnung ²⁾.

Der erste Hospitalbau bestand aus Bohlen und Fachwerk, war einstöckig und umfaßte einen großen Wohnraum mit zwei anliegenden Kammern, einen Bodenraum und einen gewölbten Keller. Nach der Visitation im Jahre 1726 wurde eine gründliche Ausbesserung beschlossen, die auch zwei Jahre später in Angriff genommen worden ist. Die Stadt hatte die Verpflichtung zur Ausführung dieser Arbeiten übernehmen müssen ³⁾.

Mit dem Baumeister Eustachius Susnowski schloß der Magistrat am 16. Juni 1728 einen Vertrag über die Maurerarbeiten am Hospital ab, „... daß er den Giebel mauern soll mit einem Krepddach, darin ein Fach zum Bild und eine Linie zum Vers soll gelassen werden. Von beiden Seiten sollen zwei kleine Fenster sein, und soll alles Fachwerk wohl vermauern. In zwei Stübchen zur linken Hand soll er zwei Schornsteine aufführen, auch einen auf dem Stübchen der Frau Margenfeld, schön an der Seite. Die Stübchen und Kämmerchen sollen mit Latten verschlagen und gut abgeputzt werden. Den Giebel und das ganze Hospital soll er grau abputzen, das Fachwerk weiß und den großen Schornstein soll er allenthalben, wo er immer baufällig, verbessern und die Schwellen untermauern“.

Er erhielt für seine Arbeit aus der Stadtkämmerei 100 Mark in bar, ferner einen Scheffel Korn und zwei Scheffel Malz. Am gleichen Tage vereinbarte die Stadt mit dem Schneider (?) Johann Nieswandt die Anfuhr der zum Bau erforderlichen Ziegel, des Sandes und der Lehmmengen für insgesamt 60 Mark.

Um den gemeinsamen Wohnraum, der nur durch ein Fenster erhellt wurde, befanden sich neun anliegende Schlafkammern. Die Wände nach dem Heilsberger Tor und dem Wuslacker Weg hin waren gemauert, die beiden andern bestanden aus Fachwerk. Das ganze Haus befand sich aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder in einem baufälligen Zustande ⁴⁾.

Im Jahre 1814 wurde ein neues Hospitalgebäude errichtet, einstöckig, massiv gebaut, mit Pfannen gedeckt, 30 Fuß lang und 36 Fuß breit, mit drei Stuben ⁵⁾.

Der letzte Neubau des Gebäudes entstand im Jahre 1855/56 nach dem völligen Abbruch des alten Hauses ⁶⁾. Damals wurde ein 12,40 Meter langes und 11,16 Meter breites einstöckiges Gebäude gebaut,

²⁾ Abschrift im Lib. Civ., S. 224 f.

³⁾ StA: Sitzungsbuch des Magistrats mit dem Protokoll vom 9. April 1728.

⁴⁾ PA: Pfarrbuch, S. 9. - Visitationsakten des Jahres 1791 und Bericht aus dem Jahre 1796.

⁵⁾ RRBf: Nr. 1.

⁶⁾ PA: Pfarrakten I, 1 und IV, 2.

dessen Wände massiv und dessen Dach mit Pfannen gedeckt war. Es umfaßte einen Flur und fünf heizbare Räume, von denen einer als Wohnraum für die männlichen und einer als Wohnraum für die weiblichen Insassen bestimmt war, ein weiterer als Betraum, einer als Küche und schließlich das Giebelzimmer als Wohnung für weibliche Hospitalanwärterinnen. Die Baukosten wurden nicht von der Stadt, sondern von der Kasse des Hospitals getragen, die aus ihren Kapitalien 773 Taler aufbrachte, während der Rest in Höhe von 994 Talern durch Wohltäter gestiftet wurde. So spendeten die aus Bischofstein stammenden Domherren Schröter, Neumann und Thiel 500 Taler, eine Wohltäterin 384 Taler, der Kirchenprovisor Ganswind 50 Taler.

Der Hofraum, der vor allem als Holzplatz diente, wurde im Jahre 1856 durch den Bau eines Stallgebäudes von 17 Fuß Länge und 20 Fuß Breite erweitert, das im Jahre 1896 massiv ausgebaut wurde.

Schon zu Zeiten des Bischofs Kromer verfügte das Hospital über einen Gemüsegarten, den der Bischof geschenkt hatte; er lag auf dem vor der Stadt liegenden Anger. In den Visitationsakten des Jahres 1597 wird dieser Garten erwähnt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörte zum Hospital ein weiterer Gemüsegarten, 37 Quadratruten groß, in der Nähe der Marthakapelle gelegen. Einige Jahre vorher hatte das Hospital gegen einen Grundzins von einer Mark den zwanzig kulmische Quadratruten großen Schießgarten der Schützenbruderschaft erworben, worüber am 2. September 1788 ein Vertrag abgeschlossen wurde. Ein Jahrhundert später, im Jahre 1895, wurde diese Landfläche nördlich des Hospitals durch Zukauf eines bisher öffentlichen Wegestückes, 18 mal 9 Fuß groß, gegen Zahlung von einer Mark vergrößert, wodurch eine Vereinigung mit dem südlich des Hospitalgebäudes liegenden Hofraum erfolgen konnte. Seitdem erstreckt sich das Hospitalgrundstück von der Heilsberger Straße zwischen der Schönwalder Straße und dem im Jahre 1870 zugeschütteten Umwehrungsgraben bis zum Krankenhause hin. Im Jahre 1900 wurde noch ein weiteres Gartenstück, 461 qm groß, zwischen der Schönwalder Straße, einem Pfarrgarten, der Bartensteiner Chaussee und dem Grundstück der Geschwister Brandt gelegen, für 900 Mark von dem bisherigen Eigentümer Kniffki angekauft, ein Jahr später von dem Bauern Franz Goerigk im Wuslacker Wald eine 766 qm große Wiese.

Als um das Jahr 1840 eine Witwe Apollonia Drews in das Hospital aufgenommen werden wollte, brachte sie anstatt des Einkaufsgeldes in Höhe von 20 Talern ein Landstück im Schönwalder Feld ein. Nach dem Separationsrezeß vom 8. Juni 1849 war dieses Gebiet drei Morgen und 75 Quadratruten groß.

Im übrigen bestanden die Einkünfte des Hospitals aus einer Marktgabe, aus Holzlieferungen, Almosen, Erbschaften und Schen-

kungen. Die Fleischer, die ihre Waren auf dem Bischofsteiner Markt feilhielten, mußten nach den Bestimmungen des Jahres 1582, die auf eine Beschwerde des Magistrats hin ⁷⁾ am 11. Dezember 1719 durch Bischof Potocki erneuert wurden ⁸⁾, für jeden Ochsen einen Groschen, für jedes Kalb sechs Pfund Fleisch, für jedes Schwein einen halben Groschen oder auch sechs Pfund Fleisch an das Hospital entrichten. Trotz der Verfügung des Jahres 1719 wurden die auferlegten Abgaben nur widerwillig geleistet. Der Magistrat mußte dem Fleischhauergewerk im Jahre 1721 damit drohen, er werde es in eine Geldstrafe nehmen müssen, wenn in Zukunft die Lieferung an das Hospital nicht regelmäßig und ordentlich erfolgen würde ⁹⁾. Der Propst machte der Innung den Vorschlag, in Zukunft anstatt der Lapatschengelder an das Hospital jährlich anderthalb Stein Talg an die Pfarrkirche als Brennstoff für die ewige Lampe zu liefern.

Mit der Brennholzlieferung an das Hospital waren durch Bischof Kromer die Dörfer Klackendorf, Damerau sowie alle Ortschaften, die Waldanteil am Lackmühlenwald hatten (Fürstenau, Glockstein, Plößen, Bischdorf, Wuslack, Plausen, Trautenau und das Gut eines gewissen Spannenkrebs, das heutige Gut Schwedhöfen) belastet worden. Jeder Einwohner von Klackendorf und Fürstenau sollte künftig nach alter Diözesangewohnheit das eigentlich dem Lehrer seiner Pfarrkirchschule zu leistende Fuder Holz an das Hospital liefern; für die Bauern in Klackendorf wurde diese Verpflichtung auf ein Gesuch ihres Gutsherrn Christoph von Troschki im Jahre 1598 auf jährlich zehn Fuder ermäßigt ¹⁰⁾. Später hörte diese Lieferungsverpflichtung ganz auf. Fürstenau wurde noch zu Amtszeiten des Bischofs Kromer nach Prossitten eingepfarrt, ohne daß dabei ein Ersatz für die Holzlieferung geschaffen wurde. Glockstein, Plößen, Bischdorf, Wuslack und Plausen hatten je zwei Fuder, Damerau und Trautenau wegen ihres geringen Waldanteils nur je ein Fuder und Schwedhöfen alle drei Jahre ein Fuder Holz an das Hospital zu liefern ¹¹⁾. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten Klackendorf, Fürstenau und Bischdorf - des letzteren Waldanteil war inzwischen an Rosenschön gefallen - ohne Angabe von Gründen ihre Holzlieferungen eingestellt. Als die kirchlichen Behörden endlich im Jahre 1849 Ermittlungen über die unterlassenen Verpflichtungen anstellten, mußten sie wegen inzwischen erfolgter Verjährung des Anspruchs auf gerichtliche Maßnahmen verzichten. Die Hufenbesitzer von Glockstein hatten nach einer Entscheidung des Preussischen Domänen-Justiz-Amtes zu Rößel vom 17. Juli 1810 jährlich zwei vierspännige Fuhren oder vier Schlitten-

7) StA: Sitzungsbuch, Protokoll vom 26. November 1718.

8) BAF: A 26, fol. 419.

9) StA: Sitzungsbuch, Protokoll vom 21. November 1721.

10) BAF: A 5, fol. 528.

11) V. RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 19 (1916) S. 270.

ladungen Holz an das Hospital zu liefern¹²⁾. Diese Verpflichtung wurde auf Grund einer Entscheidung des Kreisgerichts vom 23. April 1868 am 11. August des gleichen Jahres in das Grundbuch eingetragen und am 15. Juni 1869 durch Rezeß in eine Roggenrente von zwei Scheffel 6,4 Metz umgewandelt. Die Ablösung durch andere Verpflichtungen - so auch bei Rosenschön - wurde im Jahre 1873 eingeleitet. Als Gegenleistung für ihre Lieferungen hatten die Dörfer Anspruch auf Aufnahme ihrer Ortsarmen in das Hospital, wobei man mit ein bis zwei Personen je Ortschaft rechnete¹³⁾. Anstelle der abgelösten Verpflichtungen zur Holzlieferung bezog das Hospital künftig 1200 Mark und statt der Roggenrente 19,25 Mark.

Bischof Kromer hatte bestimmt, daß ein noch rüstiger Hospitalit an den Sonn- und Feiertagen und an den Freitagen die Almosen mit einem Korb von Haus zu Haus einsammeln sollte; der Ertrag wurde gleichmäßig an alle Insassen verteilt. Geldalmosen sollten an den Markttagen und Patrozinienfesten mit einer Sammelbüchse erbeten und dann den Vorstehern des Hospitals, den sog. Provisoren, zur Verteilung übergeben werden. Was der einzelne Hospitalit für sich sammelte, durfte er behalten. Im Jahre 1609 ordneten die Visitatoren an, daß ständig ein Insasse vor dem Hospital sitzen und die Vorübergehenden durch Läuten eines kleinen Glöckchens um ein Almosen bitten sollte. Später erging die Anregung, vor dem Hause selbst einen Opferstock anzubringen.

Solange das Hospital nur ein geringes Vermögen besaß, lebten die Insassen fast nur von milden Gaben. Die christliche Nächstenliebe öffnete die Herzen und Hände der Bischofsteiner Pfarrkinder weit für ihre Armen. Aus Stadt und Land brachten sie Fleisch und Gemüse herbei, Brot holten sich die Insassen in genügender Menge bei den wöchentlichen Umgängen in der Stadt. Und auch ein Hastrunk fehlte nicht. Manche Gabe erhielten sie auch an der Kirchenpforte. Im Notfalle halfen die Provisoren, denen es im Jahre 1609 ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden war, nicht erst zu warten, bis die Armen über Mangel an Nahrungsmitteln klagen mußten, sondern sie sollten sich selbst darum kümmern. Die Provisoren ließen im beginnenden 17. Jahrhundert in der Fastenzeit regelmäßig zwei bis drei Mal dem Hospital ein Fischgericht zukommen.

Hundert Jahre später war das Vermögen des Hospitals schon so angewachsen, daß den Hospitaliten festgesetzte Lebensmittelmengen zu bestimmter Zeit geliefert werden konnten. So erhielt im Jahre 1726 jeder Insasse des Hauses zu Monatsbeginn einen Gulden Taschengeld, Salz in beliebiger Menge; einmal im Jahre wurden jedem ein Faß Tafelbier sowie zwei Pfund Schmalz ausgehändigt. In der Fastenzeit gehörte je Person die Lieferung von drei Scheffel Gerste

¹²⁾ PA: loses Blatt.

¹³⁾ BAF: B Nr. 45.

zur Grützenherstellung zu den Ansprüchen. Einmal im Jahre wurde auch jedem Insassen ein Paar Pantoffeln gegeben, dem sog. „Spittelvater“ und der „Spittelmutter“, den Senioren oder Sprechern aller Hospitaliten, sogar zwei Paar.

Die Provisoren teilten auch noch vier Jahrzehnte später an die Hospitaliten Geld- und Sachwerte aus: je Person eine Mark und zehn Groschen, zwei Pfund Schweinefett, Pantoffeln und in teuren Zeiten auch noch Zucker, Erbsen und Gerste. Zweimal in der Woche durften die Insassen um Almosen bitten.

Im 19. Jahrhundert wurden die Lebensmittellieferungen im Zuge der allgemeinen Geldwirtschaft in Geldbezüge umgewandelt. So erhielt im Jahre 1834 jeder Hospitalit statt des Salzes vierteljährlich fünf Silbergroschen, statt des Schmalzes 20 Silbergroschen, statt der $\frac{3}{4}$ Scheffel Gerste, der $2\frac{1}{2}$ Scheffel sog. Kaffeegerste und der $2\frac{1}{2}$ Scheffel Erbsen insgesamt 11 Taler, dazu noch statt der Pantoffel 15 Silbergroschen. Für den Ankauf von Gemüsesamen wurden 6 Silbergroschen ausgegeben, für die Bearbeitung der Gärten 1 Taler und 10 Silbergroschen. Die Aufbesserung des Lebensunterhalts verdankte das Hospital in erster Linie frommen Stiftungen; die aus Bischof Kromers Zeiten stammende Bestimmung, daß die von den Hospitaliten eingebrachte Habe nach deren Tode in das Eigentum des Hospitals übergang, trug auch in bescheidenem Maße zur Vermögensvermehrung bei.

Das älteste Vermächtnis, das dem Hospital zufiel, 48 Mark, war das aus dem Jahre 1597¹⁴⁾. Die Hospitalrechnung des Jahres 1609 verzeichnet als Einnahmen u. a. 29 Mark und 14 Pfennig Zinsen, 323 Mark noch ausstehende Erbgelder, die jährlich mit 18 Mark getilgt werden, 31 Mark und 5 Groschen angefallene Vermächtnisse und weist als Bestand 10 Mark ausgeliehenes Geld und einen Barbestand von 22 Mark und 17 Groschen aus¹⁵⁾. Um das Jahr 1770 betrug das Barvermögen des Hospitals etwa 10 000 Mark, wie das Pfarrbuch ausweist, im Jahre 1797 sind 1679 Taler und 40 Groschen zu 6 %, 573 Taler und 30 Groschen zu 4 % und 200 Taler zu $2\frac{1}{2}$ % ausgeliehen; im Jahre 1834 macht das Kapital insgesamt genau 2697 Taler, 26 Silbergroschen und 8 Pfennig aus.

Eine größere Zuwendung erhielt das Hospital im Jahre 1761 aus dem Nachlaß des Propstes Oehm in Höhe von 200 Fl.¹⁶⁾

Der im Jahre 1774 in Bischofstein geborene, am 21. September 1844 in Guttstadt verstorbene frühere Pfarrer von Krekollen, Michael Lossau, vermachte durch sein Testament vom 3. April 1843 den Betrag von 500 Talern für Hospitalsanwärter. Pfarrer Hoppe aus

14) BAF: B Nr. 4, fol. 54 ff.

15) Die Abschrift der einzelnen Rechnungsposten in den Visitationsakten des Jahres 1609 ist sehr nachlässig angefertigt worden.

16) PA: Original des Testaments.

Lautern, der erste Benefiziat in Bischofstein, schenkte im Jahre 1845 einen restierenden Dezem im Werte von 91 Talern dem Hospital, Pfarrer Seth 1500 Mark und Benefiziat Schulz aus Bischofstein im Jahre 1900 die Summe von 1000 Mark.

Nicht unerwähnt dürfen die Zuwendungen bleiben, die dem Hospital von Frauenburger Domherren zuflossen, die in Bischofstein geboren waren. Domherr Anton Thiel schenkte am 3. Januar 1860 den Betrag von 1500 Mark, Domherr Neumann in den Jahren 1854 und 1859 sowie 1861 eine Summe von 3600 Mark für Bauten und Reparaturen der Gebäude, außerdem für die Verbesserung der Inneneinrichtung 1500 Mark ¹⁷⁾.

Über die Aufnahme in das Hospital entschieden stiftungsgemäß die Provisoren. Alte Leute aus der Stadt und aus den Dörfern, die zur Holzlieferung verpflichtet waren, konnten sich um Aufnahme bemühen. Sie sollten sich, wie die Visitatoren wiederholt angeordnet hatten, dem Pfarrer gegenüber als gute Christen ausweisen und erfahren in den Grundwahrheiten des Glaubens sein; vor ihrer Aufnahme in das Hospital sollten sie die heiligen Sakramente empfangen.

Die Zahl der Hospitalinsassen war in den ältesten Zeiten nicht festgesetzt worden. So lebten im Jahre 1597 neun Insassen, 1609 ein Mann und vier Frauen, 1622 acht Personen, im Jahre 1712 drei Männer und acht Frauen, 1726 außer den zahlenmäßig nicht angegebenen Männern noch zehn Frauen im Hospital, sieben Jahrzehnte später wurden vier Männer und zehn Frauen gezählt. Im Jahre 1814 war die Zahl der männlichen Insassen auf 14 gestiegen gegenüber nur sechs Frauen, 1834 waren es vier männliche und zehn weibliche Hospitaliten. Diese durch die Wohn- und Unterhaltsverhältnisse begrenzte Zahl wurde später auf 15, zwölf Insassen und drei Anwärter, erhöht.

Schon in der Hausordnung des Jahres 1582 waren den Insassen das tägliche gemeinsame Gebet morgens und abends, der tägliche Besuch der heiligen Messe und der Sakramentenempfang an den höheren Festtagen zur Pflicht gemacht worden. Zur Besorgung des Haushalts sollte nach der gleichen Ordnung eine noch rüstige Hospitalitin bestimmt werden. Sie hatte die gemeinsame Küche zu führen, die Kranken zu bedienen und den Provisor über alle Vorgänge im Hause zu informieren. Von den Männern mußte später ebenfalls einer eine ähnliche Stelle bekleiden.

Die Verwaltung der Einkünfte und die Aufsicht über das Hospital übte nach der Kromerschen Ordnung der Rat der Stadt durch zwei von ihm auf Lebenszeit gewählte Provisoren aus. Einer von ihnen mußte dem städtischen Ratskollegium angehören. Mit dem Erlöschen der städtischen Aufsicht über alle kirchlichen Stiftungen ging das Amt des Provisors gänzlich an von der Kirche zu bestimm-

¹⁷⁾ Stiftungen vom 2. April 1854, 9. April 1859 und 2. Juli 1861.

mende Personen über; seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bereits leiteten der Pfarrer und ein von diesem zu bestimmender Provisor die Angelegenheiten des Hospitals. Gegenüber Ansprüchen der königlichen Regierung vom 12. April 1832 erklärte das Bischöflich-Ermländische Generalvikariat unter dem 10. Juli des gleichen Jahres, daß das Hospital weder der mittelbaren noch unmittelbaren Aufsicht durch den Magistrat unterstünde. Die Stadt hätte weder bei der Ernennung der Hospitalprovisoren, bei der Aufnahme von Bewerbern noch bei der Vermögensverwaltung irgendwie mitgewirkt. Das Aufsichts- und Direktionsrecht der kirchlichen Behörde über alle milden Stiftungen im Bistum Ermland sei durch ein Hofreskript vom 10. April 1783 ausdrücklich anerkannt worden. Schon Bischof Kromer hätte die Absicht gehabt, dem Armenhospital zugleich die Bestimmung als Krankenhaus zu übertragen. Er hatte verordnet, daß neben den Armen auch kranke Knechte und Mägde, wenn sie keine ansteckenden Krankheiten hätten, zur Pflege aufgenommen und nach ihrer Genesung wieder entlassen werden könnten. Sollte einer dieser Patienten während des Aufenthalts in dem Hospital sterben, so sollte seine Habe dem Hospital verbleiben.

Heute steht das Hospital in Verbindung mit dem vom Geheimen Sanitätsrat Dr. med. Engelbrecht im Jahre 1869 gestifteten Krankenhaus zu Bischofstein und wird seit dem Jahre 1895 von Katharinen-schwestern geleitet, die diese Aufgabe neben der Krankenpflege im Krankenhaus versehen. Das preußische Kultusministerium hat unter dem 13. Oktober 1893 die Genehmigung dazu erteilt.

Andere karitative Stiftungen

Der im Jahre 1807 in Bischofstein geborene, am 14. Oktober 1871 in Braunsberg gestorbene ehemalige Pfarrer von Plaßwich, Michael Dittrich, machte am 23. Oktober 1860 eine kirchliche Stiftung zur Beschaffung von Gebetbüchern für Kinder, die aus der Schule entlassen wurden, zur Unterstützung von Hausarmen und zur Gewährung einer Heiratsbesteuer für ein katholisches Dienstmädchen „von recht guter Führung“.

Domdechant Neumann stiftete außer der Zuwendung für das Hospital noch die Summe von 4500 Mark zur Unterstützung von zehn weiblichen, über 40 Jahre alten Hausarmen aus dem Bürgerstande, wobei Witwen mit minderjährigen Kindern und Verwandte des Stifters den Vorzug haben sollten. Weiter stellte er ein Kapital von 7500 Mark zur Verfügung, dessen Zinsen zu Geschenken an Kinder bei deren erster heiliger Kommunion, zur Beschaffung von Katechismen, Schul- und Gebetbüchern sowie Kleidungsstücken für arme und fleißige Schulkinder dienen sollten, schließlich auch an Lehrper-

sonen für die freiwillig übernommene Beaufsichtigung der Schulkinder während der Schülermessen verteilt werden konnten. Eine weitere Zuwendung in Höhe von 3000 Mark war zur Unterstützung oder zum Unterhalt armer Waisenkinder beiderlei Geschlechts im St.-Josefs-Stift zu Heilsberg ¹⁾ oder bei zuverlässigen Familien in Bischofstein bestimmt.

Pfarrer Seth spendete die Summe von 1500 Mark zur Unterstützung von fünf Jungfrauen, Witwen und Kranken.

Am 29. November 1867 vermachte die Bischofsteiner Magdalena Neumann der Kirche einen Betrag von 3900 Mark zur Unterstützung von fünf armen bejahrten Jungfrauen ihrer Vaterstadt.

Der am 21. Oktober 1841 in Bischofstein geborene, am 13. April 1917 in Frauenburg gestorbene Domherr Andreas Januskowski stiftete am 1. Februar 1917 ein Kapital von 1000 Mark, dessen Zinsen nach dem Tode seiner Schwester einem „braven katholischen Bürger, Handwerker oder Arbeitermädels ein Jahr nach deren Eheschließung“ zuzuwenden wären.

Das St.-Barbara-Krankenhaus in Bischofstein darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Wie schon oben ausgeführt, wurde es durch eine Stiftung im Jahre 1869 gegründet und war städtisches Eigentum. Nach einem gründlichen Um- und Erweiterungsbau in den Jahren 1923/24 kaufte die Kongregation der Katharinen-schwestern das ganze Anwesen im darauffolgenden Jahre. Im Jahre 1931 waren 75 Betten vorhanden, dazu noch 20 Betten im Isolierhaus. Die ärztliche Versorgung geschah durch die in der Stadt praktizierenden Ärzte, die Pflege hatten die Katharinen-schwestern selbst übernommen ²⁾.

¹⁾ Durch Bischof Geritz im ehemaligen bischöflichen Schloß eingerichtetes Waisenhaus, das vom Jahre 1859 bis zum Jahre 1932 in den historischen Räumen untergebracht war.

²⁾ Vgl. J. STEINKI, *Katholische Caritas und katholisches Vereinswesen in der Diözese Ermland. Braunsberg 1931, S. 22 f.*

Historia parafii Bisztynek

Przedślowie

Oprócz blisko 500 publikacji pióra warmińskiego historyka Eugeniusza Brachvogel ¹⁾, który zmarł 26. lutego 1942 r. w Malborku, istnieje kilka prac tego znakomitego badacza Warmii i postaci Kopernika, które nie zostały opublikowane i prawdopodobnie po wydzeniach roku 1945 zginęły. Zachował się tylko jeden rękopis Brachvogla, a mianowicie historia parafii Bisztynek.

¹⁾ F. BUCHHOLZ, Eugen Brachvogel. Sein Lebensbild und Schriftenverzeichnis. ZGAE 28 (1943) str. 1-42.

Eugeniusz Brachvogel, urodzony 8. października 1882 r. w warmińskim miasteczku Bisztynek, pow. Reszel, opublikował na temat historii swego miasta rodzinnego dwanaście prac ²⁾.

Najobszerniejsza i najbardziej wielostronna z nich nigdy jednak nie została oddana do druku. Autor wykonał tylko kilka odpisów swego rękopisu, które nazwał „typoskryptami“. Jeden z nich z pewnością zadeedykował archiwum parafialnemu kościoła św. Mateusza w swoim mieście rodzinnym. Wspomina o tym w opisie historii miasta Bisztynek, który ukazał się w *Deutsches Städtebuch* ³⁾, wskazując na to, że w wymienionym archiwum znajduje się rękopis jego „Historii parafii Bisztynek“.

Zamierzona publikacja tej pracy z okazji jubileuszu miasta w roku 1935 nie doszła do skutku z powodu niezrozumiałości i intryg funkcjonariuszy NSDAP, którym nie mógł przeciwstawić się nawet nieustraszony nakładca bisztyński i drukarz Gustav Lange.

W r. 1960 archiwum parafialne w Bisztyнку nie posiadało już owego „typoskryptu“ Brachvogla, lecz tylko jeden odpis. Publikacja niniejsza opiera się znów na odpisie z tego odpisu.

Przed oddaniem do druku Brachvogel z pewnością przejrzały jeszcze raz krytycznie swoją pracę. Częściowo rękopis podobny jest do zbioru źródeł i materiałów, częściowo jednak zawiera ustępy wspaniale formułowane, które coprawda znawcą dzieł Brachvogla nie zdołają wprowadzić w zdziwienie. Tekst został gdzie potrzeba zkrócony i stylistycznie przepracowany. Uzupełnienia w tekście i we wykazie literatury wydrukowano kursywnie. Opuszczono kilka niekompletnych rozdziałów oraz rozdziały „Die protestantische Gemeinde“, „Die jüdische Gemeinde“, „Die Pfarrkirchenschule“ i „Neue Chronik“ ⁴⁾.

Znaczenie praca Brachvogla ocenił już Victor Röhrich (1862-1925) ⁵⁾. Na końcu dziesiątego tzn. ostatniego rozdziału swego niezakończonego dzieła - *Historia kolonizacji Warmii* - wskazał on, przedstawiając utworzenie i historię kolonizacyjną miasta Bisztynek, na niektóre źródła pierwotne, przede wszystkim jednak na rękopis Brachvogla: „zachowana w archiwum diecezjalnym we Fromborku i w

²⁾ Tamże, str. 35.

³⁾ *Deutsches Städtebuch*. Wydawca E. KEYSER. Tom I. Stuttgart 1938, str. 29.

⁴⁾ *Historia parafii protestanckiej w Bisztyнку* jest przedstawiona obszernie w dziele J. HASENSTEINA, *Die Entstehung der evangelischen Gemeinden in Ermland, Königsberg 1918*, opis ogólny na temat szkolnictwa w mieście Bisztyнку, opierający się na dalszych źródłach, ukaże się wkrótce. Wydarzenia w lecie roku 1914, przedstawione w rozdziale „Nowa Kronika“, obszerniej opisał ówczesny proboszcz Bisztyńka Anton Tietz w dziele wydanym przez B. SCHWARZA, *Der Feind im Land. Berichte ermländischer Geistlicher über Ostpreußens Russenzeit 1914/1915*, Braunsberg 1915.

⁵⁾ F. BUCHHOLZ, *Geheimrat Dr. Victor Röhrich*. ZGAE 22 (1926), str. 280-307.

archiwum miejskim w Bisztyнку bardzo szczegółową historię parafii Bisztynek w rękopisie Eugeniusza Brachvogla, w której opracowano wszelkie dostępne opublikowane i nieopublikowane materiały źródłowe która informuje o wszystkim, co dotyczy kościołów bisztyńskich" ⁶⁾.

Publikacja pracy Brachvogla w chwili obecnej - około pół wieku po jej powstaniu - wydaje się słuszną dlatego, gdyż jako bogaty zbiór materiałów w międzyczasie nabrała wartości źródłowej.

⁶⁾ V. RÖHNICH, Die Kolonisation des Ermland. ZGAE 21 (1923) str. 337, adn. 1.

The History of the Parish of Bischofstein

Preface

Besides the nearly 500 publications of the Warmian historian Eugen Brachvogel ¹⁾, who died at Marienburg on Feb. 26, 1942, some works of this eminent expert on matters of his native place and on Copernicus have remained unpublished and are likely to have been lost after the events of 1945. There is only one manuscript of Brachvogel's still in existence; it deals with the history of the parish of Bischofstein.

Eugen Brachvogel, born at the small Warmian town of Bischofstein, district of Röbel, on Oct. 8, 1882, has published twelve studies on the history of his native town ²⁾. Yet the most voluminous and extensive one has never been printed. The author had some type-written copies made from the manuscript which he called "Typoskripte". There is evidence that he had dedicated one "Typoskript" of his study to the parish archive of St. Matthew's in his native town.

In his presentation of the town of Bischofstein in the "Deutsches Städtebuch" ³⁾ there is a reference to the existence of a draft of his "History of the Parish of Bischofstein" in the archive.

The printing of this study, planned on the occasion of the town's anniversary in 1935, failed because of a lack of insight and the intrigues on the part of the junior officials of the NSDAP with which even Gustav Lange, the fearless Bischofstein publisher and printer was not able to cope.

In 1960, Brachvogel's "Typoskript" was no longer in existence at the parish archive of Bischofstein; there was, however, a copy of this "Typoskript". This print is based upon a copy of this copy.

¹⁾ Cf. F. BUCHHOLZ, Eugen Brachvogel. Sein Lebensbild und Schriftenverzeichnis. In: ZGAE 28 (1943) pp. 1-42.

²⁾ Ibid., pp. 35 f.

³⁾ Deutsches Städtebuch, ed. E. KEYSER, vol. 1, Stuttgart 1938, pp. 29 f.

Brachvogel no doubt would have proof-read his treatise before allowing it to be printed. There are parts of the manuscript which seem to be a mere compilation of source-material while others reveal a linguistic craftsmanship which does not come as a surprise to those familiar with the works of Brachvogel.

Wherever necessary, the text has been condensed and stylistic improvements have been made; additions to the text and to the bibliographical notes are in italics. Some incomplete passages and the chapters "Die protestantische Gemeinde", "Die jüdische Gemeinde", "Die Pfarrkirchenschule" and "Neue Chronik" have been omitted ⁴⁾.

Victor Röhrich (1862-1925) has already paid due homage to the importance of Brachvogel's study ⁵⁾. At the end of the tenth and final chapter of his unfinished life-work, the history of the colonisation of Warmia, he pointed out a number of primary sources in the section dealing with the history of the foundation and colonisation of the town of Bischofstein. As the most important of these sources he mentions Brachvogel's manuscript, "the hand-written, very detailed and extensive history of the community of Bischofstein by Eugen Brachvogel which makes full use of all available printed and unprinted source-material and provides information about all questions concerning Bischofstein church affairs. This source-material is located at the episcopal archive of Frauenburg and in the town archive of Bischofstein" ⁶⁾.

The printing of Brachvogel's work at the present time, approximately half a century after its genesis, seems justified, since as a rich collection of material it has gained source value in its own right.

⁴⁾ The history of the Protestant community of Bischofstein has been dealt with in detail in J. HASENSTEIN'S book *Die Entstehung der evangelischen Gemeinden in Ermland, Königsberg 1918*. A comprehensive description of education in the town of Bischofstein, with references to further source-material, will be published before long. The events of the summer of 1914, depicted in the chapter "Neue Chronik", have been presented in more detail by the former provost of Bischofstein, Anton Tietz, in B. SCHWARK'S collection *Der Feind im Land. Bericht ermländischer Geistlicher über Ostpreußens Russenzeit 1914/15, Braunsberg 1915*.

⁵⁾ Cf. F. BUCHHOLZ, Geheimrat Dr. Victor Röhrich. In: *ZGAE* 22 (1926) pp. 280-307.

⁶⁾ V. RÖHRICH, *Die Kolonisation des Ermlandes*. In: *ZGAE* 21 (1923) p. 337, n. 1.

INHALTSÜBERSICHT

Vorwort	7
Abkürzungsverzeichnis	9
Der Pfarrbezirk	10
Das Stadtgebiet	10
Die Landgemeinden des Kirchspiels	14
Die Pfarr- und Wallfahrtskirche zum hl. Mathias	19
Die ältere Zeit	19
Das Blutwunder von Bischofstein	28
An- und Umbauten des 18. Jahrhunderts	30
Propst Kasimir Kunigk	33
Der Erweiterungsbau	36
Die Erhaltung der neuen Kirche und ihr letzter innerer Umbau	43
Orgel und Kirchenmusik	56
Bibliothek und Archiv	58
Der Kirchenschatz	60
Die Finanzen für Bau und Unterhalt der Kirche	68
Der Pfarrhof	74
Die Kaplanei	86
Die Sankt-Michaelis-Kirche	87
Der Pfarrklerus und die Kirchenbediensteten	91
Die Pfarrer	91
Die Vikare und Kapläne	96
Die Benefiziaten	101
Kirchenväter und Provisoren	103
Die Küster	105
Kirchliches Leben und Gottesdienstordnungen	106
Wallfahrten und Gelobte Tage	123
Die Handwerkerinnungen	127
Das Armenhospital Sankt Martin	130
Andere karitative Stiftungen	137
Przedslowie	138
Preface	140

Das altpreußische Wort „pannean“ in ostpreußischen Flurnamen

Von Aloys Sommerfeld

Die alten Preußen hatten ihre eigene Stammessprache. Sie bildete mit dem Litauischen, dem Lettischen und dem Kurischen jene kleine Gruppe unter den indogermanischen Sprachen, die wir das Baltische nennen. Im Zuge der Eindeutschung Preußens ist die alte Landessprache ausgestorben. Es war dies ein langsamer, gewaltloser Vorgang, der im wesentlichen auf die ethnische Vermischung der angestammten Bevölkerung mit den deutschen Siedlern zurückzuführen ist. Am längsten hat sich die preußische Sprache im Samland, dem von der Stammbevölkerung am dichtest besiedelten Gau, gehalten. Dort wurde in den Jahren 1545 und 1561 sogar der lutherische Katechismus in die Stammessprache übersetzt und bis ins 17. Jahrhundert hinein in den Kirchen noch preußisch gepredigt. Dennoch ging auch dort die angestammte Sprache mehr und mehr zurück und gilt schließlich Ende des 17. Jahrhunderts als ausgestorben ¹⁾.

Wenn die preußische Sprache auch ausgestorben ist, so ist sie doch nicht spurlos verschwunden. Auf verschiedene Weise hat sie die neue, die deutsche Landessprache beeinflußt und ihr Eigenheiten verliehen, die untrüglich altpreußischen Ursprungs sind. Noch heute erkennt man den Ostpreußen an seiner etwas breiten Aussprache, bei der die Vokale eine Färbung nach a hin erhalten. Auch die häufige, mehrfache Verwendung der Verkleinerungssilbenchen als Ausdruck der Zufriedenheit, der Freude und insbesondere der Zärtlichkeit gegenüber kleinen Kindern ist ein Erbstück der preußischen Sprache. Dabei wird die Diminutivsilbe an die unveränderte Nominalform des Substantivs angehängt, an das Verb oder sogar an das Personalpronomen ²⁾: typische Eigenarten der baltischen Sprachen.

Als weiteres Erbgut aus der preußischen Sprache sind vor allem zahlreiche altpreußische Wörter zu nennen, die in mehr oder weniger veränderter Form in die Sprache der Ostpreußen eingegangen sind. Am häufigsten findet man diese in den Orts- und Flurnamen, wobei

¹⁾ GEORG HEINRICH FERDINAND NESSELMANN, Die Sprache der alten Preußen an ihren Überresten erläutert. Berlin 1845.

²⁾ Beispiele: das Ballche, das Hammerche, das Hundche im Gegensatz zu den hochdeutschen Formen das Bällchen, das Hämmerchen, das Hündchen. Bei den Verben: kommche, nimmche. Bei den Personalpronomen: duche.

allein die Ortsnamen 1945 noch zu 60 Prozent altpreußischen Ursprungs waren.

Die Abänderung der preußischen Wörter erfolgte in der sprachlichen Auseinandersetzung der Siedler mit der einheimischen Bevölkerung. Daß dabei auch die Dialekte der Deutschen, die aus verschiedenen Teilen des Reiches stammten, eine maßgebliche Rolle gespielt haben, ist wohl verständlich. Auf den Einfluß der Mundarten vor allem ist es zurückzuführen, daß von ein und demselben altpreußischen Wortstamm manchmal verschiedene Abänderungsformen entstanden sind. Das stellt den Sprachforscher vor zusätzliche Schwierigkeiten und kann zu Irrtümern verleiten. In der vorliegenden Abhandlung sollen ostpreußische Flurnamen untersucht werden, die aus dem altpreußischen Wort *pannean* entstanden sind.

Pannean heißt auf deutsch Moosbruch und wurde von der deutschen Bevölkerung als Neutrum gebraucht. Die Wortwurzel *pan* ist auch in den anderen baltischen Sprachen zu finden, im Lettischen in *pana* = Pfütze und in *pane* = Mistjauche und im Litauischen in *paniabüdė* = Perlpilz, ein an feuchten Stellen wachsender Waldpilz³⁾.

Pannean oder Moosbrüche gab es in Preußen, dem Moränengebiet zwischen Weichsel und Memel, in großer Anzahl. Sie stellen Relikte verlandeter Gewässer dar. Unter *pannean* haben die Prußen alle Verlandungsformen, vom Sumpfsee bis zum Moorland, verstanden.

Die frühesten Wiedergaben dieses Prußenwortes sind in den Urkunden überliefert. Da die Stammbevölkerung eine Schrift noch nicht kannte, handelte es sich bei den Schreibformen um Wiedergaben, die nach dem Gehör erfolgt sind. Georg Gerullis hat die alten Flurnamen nach den Urkunden bis 1525 in seinem Ortsnamenverzeichnis zusammengestellt. Danach stammt die älteste Schreibform aus dem Jahre 1267, also noch vor dem großen Aufstand, und lautet *Panyen*⁴⁾. Es folgen 1339 *Panyen*, um 1405 „Pangen, Gebiet Wohnsdorf“, 1422 „Panygen, jetzt ein Sumpf, Kr. Pr. Holland“⁵⁾ und im 14. Jahrhundert „Katpanye bei Hohendorf, Kr. Stuhm“⁶⁾.

Wollte man diese altpreußischen Wörter in der ursprünglichen Lautgebung lesen, müßte man berücksichtigen, daß der Laut *j* in Ermangelung eines eigenen Schriftzeichens bis weit in die Mitte des

3) Vgl. ERNST FRAENKEL, Litauisches etymologisches Wörterbuch. Bd. 1. Heidelberg 1962, S. 62.

4) Dazu noch die Schreibformen *pani* und *pany*, PREUSSISCHES URKUNDENBUCH. Bd. 1, Teil 2. Hrsg. von AUGUST SERAPHIM. Königsberg 1909, S. 188 f. Ferner: *panien* (Feld bzw. Gut Spanden, Kr. Pr. Holland), ebd. S. 280.

5) GEORG GERULLIS, Die altpreußischen Ortsnamen. Berlin und Leipzig 1922, S. 114.

6) Ebd. S. 58. – Mit *Kath* bezeichneten die Prußen eine Furt, einen Durchgang durch ein sumpfiges Gebiet. Ebd. S. 57.

16. Jahrhunderts hinein durch i, y oder g wiedergegeben wurde⁷⁾. Hinzu kommt, daß der Wechsel von j zu g und umgekehrt ein ausgesprochen mundartliches Phänomen ist. Während die niederdeutschen Dialekte j bevorzugen, wird in den mitteldeutschen, insbesondere den schlesischen, mit Vorliebe g gesprochen. Diese Erklärung findet ihre Bestätigung in den folgenden Flurnamen.

Im Jahre 1502 verschrieb der Hochmeister Friedrich Herzog zu Sachsen dem Dorfe Falkenau bei Schippenbeil ein Panneye⁸⁾.

Ein Kilometer östlich des Dorfes Fürstenau, Kr. Rößel, erstreckt sich eine 30 Morgen große Moorwiese, aus der bis 1945 an mehreren Stellen Torf gestochen wurde. Sie wurde der Panje genannt. Bemerkenswert ist, daß dieses Panje im Gegensatz zu den anderen maskulin bezeichnet wurde. Neben dem Panje erhebt sich ein 183,5 Meter hoher Berg, der nach der Wiese Panjeberg genannt wurde⁹⁾.

In der Gemarkung Plausen, Kr. Rößel, zieht sich an der Grenze nach Schönwalde ein langgestrecktes Torfbruch, das Panj, hin. Es war unter mehrere Bauern aufgeteilt¹⁰⁾.

Bei den Rittergütern Jäglack, Kollkeim und Skandlack bei Barten, Kr. Rastenburg, die drei Familien Siegfried gehörten, befindet sich ein großes Wiesengelände mit einem Torfbruch, aus dem die drei Güter ihren Torf stachen. Es wurde Panje genannt¹¹⁾.

Ein anderes Panje, diesmal als Ortsname, liegt im Samland. Zu dem Dorfe Kirpehnen, Kr. Fischhausen, gehört ein Vorwerk, das den Namen Panjes hat¹²⁾. Das Vorwerk liegt inmitten eines Moorgebietes, so daß es nach ihm seinen Namen erhalten hat.

Im südlichen Teil des Kreises Bartenstein breitet sich bei dem Dorf Grommels ein weites Moorland aus, zum Teil mit Baumwuchs bestanden und von Torfstichen durchzogen. Sein Name ist Pange¹³⁾.

Zur Gemeinde Linglack im Kreise Rößel gehört ein großer Torfbruch, das sich an den nördlichen Zipfel des Lackmühlwaldes an-

7) JAKOB und WILHELM GRIMM, Deutsches Wörterbuch. Bd. 4, 2. Leipzig 1877, S. 2186.

8) CARL BECKHERRN, Beiträge zur Topografie und Statistik des ehemaligen Amtes Rastenburg. In: ALTPREUSSISCHE MONATSSCHRIFT 18 (1881) S. 405. - Über die von ihm verwendeten Quellen schreibt Beckherrn im Vorwort: „Die nachstehenden Angaben gelten für das Ende des 17ten Jahrhunderts und sind zum größten Theile entnommen der Amtsrechnung pro 1698 - 99.“

9) ALOYS KOMATZKI, Das Kirchdorf Prossitten, Kr. Rößel, mit Begnitten, Fürstenau und Landau. Kisdorf 1966, S. 208.

10) ANTON GREIFENBERG, Plausen, Erinnerungen an ein ermländisches Kirchdorf. Kisdorf 1969, S. 60.

11) Mitgeteilt von Frau Innes Kiehl, geb. Siegfried auf Jäglack, in Köln.

12) OSCAR SCHLICHT, Das westliche Samland. Bd. 2. Dresden 1922, S. 41.

13) KARTE DES DEUTSCHEN REICHES. Großblatt 29 (Allenstein - Heilsberg - Sensburg). Hrsg. vom REICHSAMT FÜR LANDESAUFNAHME. Berlin 1939.

schließt. Es wurde allgemein das Panjebruch genannt ¹⁴⁾. Dort wurde aus großer Tiefe Torf gestochen. Das Gebiet galt seiner zahlreichen alten und neuen Stiche wegen als sehr gefährlich und wurde deshalb von Ortsunkundigen gemieden. 1945 ist eine größere Anzahl von Zivilpersonen auf ihrer Flucht vor der Roten Armee mit ihren Wagen in den Sumpf geraten und hat dort ein grausiges Ende gefunden.

Ein anderes Panjebruch befindet sich etwa 2,5 Kilometer westlich des Dorfes Goldbach, Kr. Wehlau, inmitten des Justener Stadtförstes. Schilf und Binsen, Weidensträucher und Birken, Krüppelkiefern und Blaubeersträucher wuchern dort, und um die Pflingstzeit breiten die Wollgrasblumen mit ihren Blüten einen schneeweißen Teppich über den moorigen Boden. Rohrdommel, Kraniche und Elche gaben sich dort ein Stelldichein ¹⁵⁾.

Die gleiche preußisch-deutsche Doppelbezeichnung Panjebruch war auch bei Kerschen, Kr. Heilsberg, üblich geworden. Aufschlußreich ist, was Röhrich darüber schreibt. „Auch 8 (kulmische) Morgen im See oder Teich Pangen nutzte das Dorf (Kerschen) . . . Der Pangensee war unter der Regierung des Bischofs Johann Stanislaus Sbaški (1688-1697) angestaut worden. Doch schon Sbaškis Nachfolger, Andreas Chrysostomus Zakuski, ließ ihn wieder eingehen wegen der Schäden, die er bei hohem Wasserstand . . . anrichtete, besonders aber, weil der Nutzen, den man sich von ihm versprochen hatte, ausblieb, da die mitten im See gelegene Insel sich mit dem Wasserstand hob und senkte und so die Fische gewissermaßen verschluckte, die in ihrem losen Untergrund stets einen sicheren Unterschlupf fanden.“ Der abgelassene See wurde später Pangebruch genannt ¹⁶⁾.

Scheinbar ganz andere Flurnamen sind von pannean unter dem Einfluß des breslauerischen Dialekts in Bleichenbart, Kr. Heilsberg, in Prossitten, Kr. Röbel, und bei Seeburg entstanden. In Bleichenbart und Prossitten gab es je einen Spanger und bei Seeburg den Spangensee. Etymologisch sind diese Flurnamen bisher noch nicht oder unrichtig gedeutet worden. Im Ortsnamenverzeichnis von Gerullis heißt es: „Spongio See, Spangen See, 1358 Sponge, 1372 Spange, jetzt Spangen See westlich Lokau: lit. spangas = blind“ ¹⁷⁾.

So nah die preußische Sprache mit der litauischen verwandt ist, so wenig haben dennoch die hier angeführten Wörter etwas mit dem litauischen Wort spangas zu tun. Hier ist dem verdienstvollen Gerullis ein Irrtum unterlaufen.

¹⁴⁾ Auf dem MESSTISCHBLATT 636 (neue Nr. 1991), hrsg. vom REICHSAMT FÜR LANDESAUFNAHME, Berlin 1915, wird das Gebiet irrtümlich „Pannenbruch“ genannt.

¹⁵⁾ Mitgeteilt von Herrn Willy Schwermer, Kassel-Oberwehren, der in Uderhöhe (früher Augstupönnen) nahe dem Panjebruch gewohnt hat.

¹⁶⁾ VICTOR RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermlandes. In: ZGAE 20 (1919) S. 147 f.

¹⁷⁾ G. GERULLIS, S. 170.

Nesselmann vertritt nicht die von Gerullis angeführte Wortableitung, er führt die alten Schreibformen lediglich wie folgt als preußische Wörter auf: „spanga, spangen, spango, spanger, sponge, spongi lacus, fluvius“¹⁸⁾.

Trautmann verzichtet überhaupt darauf, diese Wörter in den alt-preußischen Wortschatz aufzunehmen¹⁹⁾. Offenbar hat er sie in ihrer Herkunft nicht für altpreußisch gehalten.

Wie oben bereits angedeutet, sind Spanger, Spangen See usw. auch Ableitungsformen von pannean. In Bleichenbart verstand man unter Spanger eine ausgedehnte Moorwiese im Süden der Gemarkung. Obwohl das Gelände von Entwässerungsgräben durchzogen war, konnte man es doch nicht mit einem schwer beladenen Heuwagen befahren, weil sein Untergrund zu feucht und naß war. Vor seiner Entwässerung muß dieses Gebiet zeitweilig eine große Wasserfläche gebildet haben, denn es wurde auch der Bleichenbarter See genannt. Daran erinnert auch der am Südrand des Spangers befindliche 127 m hohe See-Berg²⁰⁾. Der Bleichenbarter Spanger war ein pannean im vollen Sinne des Wortes.

Der andere Spanger befindet sich im Norden der Gemarkung von Prossitten und gehörte zum größten Teil dem Bauern August Sommerfeld. Dort verstand man unter Spanger zunächst eine große, feuchte Moorwiese, die von ansteigendem Ackerland umgeben ist²¹⁾, dann aber auch die tiefste Stelle des verlandeten Sees im Westteil der Spangerwiese, die in Form eines großen Teiches von erheblicher Tiefe zurückgeblieben war. Das Gewässer war von einem dichten Rohr- und Schilfgürtel umgeben, der dem reichen Fischbestand Zuflucht und mannigfaltigen Arten von Wasservögeln sichere Nistmöglichkeiten bot. - Ganz eindeutig ein pannean im altpreußischen Sinne.

Etwas 10 Kilometer südwestlich von Prossitten breitet sich zwischen den Dörfern Kunkendorf, Lichtenhagen und Walkeim, Kr.

18) GEORG HEINRICH FERDINAND NESSELMANN, *Thesaurus Linguae Prussicae*, Berlin 1873, S. 172. - Mit *rivulus, fluvius spongi* bezeichnete man jenen Teil der Simser, der den Spangen See mit dem Blankensee verbindet, vgl. PREUSSISCHES URKUNDENBUCH. Bd. 3, Teil 2. Hrsg. von MAX HEIN. Königsberg 1944 (Neudruck Aalen 1961), Nr. 516, S. 393, Anm. 1.

19) REINHOLD TRAUTMANN, *Die altpreußischen Sprachdenkmäler*. Göttingen 1970.

20) KARTE DES DEUTSCHEN REICHES. Großblatt 29 (Allenstein - Heilsberg - Sensburg). Hrsg. vom REICHSAMT FÜR LANDESAUFNAHME. Berlin 1939.

21) An den Hängen der Spangerwiese muß sich ein vorgeschichtliches Gräberfeld befunden haben. Wiederholt hätten dort die Bauern beim Pflügen goldene Ringe und Spiralen freigelegt, wie der Vater des Verfassers als Augenzeuge berichtet hat. Leider sind das Gebiet und die Fundstücke wissenschaftlich nie untersucht worden. Vielleicht aber hätte man dort noch interessante Entdeckungen machen können, zumal Prossitten und seine weitere Umgebung bis weit in die Ordenszeit hinein dicht von Preußen besiedelt gewesen waren.

Rößel, der Spangen See aus. Auf den Meßtischblättern ist das Gewässer als stark in der Verlandung begriffen eingetragen, als Sumpfssee²²⁾. In den Commissionsakten von 1788 - 1800²³⁾ wird der Spangen See Spanger genannt, was im Hinblick auf die anderen Spanger bezeichnend für seinen Zustand ist.

Während die beiden Spanger nie in den alten Urkunden erwähnt werden, geschieht dies mit dem Spangen See des öfteren. Am 29. 6. 1305 verschreibt Bischof Eberhard von Ermland den Stammpreußen Astioten und Luten und deren rechtmäßigen Nachfolgern das Feld Gredowy usque ad Riuulum Spongi, et transit ad paludem...²⁴⁾. In der Gründungsurkunde von Kunkendorf vom 13. 4. 1345 erteilt der Vogt Bruno von Luter dem Lokator Cunico Sudowen und seinen rechtmäßigen Nachfolgern das Fischrecht in den Seen Kocen (Kock See) und Spongio²⁵⁾. Am 19. 4. 1348 verschreibt Bischof Hermann von Ermland mehreren Prußen 5 Hufen Land auf dem Felde Wilkekaym (Walkeim) und erteilt ihnen und ihren Nachfolgern das Recht, zu ihres Tisches Notdurft in lacu sponge zu fischen²⁶⁾. Als Bischof Johannes von Ermland am 14. 3. 1355 einigen Stammpreußen 3 Hufen Land in Walkeim, 3 in Potritten und 7 in Wuxtenicken (Lichtenhagen) verschrieb, verlieh er ihnen und ihren Nachfolgern zugleich das Privileg, in lacu Spangen zu fischen²⁷⁾.

Wie oben schon erwähnt, wurde pannean als Neutrum gebraucht. Unter dem Einfluß des Breslauer Dialekts, der auch in Bleichenbart, Prossitten und im Gebiet des Spangen Sees gesprochen wurde, muß das s des Artikels sehr bald mit pannean kontrahiert worden sein. Da in der Breslauer Mundart die Wortendung -er als a gesprochen wird²⁸⁾, wechselte der seines s beraubte Artikel sein Genus, so daß aus da Spanga hochdeutsch der Spanger geworden ist.

In ähnlicher Weise mochte sich auch die Namenswerdung des Spangen Sees vollzogen haben, ein Vorgang, der auch in der Entwicklung von pani bzw. pany zu Spanden im Kreise Pr. Holland eine Parallele haben dürfte.

Abschließend scheint noch ein kurzer Seitenblick auf die Wörter Panjepferd und Panjewagen angebracht. So sehr die Wörter in ihrer Form und dem Sinne nach von dem Wortstamm pannean herge-

²²⁾ KARTE DES DEUTSCHEN REICHES. Großblatt 29 (Allenstein — Heilsberg — Sensburg). Hrsg. vom REICHSAMT FÜR LANDESAUFNAHME. Berlin 1939.

²³⁾ COMMISSIONSAKTEN DES AMTES SEEBURG VON 1788-1800, StA Königsberg im Staatlichen Archivlager Göttingen.

²⁴⁾ CODEX DIPLOMATICUS WARMIENSIS ODER REGESTEN UND URKUNDEN ZUR GESCHICHTE ERMLANDS. Hrsg. von CARL PETER WOELKY und JOHANN MARTIN SAAGE. Bd. 1. (MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, Bd. 1). Braunsberg 1860, S. 230.

²⁵⁾ COD. DIPL. WARM. Bd. 2 (MHW Bd. 2). 1864, S. 50.

²⁶⁾ Ebd. S. 116.

²⁷⁾ Ebd. S. 217.

²⁸⁾ Vgl. z. B.: da Pfarra, da Lehra, da Baua u. a.

leitet zu sein scheinen - wie sehr würden sich das kleine Panjepferd und der dazugehörige leichte Wagen als Gefährt für den weichen Moorboden eignen und hätten also dort beheimatet sein können - so haben sie dennoch damit nichts zu tun²⁹⁾. Das Panje bei Panjepferd und Panjewagen ist der Vokativ des slawischen Wortes pan = Herr. Panjepferd und Panjewagen bilden das Gefährt, womit der Herr zur Stadt, zum Markt fährt.

²⁹⁾ Freundliche Auskunft von Herrn Prof. Dr. Erhard Riemann, der an der Universität Kiel die Bearbeitung des PREUSSISCHEN WÖRTERBUCHES leitet.

Pruskie słowo „pannean“ we wschodniopruskich nazwach terenowych

Streszczenie

Prusowie mieli swój własny język plemienny. Razem z litewskim, łotewskim i kurlandzkim tworzył on ową małą grupę języków indo-germańskich, którą nazywamy bałtyjską. W miarę zniemczenia Prus ich stary język krajowy wymierał, nie znikł jednak bez śladu. Liczne słowa pruskie wniknęły w mniej lub więcej zmienionej formie do niemieckiego języka krajowego. Najczęściej znajduje się je w nazwach miejscowości albo w nazwach terenowych. Tak np. w r. 1945 60 % nazw miejscowości w Prusach Wschodnich było jeszcze pochodzenia pruskiego.

Praca niniejsza analizuje wschodniopruskie nazwy terenowe, pochodzące z pruskiego słowa „pannean“ (bagnó).

The Old Prussian Word "Pannean" in East Prussian Field Names

Summary

The early Prussians had their own tribal language. Together with Lithuanian, Lettish and the Courland dialect, it forms, among the Indo-Germanic languages, that small group which we call the Baltic group. During the process of the German colonisation of the old Prussian territory, the original language became extinct, but did not vanish without trace. Many Old Prussian words were absorbed, in a more or less modified form, into the German language. They are most frequently found in place and field names. In East Prussia, 60 % of the place names alone were still of Old Prussian origin in 1945.

The present study deals with East Prussian field names which have their origins in the Old Prussian word "pannean" - meaning fen.

Joachim Vadian und Johannes Dantiscus

Ein Beitrag zu den schweizerisch-polnischen Beziehungen
im 16. Jahrhundert

Von Conradin Bonorand

Über „Dantiscus“ aus Danzig, den Humanisten und Diplomaten im Dienste des Königs von Polen, den Bischof von Ermland und damit kirchlichen Vorgesetzten des Frauenburger Domherrn, des als Astro- nom so berühmt gewordenen Nicolaus Copernicus, hat in dieser Zeitschrift Inge Brigitte Müller-Blessing eine Biographie veröffent- licht ¹⁾. Dabei ist ein namhafter Teil der bisher in lateinischer, polni- scher und deutscher Sprache erschienenen Literatur benutzt worden. Diese Biographie kann jedoch ergänzt werden. Soweit aus dem Text, den Quellen- und Literaturangaben zu ersehen ist, fehlt ein Hinweis auf die wenn auch nur wenige Jahre dauernde Freundschaft mit dem Schweizer Humanisten und späteren Reformator Joachim von Watt, genannt Vadianus ²⁾.

Eine Studie über die Beziehungen Vadians zu Dantiscus erscheint auch darum gerechtfertigt, weil in der bisherigen - mir zugäng- lichen - Vadian- und Dantiscus-Literatur darüber fast nichts zu lesen ist. In der grundlegenden, zweibändigen Vadian-Biographie von Werner Näf wird der Name Dantiscus nur einmal genannt und dies nur nebenbei als Mitunterzeichner eines Briefes ³⁾. In meinen eigenen Studien findet sich einmal ein kurzer Hinweis auf diese Humanisten- freundschaft, wobei das Urteil über Dantiscus durch ältere Literatur mitbestimmt wurde ⁴⁾. In einer weiteren Studie wurden diese Be-

¹⁾ INGE BRIGITTE MÜLLER-BLESSING, Johannes Dantiscus von Höfen. Ein Di- plomat und Bischof zwischen Humanismus und Reformation (1485-1548). In: ZGAE 31/32 (1967/68) S. 59-238.

²⁾ Da die vorliegende Abhandlung nur eine Ergänzung zur genannten Biographie sein will, werden grundsätzlich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in den Anmerkungen nur solche Quellen- und Literatur- werke genannt, die bei I. B. MÜLLER-BLESSING fehlen.

³⁾ WERNER NÄF, Vadian und seine Stadt St. Gallen. 2 Bde. St. Gallen 1944-1957 [zitiert: W. NÄF, Vadian I bzw. II]. - DIE VADIANISCHE BRIEF- SAMMLUNG DER STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN. I-IV. Hrsg. von EMIL ARBENZ. In: MITTEILUNGEN ZUR VATERLÄNDISCHEN GESCHICHTE. Hrsg. vom HISTORI- SCHEN VEREIN IN ST. GALLEN, 24, 1 (1890), 25, 2 (1894), 27, 1 (1897), 28 (1902). V-VII. Hrsg. von EMIL ARBENZ und HERMANN WARTMANN, ebd. 29, 1-2 (1903/1905), 30, 1-2 (1906/1908), 30a (1913) [zitiert: VADIANISCHE BRIEFSAMM- LUNG, I-VII].

⁴⁾ CONRADIN BONORAND, Vadians Weg vom Humanismus zur Reformation und seine Vorträge über die Apostelgeschichte (1523). In: VADIAN-STU- DIEN, Bd. 7. St. Gallen 1962, S. 17 und 48, Anm. 115 und 119.

ziehungen zwar etwas ausführlicher, aber doch zu knapp behandelt⁵⁾. Eine Untersuchung über die Freundschaft des Schweizers mit dem Humanisten und Diplomaten im Dienste polnischer Könige kann überdies nicht isoliert erfolgen. Sie erfordert auch eine kurze Betrachtung über die mannigfaltigen Beziehungen Vadians und seiner Verwandten zu Polen⁶⁾.

Die Beziehungen der Familie Watt zu Polen

Die Ostschweizer Familie von Watt gehört zu den vielen Familien Mitteleuropas, die zu Beginn der Neuzeit durch den Handel zu Ansehen und Reichtum gelangten. Infolge des ausgedehnten Leinwandhandels verzweigte sich auch diese Familie in verschiedene Linien mit verschiedenen Wohnsitzen. So entstand neben der St. Galler vor allem auch eine Nürnberger, eine Posener und eine Krakauer Linie⁷⁾. In der Regel widmeten sich die Abkömmlinge dieser verschiedenen Linien dem Handel. Eine kirchliche oder gelehrte Tätigkeit blieb Ausnahme. So wurde Paul von Watt aus der Nürnberger Linie, der 1498 bis 1502 in Leipzig studiert hatte, für kurze Zeit Bischof von Samland im Norden des alten Preußenlandes⁸⁾. Gegen Ende des

5) DERS., Aus Vadians Freundes- und Schülerkreis in Wien. In: VADIAN-STUDIEN, Bd. 8. St. Gallen 1965. S. 54-57.

6) Herrn Dr. Ernst Manfred Wermter, Mönchengladbach, sei für die Anregung zu dieser Ergänzung, für die Zusendung von Fotokopien und Spezialschriften aus zum Teil schwer zugänglichen Werken herzlich gedankt. Ebenso möchte ich Herrn Dr. Richard Breyer, Marburg (Lahn), für Literaturhinweise und Fotokopien danken. Herzlicher Dank gebührt wie immer auch der Stadtbibliothek Vadiana für alle erwiesenen Dienste.

7) Vgl. darüber allgemein: HEKTOR AMMANN, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts. In: MITTEILUNGEN ZUR VATERLÄNDISCHEN GESCHICHTE, 37, 1 (1928). - WERNER NÄF, Die Familie von Watt. Geschichte eines St.-Gallischen Bürgergeschlechtes. Im Anhang: Stammtafeln von A. BODMER. In: MITTEILUNGEN ZUR VATERLÄNDISCHEN GESCHICHTE, 37, 2 (1936). - HANS CONRAD PEYER, Leinwandhandel und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520. 2 Bde. St. Gallen 1959-1960.

8) Über Paul von Watt vgl. W. NÄF, Die Familie von Watt, S. 50 ff. - ALFRED A. STRNAD, Die Protektoren des Deutschen Ordens im Kardinalskollegium (Protectores Ordinis Teutonici S. Mariae in Jerusalem). In: ACHT JAHRHUNDERTE DEUTSCHER ORDEN IN EINZELDARSTELLUNGEN. Festschrift zu Ehren Marian Tumlers O. T. anlässlich seines 80. Geburtstages. Hrsg. von KLEMENS WIESER O. T. (QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 1). Bad Godesberg 1967, S. 269 ff., hier S. 316. - M. P. W. DUDZUS, Paul von Watt, Kanzler des Hochmeisters Friedrich von Sachsen und 18. Bischof von Samland, † 1505. Diss. Bern 1939. - KURT FORSTREUTER, Vom Ordensstaat zum Fürstentum, Kitzingen 1951, S. 16-59. - HERMANN FREYTAG, Die Beziehungen der Universität Leipzig zu Preußen von ihrer Gründung bis zur Reformation 1409-1539. In: ZEITSCHRIFT DES WESTPREUSSISCHEN GESCHICHTSVEREINS, Heft 44 (1902), S. 97.

16. Jahrhunderts war Benedikt von Watt in Nürnberg bekannt als Meistersinger⁹⁾.

Unter den Schweizern waren neben Vertretern der Familie von Watt noch andere St. Galler und Leute aus der übrigen Schweiz in Polen tätig, wobei etliche sich dort einbürgerten und dauernd niederließen. Ein Leonhard Vogelweider aus St. Gallen (Fogelweder) war Bürger und Konsul in Krakau, und dessen Söhne wurden offenbar in Polen sesshaft. Leonhards Tochter Anne heiratete den Johannes Tenczynsky¹⁰⁾. Die Brüder Bernhard, Georg (Jorge) und Hans Jocklin (Jecklin?) aus Küsnacht am Zürichsee erscheinen in den Krakauer Akten der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Inhaber der Papiermühle von Mogiła¹¹⁾. Bei Jakob Suter (Sutor) versuchte Benedikt von Watt, ein Bruder Vadians, sich mit den Handelsproblemen vertraut zu machen¹²⁾. Von der Wattschen Familie haben sich zwei Glieder in Polen niedergelassen und Familien gegründet: Konrad von Watt¹³⁾, Vadians Bruder, in Posen¹⁴⁾ und Hektor von Watt, Vadians Vetter, der Krakauer Bürger wurde. Über letzteren lauten einige Urteile in bezug auf seine Geldgeschäfte mit seinen Verwandten und sein Verhalten gegenüber den Landsleuten in Krakau nicht immer vorteilhaft¹⁵⁾. Wegen seiner Verwandtschaft ist anzunehmen, daß Hektor katholisch blieb oder sich der Reformation entfremdete. Er ehelichte nämlich, wahrscheinlich in zweiter Ehe, Anna Hos, eine Tochter des aus Pforzheim stammenden und in Krakau eingebürgerten Ulrich Hos. Einer der Söhne dieses Ulrich Hos hieß Stanislaus. Der in Polen damals häufig verwendete Vorname zu Ehren des polnischen Landesheiligen erscheint als eine Vorbedeu-

⁹⁾ W. NÄF, Die Familie von Watt, S. 104 f. (Literatur).

¹⁰⁾ Vgl. H. C. PEYER, Leinwandhandel I, Nr. 967.

¹¹⁾ JAN PTAŚNIK, Cracovia impressorum XV et XVI saeculorum (MONUMENTA POLONIAE TYPOGRAPHICA XV ET XVI SAECULORUM, Bd. 1). Lemberg 1922, Nr. 85, 403, 408, 437. - Vgl. das Schreiben Bernhard Jocklins und das Begleitschreiben Hektor von Watts an Vadians Vetter Georg von Watt, Mogiła bei Krakau, 9. Okt. 1520. In VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, 1894, Nr. 220; Bernhard Jocklin bittet u. a. Jörg (Georg) von Watt um Sendung eines Briefes an Bernhards Vater Jakob Jocklin zu Küsnacht.

¹²⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 104; II, Nr. 151. - Vgl. H. C. PEYER, Leinwandhandel I, Nr. 949 und 959. Ein Bruder Vadians, namens Hektor, der immer wieder in Briefen und Akten genannt wird, läßt sich anhand der bisherigen genealogischen Untersuchungen nicht feststellen. Es muß sich dabei wohl immer um Vadians Vetter Hektor von Watt, den Gemahl der Anna Hos und Schwager des Stanislaus Hosius, handeln.

¹³⁾ Über den Posener Zweig vgl. W. NÄF, Die Familie von Watt, S. 88-92.

¹⁴⁾ ARTHUR RHODE, Geschichte der evangelischen Kirche im Posener Lande. Würzburg 1956, S. 22: Die Posener Familie wandte sich der Reformation zu, und Konrad von Watt mußte sich 1535 vor dem geistlichen Gericht verantworten.

¹⁵⁾ Über Hektor von Watt und den Krakauer Zweig der Familie vgl. W. NÄF, Die Familie von Watt, S. 72-78.

tung seiner späteren Tätigkeit. Unter der latinisierten Namensform Hosius wurde er die führende Persönlichkeit im Kampfe gegen die Reformation in Polen. Als Bischof von Ermland, dessen mitten im Preußenland gelegenes Gebiet seit 1466 der „ditio, subiectio et protectio“ des Königs von Polen unterstellt war, wurde er einer der Nachfolger des Johannes Dantiscus, mit dem er öfters korrespondiert hatte. So war Hektor von Watt zugleich Vetter Vadians, des bedeutendsten Reformators der Ostschweiz, und Schwager des Stanislaus Hosius, des Hauptgegners der reformatorischen Strömungen in Polen. Zwei Söhne Hektor von Watts, Johannes und Paul, standen Hosius sehr nahe. Von Johannes von Watt sind zahlreiche Briefe an ihn erhalten. Wie eine Ironie mutet es an, daß Paul, der mit Hosius, seinem Onkel, zusammenarbeitete, Geistlicher wurde und Hosius 1558 nach Rom begleitete, nach dem Vorbild des Vetters seines Vaters in St. Gallen die latinisierte Namensform annahm und sich Paulus Vadianus benannte. - Ein Jakob Szuther wurde durch Heirat verwandt mit Johannes von Watt, da die Gattinnen der beiden Männer Schwestern waren, nämlich die Töchter des Nicolaus Pyrnusz¹⁶⁾.

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts studierten neben vielen Deutschen auch manche Schweizer an der Krakauer Universität. Nach der Jahrhundertmitte studierte dort Anton Schneeberger aus Zürich, der später, wie zeitweise auch der berühmte Schüler des Copernicus Georg Joachim Rhetikus, in Krakau als Arzt tätig war¹⁷⁾.

Joachim Vadian in Wien und seine Beziehungen zu Krakau

Obwohl die Familie von Watt mit Polen, besonders mit der damaligen Hauptstadt Krakau, Handel trieb, stellten, sofern man dies feststellen kann, nicht in erster Linie Vertreter dieser Familie oder ihres Geschäftes die Verbindungen zwischen den Humanisten Krakaus und Vadian her. Es waren Studierende und Professoren, welche von Krakau aus mit Vadian, wie mit anderen Wiener Humanisten, eine geistige Interessengemeinschaft bewirkten. Dazu gehört vor

¹⁶⁾ STANISLAI HOSII Epistolae tum etiam eius orationes legationes. Bd. 2 (1551-1558). Hrsg. von FRANZ HIPLER und WINCENTY ZAKRZEWSKI, Krakau 1886. Über die Verwandtschaftsverhältnisse vgl. Einleitung, bes. S. LXXXII-LXXXVII, und die genealogische Tafel. - Die Heirat des Hektors von Watt mit Anna Hos, auch gemeldet im Briefe des Jodocus Ludovicus Decius an Vadian, 20. Aug. 1520. In: VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 210, S. 305.

¹⁷⁾ SVEN STELLING-MICHAUD, L'université de Cracovie et la Suisse au temps du l'humanisme (1450-1520). In: ECHANGES ENTRE LA POLOGNE ET LA SUISSE DU XIV AU XIX SIÈCLE, Genf 1964. - KARL HEINZ BURMEISTER, Georg Joachim Rhetikus, 1514-1574, 3 Bände, Wiesbaden 1967-1968 (Bd. 3: Briefwechsel).

allem der jung verstorbene Rudolf (Paumann) Agricola junior aus Wasserburg am Bodensee, zuerst Studierender und dann zeitweise Lehrender in Krakau¹⁸⁾. Agricola war während kurzer Zeit auch in Wien tätig und lernte somit seinen Freund aus dem Bodenseeraum persönlich kennen. Der Weg von Krakau nach Wien führte damals meistens durch Mähren, wo die Bischofsstadt Olmütz durch das Wirken namhafter Humanisten zu Ansehen gelangt war.

Die Zahl der polnischen Studenten in Wien war nicht groß. Um 1517 studierten dort z. B. zwei Söhne aus der nach Krakau zugewanderten Familie Betmann¹⁹⁾. Ein Nikolaus Salomon aus Krakau bezeichnete sich in zwei Briefen als Vadians Schüler, wobei vermutlich der Aufenthalt in Wien nur kurz gewesen ist²⁰⁾. Durch brieflichen Verkehr machte Vadian auch Bekanntschaft mit zwei Männern, die sich zeitweise in polnischen Gebieten aufhielten. Es waren dies Helius Eobanus Hessus, der auch mit Dantiscus befreundet war, und Heinrich Cobaltinus aus Ulm²¹⁾. Der jung verstorbene Heinrich Cobaltinus (Kobolt) war Leibarzt des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des Hochmeisters in Preußen, geworden²²⁾.

Der erste namhafte, in Polen tätige Humanist, der Vadian durch gleichgestimmte Interessen sich verbunden fühlte, war Jodocus Ludovicus Decius. Dieser machte sich sowohl als Wirtschaftspionier in Schlesien durch Geschäftstüchtigkeit als auch durch seine Dienste für Johannes Boner und für den König Sigismund sowie durch seine Gelehrsamkeit einen Namen. Er korrespondierte u. a. mit Erasmus von Rotterdam, mit Christoph Scheurl in Nürnberg und Johannes

18) GUSTAV BAUCH, Rudolphus Agricola Junior. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus im deutsch-polnisch-ungarischen Osten. Sep. aus Jahresbericht der Evangelischen höheren Bürgerschule Breslau II, Breslau 1892. - EDUARD GEBELE, Rudolf Agricola junior. In: LEBENSBLDER AUS DEM BAYERISCHEN SCHWABEN. Hrsg. von GÖTZ FRH. VON PÖLNITZ. Bd. 3, München 1954, S. 212 ff. - GUSTAV BAUCH, Deutsche Scholaren in Krakau in der Zeit der Renaissance 1460-1520. Breslau 1901, Nr. 48. - W. NÄF, Vadian I, S. 195 ff. S. 196, Anm. 1-2, bringt einige Korrekturen zu den Darstellungen früherer Verfasser.

19) DIE MATRIKEL DER UNIVERSITÄT WIEN. Bd. 2, 1 (1451-1518/I). Bearb. von KURT SOUKUP, WILLY SZAIVERT und FRANZ GALL. Graz-Köln 1959, S. 448: Nobilis dom. Erasmus Betman Cracoviensis, nob. dom. Severinus Betman Cracoviensis.

20) C. BONORAND, Aus Vadians Schüler- und Freundeskreis, S. 45. Ein Nikolaus Salomon wird genannt im Zusammenhang mit der Darstellung der verwandtschaftlichen Beziehungen des Stanislaus Hosius. Vgl. Einleitung zu HOSII Epistolae (s. Anm. 16), S. LXXXII.

21) W. NÄF, Vadian I, S. 229 f. - Über Cobaltinus s. C. BONORAND, Aus Vadians Schüler- und Freundeskreis, S. 21.

22) Hinweis auf Dr. Heinrich Kobolt als Leibarzt Albrechts bei WALTHER HUBATSCH, Albrecht von Brandenburg - Ansbach. Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen 1490-1568. Heidelberg 1960, S. 268.

Łaski in Posen²³). Auch mit Johannes Dantiscus war er offenbar bekannt. In einem Brief vom November 1523 gab er seiner Freude über die Freundschaft des Dantiscus mit Melanchthon Ausdruck²⁴). Decius war ein Sohn des Bürgermeisters Jakob Dietz von Weissenburg im Unterelsaß, aus welcher Stadt noch mehrere Familien nach Polen gezogen waren, so die Bethmann, Schilling, Vetter, Helblingk etc.²⁵). Von Decius sind drei Briefe an Vadian erhalten. Der erste stammt aus dem Jahre 1512, wobei Decius seiner Enttäuschung Ausdruck gibt, daß Vadian noch immer nicht, wie versprochen, Krakau mit seinem Besuch beehrt habe. Sehr wahrscheinlich hatten sich die beiden Gelehrten persönlich kennengelernt. Vadian kam nach Krakau erst während seiner Winterreise 1518/19 und war damals, wie man aus dem dritten Brief vermuten darf, auch bei Decius zu Gast²⁶). Zur Hochzeit des Königs Sigismund von Polen mit Bona Sforza aus dem Herzogtum Bari in Unteritalien und zur Aufnahme Sigismunds in den Orden des Goldenen Vlieses verfaßte Vadian ein elegisches Gedicht und eine Elegie. Letztere widmete er Jodocus Ludovicus Decius²⁷). Den dritten erhaltenen Brief schrieb Decius

²³) Vgl. *OPUS EPISTOLARUM DESIDERII ERASMI ROTERODAMI*. Bd. 12 (Indices). Hrsg. von HELEN MARY ALLEN und HEATHCOTE WILLIAM GARROD. Oxford 1958. - Vgl. ferner KONRAD WUTKE, *Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen*. Bd. 2 (1529-1740) (*CODEX DIPLOMATICUS SILESIAE*, Bd. 21). Breslau 1901, S. 30 ff., 65, 76 ff., 99-100, 244-246. - *ACTA TOMICIANA*. Bd. 4 (1516-1518). Posen 1855, S. 296 ff. - CHRISTOPH SCHEURL's Briefbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit. Hrsg. von FRANZ FRH. VON SODEN und J. K. F. KNAAKE. Bd. 2. Potsdam 1872, Nr. 235. - *LASCIANA NEBST DEN ÄLTESTEN EVANGELISCHEN SYNODALPROTOKOLLEN POLENS 1555-1561*. Hrsg. und erläutert von HERMANN DALTON, Berlin 1898, S. 175 f., Brief Nr. 39, sowie S. 432 f., wo wahrscheinlich vom gleichnamigen Sohn die Rede ist.

²⁴) HENRY DE VOCHT, *John Dantiscus and his netherlandish friends as revealed by their correspondence 1522-1546* (*HUMANISTICA LOVANIENSIA*, Bd. 16). Löwen 1961, S. 10 f.

²⁵) ERNST KIOCK, *Jost Ludwig Dietz (1484-1545)*. In: *DEUTSCH-POLNISCHE NACHBARSCHAFT. Lebensbilder deutscher Helfer in Polen*. 3. Aufl. Hrsg. von VIKTOR KAUDER. Würzburg 1957, S. 125-136; dazu Literaturangaben S. 520. - J. PRAŠNÍK, Nr. 157, 27. Oct. 1512: Hannes Helblink de Weissenburgk. - Nr. 216, 1519: Druckprivileg zugunsten einer Schrift von J. L. Decius. - Vgl. auch WLADYSLAW POCIECHA, *Decjusz*. In: *POLSKI SŁOWNIK BIOGRAFICZNY*. Bd. 5. Krakau 1939, S. 42-45.

²⁶) *VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I*, Nr. 13; III, Nachträge Nr. 44; II, Nr. 210. Die Briefe von Decius an Vadian stammen aus den Jahren 1512, 1519, 1520. Decius war im April 1512 in Venedig gewesen, und die Reise hatte wohl über Wien geführt, vgl. E. Kiock, S. 126 f.

²⁷) WERNER NÄF, *Vadianische Analecten*. In: *VADIAN-STUDIEN*. Bd. 1. St. Gallen 1945, S. 58: Zu Vadians Publikationen in Wien, Nr. 27, 1519: „Joachimi Vadiani Helvetii poetae laureati de magnanimo ac invictissimo Sarmatiae Poloniaeque rege Sigismundo eius nominis primo, sacratissimi et incltytissimi ordinis aurei velleris socio ascito, ad ornatissimum virum Justum Ludovicum Decium, regiae eiusdem maiestatis a sacretis elegia.“ Diese in früheren Bibliographien (vor allem DENIS, *Wiens Buchdruckergeschichte*) angeführte Schrift war bisher unauffindbar.

im Jahre 1520, als Vadian sich bereits wieder in St. Gallen befand. Der Weggang von Wien bewirkte aber auch hier wie in so manch anderen Fällen, daß die Kontakte, sei es durch persönliche Begegnungen oder durch Korrespondenz, ein Ende fanden.

Dantiscus und Vadian

Die nach langwierigen Verhandlungen erfolgte Zusammenkunft Kaiser Maximilians I., König Sigismunds von Polen und seines Bruders, König Wladislaws von Ungarn, zwecks Bereinigung hängiger Konflikte und Heiratsvereinbarungen in bezug auf die Enkel Maximilians und die Kinder Wladislaws, verbunden mit dementsprechenden dynastischen Erbansprüchen, wird oft als der erste Wiener Kongreß bezeichnet. Die damals getroffenen Vereinbarungen ermöglichten in der Folge die Entstehung der bis zum Ende des ersten Weltkrieges dauernden Donaumonarchie unter den Habsburgern. So kann die Bedeutung der Vereinbarungen an diesem Fürstentreffen füglich mit denjenigen des 300 Jahre später stattfindenden zweiten Wiener Kongresses verglichen werden. Auch in bezug auf den äußeren Prunk ist ein Vergleich zwischen diesen beiden Wiener Kongressen möglich, wenn auch derjenige von 1515 nur wenige Tage dauerte. Was im Deutschen Reich, in Polen und Ungarn Rang und Namen hatte, war im Jahre 1515 in Wien anwesend²⁸⁾. So bedeutete dieser Kongreß auch für die Künstler, Musiker, Gelehrten und Dichter die große Stunde ihres Lebens. Der Kaiser und die Könige, die Fürsten und Erzbischöfe sollten durch humanistische Prunkreden in lateinischer Sprache begrüßt werden, wobei allerdings inmitten des diplomatischen und festlichen Betriebes die Fürsten in einigen Fällen nicht die Zeit fanden, diese Reden sich anzuhören. Vadian, der gekrönte Dichter, verfaßte je eine Rede auf Kaiser Maximilian und auf König Sigismund von Polen. Maximilian fand nur die Zeit für das Anhören einiger Begrüßungsworte. Ob die Rede vor Sigismund auch gehalten wurde, läßt sich nicht feststellen²⁹⁾.

Im großen Gefolge des polnischen Königs befand sich auch Johannes Dantiscus. Hier machte der junge Dichter nicht nur die Bekanntschaft mit den Poeten Richardus Bartholinus aus Perugia und Caspar Ursinus Velius aus Schlesien, die beide zeit-

²⁸⁾ GÖTZ FRH. VON PÖLNITZ, Jakob Fugger. Kirche, Kaiser und Kapital in der oberdeutschen Renaissance. 2 Bde. Tübingen 1949-1951. Vgl. Bd. 1, S. 319-339, bes. S. 330 f. und Bd. 2, bes. S. 346 f. (Aufwendungen Fuggers in Wien, Teilnahme des Danziger Bürgermeisters Eberhard Ferber etc.). - HANS ANKOWICZ-KLEHOVEN, Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I. Graz - Köln 1959, S. 78-88 (mit Quellenausügen in den Anmerkungen).

²⁹⁾ JOACHIM VADIAN, Lateinische Reden. Herausgegeben, übersetzt und erklärt von MATTHÄUS GABATHULER. In: VADIAN-STUDIEN. Bd. 3. St. Gallen 1953, S. 45 * ff., 82-99, 138-141.

weise im Dienste des Kardinals und späteren Erzbischofs von Salzburg Matthaeus Lang standen, sondern sicherlich auch noch mit manch anderen Gelehrten, Dichtern, Künstlern und Diplomaten³⁰⁾. Nur durch Zufall erfährt man, daß Dantiscus in Wien auch mit Vadian in Verbindung trat. In seinen in erster Auflage 1518 erschienenen Scholien zum Werk des römischen Geographen Pomponius Mela äußert sich Vadian auch über merkwürdige Naturerscheinungen bei den zu Schottland gehörenden Inseln. Dabei macht er die Bemerkung, er würde dies nie glauben, wenn nicht Eberhard Ferber, der Bürgermeister von Danzig, und Georg von Basen (Baysen), der Wojwode von Marienburg, die beide an den Gestaden des Meeres aufgewachsen seien, darüber auch ähnliches berichtet hätten. Mit diesen beiden Männern habe er anlässlich der geselligen Zusammenkünfte, welche dem Johannes Dantiscus zu verdanken waren, sich unterhalten können³¹⁾.

Dantiscus war wahrscheinlich schon früher in Wien gewesen, da er eine Pilgerreise nach Jerusalem unternommen hatte. Aber mit Vadian dürfte er wohl erst beim Fürstenkongreß von 1515 zusammengetroffen sein, da seine Briefe an Vadian erst nach diesem Termin einsetzen. Für Dantiscus bedeutete dieser Fürstenkongreß den Beginn seiner diplomatischen und späteren kirchlichen Laufbahn. Er wurde einer Legation zugeordnet, die in Venedig für den Frieden wirken sollte. Er sollte dann am Kaiserhof bleiben, um weiterhin

³⁰⁾ Zu den Literaturangaben bei I. B. MÜLLER-BLESSING, S. 89 f., wäre noch hinzuzufügen: GUSTAV BAUCH, Caspar Ursinus Velius. Der Hofhistoriograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II. Budapest 1886. - Zu Bartholinus: C. BONORAND, Aus Vadians Freundes- und Schülerkreis, S. 72 f., mit Literaturangaben. - Vgl. auch INGEBORG WALTER, Bartolini, Riccardo. In: DIZIONARIO BIOGRAFICO DEGLI ITALIANI. Bd. 6. Rom 1964, S. 625-627.

³¹⁾ VADIANS Scholien zu Pomponius Mela. Liber tertius. Hispaniae et septentriones insulae: Orchades (wegen der verschiedenen Auflagen ist es ratsam, nach Büchern und Abschnitten und nicht nach Seiten zu zitieren). - Zu Eberhard Ferber vgl. die in Anm. 28 genannten Werke. Ob Eberhard Ferber, der sich im Wintersemester 1503/1504 in Wien immatrikulierte, mit dem späteren Danziger Bürgermeister personengleich ist, wäre noch zu untersuchen, vgl. DIE MATRIKEL DER UNIVERSITÄT WIEN II, 1, S. 316. Wäre dies der Fall, so könnte es sich nur um einen ganz kurzen Studienaufenthalt in Wien handeln, da Ferber damals bereits politisch tätig war. ERNST KESTNER, Eberhard Ferber. In: ZEITSCHRIFT DES WESTPREUSSISCHEN GESCHICHTSVEREINS 2 (1880) S. 17-95, über den Aufenthalt in Wien S. 83 ff. Die Bemerkung von C. BONORAND, Die Bedeutung der Universität Wien für Humanismus und Reformation, insbesondere in der Ostschweiz. In: ZWINGLIANA 12, Heft 3 (1965) S. 176, daß der Danziger Bürgermeister der späteren evangelischen Stadt Danzig in Wien studiert habe, muß dahin präzisiert werden, daß diese Identität - wie oben bemerkt - nicht sicher ist, und daß Eberhard Ferber ein Gegner der Reformation war. Erst sein Sohn Konstantin Ferber förderte die Reformation in Danzig.

zwischen dem Kaiser und Venedig den Frieden zu vermitteln³²⁾. Da man vom Hofe Maximilians, der „seine Residenz im Sattel“ hatte, nicht im üblichen Sinne von einem Kaiserhof sprechen kann, mußte auch Dantiscus dem ruhelosen Kaiser folgen. So wird es zu erklären sein, daß er am 2. Oktober 1515 von Hall bei Innsbruck aus an Vadian schrieb.

Bereits dieser erste kurze Brief weist auf eine Eigentümlichkeit Vadians hin, welche so oft zu Klagen Anlaß gab und das Ende mancher freundschaftlicher Beziehungen aus der Wiener Zeit zur Folge hatte: die Saumseligkeit im Schreiben. Dantiscus deutete diese Schreibfaulheit allerdings mit einer anderen Eigentümlichkeit vieler Humanisten: ihrer zu starken Beanspruchung durch Liebschaften oder Liebeshändel. Die Grüße an Wiener Bekannte beweisen, daß Dantiscus in Wien auch Vadians Lehrer und besten Freund, den Arzt und Mathematiker Georg Tannstetter, genannt Collimitius, kennengelernt hatte³³⁾. Anlässlich des im Herbst 1516 in Augsburg abgehaltenen Hoftages schrieb Dantiscus zusammen mit Caspar Ursinus und Hieronymus Hamerbeo (?) am 15. November, also offenbar erst nach Abreise des Kaisers, an Vadian. Neben den üblichen Klagen über das Ausbleiben von Nachrichten aus Wien wurden poetische Erzeugnisse zugesandt. Das Schreiben scheint in übermütiger Weinlaune verfaßt zu sein, wobei wiederum die Erwähnung von Liebschaften nicht vergessen werden darf³⁴⁾.

Als Dantiscus im Jahre 1518 wiederum in Krakau verweilte, war es ihm vergönnt, Freundschaft mit dem berühmtesten Diplomaten Maximilians, Sigismund von Herberstein, zu schließen, der eben von einer Reise nach Rußland, Norddeutschland und Dänemark zurückgekehrt war. Er machte bei seinem Aufenthalt in Krakau die Bekanntschaft mit zwei Freunden Vadians, Dantiscus und Rudolf Agricola junior, was Agricola sogleich nach Wien meldete. Zu gleicher Zeit schrieb auch Dantiscus an Vadian. Er zeigt sich so bestürzt über sein Schweigen, daß er überhaupt zweifelt, ob Vadian noch unter den Lebenden weilt, und verlangt deshalb eindringlich ein Lebenszeichen³⁵⁾.

³²⁾ Vgl. darüber I. B. MÜLLER-BLESSING, S. 92 f.

³³⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 55. Kaiser Maximilian wollte in den ersten Oktobertagen 1515 abwechselungsweise in Innsbruck und Hall. ITINERARIUM MAXIMILIANI I. 1508-1518. Hrsg. von VICTOR VON KRAUS. In: ARCHIV FÜR ÖSTERREICHISCHE GESCHICHTE 87 (1899), S. 304.

³⁴⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 82. Bereits in einem Schreiben vom 9. Oktober 1516 hatte Ursinus Vadian über den Hoftag in Augsburg berichtet. Auch Dantiscus sei dabeigewesen. VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 79.

³⁵⁾ Vgl. I. B. MÜLLER-BLESSING, S. 94. - VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 116. Rudolf Agricola an Vadian, Februar 1518. - Johannes Dantiscus an Vadian, Krakau, 20. Februar 1518. VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG I, Nr. 30. Dieser Brief wurde vom Herausgeber zunächst irrtümlicherweise zu

In diesem Jahr 1518 verließ Vadian Wien, um wiederum nach St. Gallen zurückzukehren, verweilte aber zunächst in einigen anderen Schweizer Städten und begab sich während des Winters über Leipzig, Posen, Krakau nach Wien, offenbar um hängige Fragen zu bereinigen, worauf er dann endgültig heimkehrte³⁶⁾. So verpaßte Dantiscus seinen Freund, da er Ende 1518 als Gesandter nach Barcelona gesandt wurde. Dantiscus, der bereits früher eine Pilgerreise nach Jerusalem unternommen hatte, wollte auch nach Santiago de Compostela in Nordwestspanien wallfahren. Eine der bekannten Pilgerrouen dorthin führte durch die Schweizer Städte des Mittel­landes an den Genfer See. So kam Dantiscus auch nach Freiburg im Uechtland und fand hier gastliche Aufnahme bei den Freiburger Behörden, wo er offenbar einige Tage verweilte. Dieser Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, mit dem Schultheiß (Bürgermeister) von Freiburg im Uechtland, Peter Falck, in Verbindung zu treten. Falck zählte damals zu den bedeutendsten Männern der schweizerischen Eidgenossenschaft und hatte in politischen Dingen, vor allem in bezug auf die oberitalienische Frage, ein gewichtiges Wort mitzu­reden. Als Pilger und als Diplomat war er weit herumgekommen. Auch zeigte er sich interessiert an den geistigen Regungen seiner Zeit und stand mit den bedeutendsten schweizerischen Humanisten in Verbindung, so auch mit dem späteren Reformator Ulrich Zwingli, mit Glarean und Joachim Vadian. Wäre Falck nicht anläßlich seiner zweiten Pilgerreise nach Jerusalem gestorben, hätte in den darauf­folgenden Jahren seine Einstellung für oder gegen die Reformation in der Schweiz den Gang der Ereignisse entscheidend mitbeein­flußt³⁷⁾. Sowohl Dantiscus als auch Falck berichteten Vadian von diesem Aufenthalt in Freiburg und von der beabsichtigten Pilger­reise nach Santiago de Compostela.

früh datiert und deshalb in der Edition der Vadianischen Briefsammlung falsch eingeordnet. Im späteren Gesamtverzeichnis der Korrespondenten steht dann die richtige Jahreszahl. - Die Schilderung dieser Reise in: Selbstbiographie Sigmunds Siegmunds Freiherrn von Herberstein (1486 bis 1553). In: FONTES RERUM AUSTRIACARUM. 1. Abt. Bd. 1. Hrsg. von Th. G. VON KARAJAN. Wien 1855, S. 109 ff. - Zu den deutschen Ausgaben von HERBERSTEINS *Resum Moscovitarum commentarii* vgl. GÜNTHER STÖKL, Osteuropa und die Deutschen. München 1970, S. 217, Anm. 76. - Am 4. Januar 1518 hatte Dantiscus Agricola ersucht, Vadian zu grüßen, VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG III, Nachträge Nr. 30.

³⁶⁾ W. NÄF, Vadian II, S. 57-70.

³⁷⁾ Über P. Falck (oder Falk) s. JOSEPH ZIMMERMANN, Peter Falk. Ein Freiburger Staatsmann und Heerführer. In: FREIBURGER GESCHICHTSBLÄTTER 12 (1905) S. 1-151. - P. ADALBERT WAGNER, Peter Falcks Bibliothek und humanistische Bildung, In: FREIBURGER GESCHICHTSBLÄTTER 28 (1925) S. 1-221, und (z. T. Wagners Darstellung ergänzend und verbessernd) ABRAHAM HORODISCH, Die Buchbinderei des Franziskanerklosters zu Freiburg (Schweiz) im 16. Jahrhundert. In: ZEITSCHRIFT FÜR SCHWEIZERISCHE ARCHÄOLOGIE UND KUNSTGESCHICHTE 9 (1947) S. 157 ff.

Zur großen Schar der Freunde des Dantiscus sind somit auch die beiden Schweizer Joachim Vadian und Peter Falck zu rechnen³⁸⁾. Es fügte sich, daß Dantiscus und Vadian einander nicht wiedersehen sollten. Als letzterer während seiner Winterreise 1519 in Krakau weilte, war Dantiscus in Spanien, und als er nach acht Monaten heimkehrte, wagte er wegen der Pest oder anderer Seuchen nicht den Besuch in St. Gallen. So sollte der aus Krakau am 1. Oktober 1521 geschriebene Brief der letzte sein. Die direkten Beziehungen hörten auf³⁹⁾.

Johannes Dantiscus und Andreas Eck

Als sowohl der persönliche Verkehr wie die Korrespondenz zwischen Dantiscus und Vadian aufgehört hatten, rief gelegentlich ein junger Mann aus St. Gallen diese Humanistenfreundschaft in Erinnerung, nämlich Andreas Eck. Er war einer der wenigen Schüler Vadians in Wien, der mit seinem Lehrer auch späterhin bis an sein Lebensende in Verbindung blieb. Der St. Galler Lateinschulmeister Augustin Fechter hatte ihn auf das Universitätsstudium vorbereitet. Seit 1514 studierte er in Wien zusammen mit dem St. Galler Paul Vonwiler. In diesem und in den nachfolgenden Jahren las Vadian über Vergils *Georgica*, den Geschichtsschreiber Florus, den Geographen Solinus und Diodorus Siculus. In der Dedikationsepistel zu den Scholien zu Pomponius Mela wurde Andreas Eck als fleißiger Student gelobt. Vielleicht war er in Wien eine Zeitlang Vadians *Famulus*. Andreas Eck, dessen Familie in St. Gallen neben derjenigen Vadians wohnte, bewahrte Vadian gegenüber eine rührende Anhänglichkeit und übernahm in dessen Auftrag zur Erledigung wichtiger Angelegenheiten Reisen nach Wien und Krakau. Daß er auch in England war, darf man auf Grund einer Überlieferung von Zeitgenossen vermuten. Konrad Grebel, der Schüler und spätere Schwager Vadians, der Zürcher Täuferführer, war ebenfalls von der Wiener Zeit her mit Eck befreundet. In Krakau trat er in Verbindung mit Hektor von Watt und mit Rudolf Agricola. Durch dessen

³⁸⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 141. Peter Falck an Vadian, Freiburg im Uechtland, 18. Februar 1519. - EBENDA VII, Nachträge Nr. 7, Johannes Dantiscus an Vadian, Freiburg, 17. Dezember 1518. - Vgl. zu den Beziehungen Vadians zu den Schweizer Humanisten W. Näf, Vadian II, S. 84 ff., und HENRICUS GLAREANUS, *Helvetiae Descriptio Panegyricum*. Hrsg. und übersetzt von WERNER NÄF. St. Gallen 1948 (Literatur- und Quellenangaben). - Durch Freiburg im Uechtland führte die sog. „Obere Straße“ nach Santiago. In Freiburg bestand auch die Jakobsbruderschaft. Viele durchziehende Pilger wurden großzügig aufgenommen oder unterstützt. HERMANN J. HÜFFER, *Sant'Jago. Entwicklung und Bedeutung des Jakobskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich*, München 1957. - LUIS VÁZQUEZ DE PARGA, JOSÉ MARÍA LACARRA, JUAN URÍA RIV, *Las peregrinaciones a Sanjago di Compostela*, Madrid 1948.

³⁹⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 280.

Empfehlung scheint er in den Dienst des Hieronymus Balbus, des königlichen Sekretärs in Ungarn, getreten zu sein. Nach einer Unterbrechung von acht Jahren schreibt er wiederum im Jahre 1527. Er war in kaiserliche Dienste getreten. Der kaiserliche Vizekanzler Balthasar von Waldkirch schrieb am 25. März 1527 aus Valladolid an Vadian und ersuchte diesen, dem Andreas Eck die Reichssteuer der Stadt St. Gallen zuzuweisen. Eck war jedenfalls auch in Innsbruck gewesen, denn von dort aus schrieben der Brixener Bischof Georg von Oesterreich und einige seiner Beamten und empfahlen Vadian Andreas Eck. Dieser war offenbar überall bemüht, den Gelehrtenruhm Vadians zu verbreiten. An der Universität Alcalá de Henares (Complutum) in Spanien war er Zeuge, wie die Gelehrsamkeit Vadians gerühmt wurde. In der Universitätsstadt Salamanca und anderswo zeigte er sich bemüht, die Verbreitung von Vadians Scholien zu Pomponius Mela zu fördern ⁴⁰⁾.

Nach St. Gallen zurückgekehrt, vertrat er rückhaltlos das Anliegen seiner reformiert gewordenen Vaterstadt. Im Auftrage derselben zog er 1529 und 1530 an die Reichstage von Speyer und Augsburg „haimlich ze losen“. Aus Augsburg übersandte Andreas Eck nach St. Gallen nicht nur Berichte über den Gang der Verhandlungen. Am 16. Juli 1530 meldete er Vadian, daß er in Augsburg auch Dantiscus getroffen und ihn als Freund Vadians angesprochen habe. Dantiscus habe ihn aber von Spanien her gekannt, wo sie oft zusammengewesen seien. Er lasse Vadian grüßen und habe ihn, Eck, als Gast eingeladen. So wird aus diesen wenigen Worten eine weitere Beziehung des Dantiscus zu einem Schweizer sichtbar. Eck berichtete noch, Dantiscus sei nun Bischof von Kulm im Preußenland. Es war das letzte, was Vadian über seinen Freund aus den früheren Wiener Jahren in Erfahrung brachte ⁴¹⁾.

⁴⁰⁾ Über Andreas Ecks Studien vgl. PAUL STAERKLE, Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St. Gallens. In: MITTEILUNGEN ZUR VATERLÄNDISCHEN GESCHICHTE 40 (1939), Anhang: Studentenverzeichnis Nr. 413, 465, 599. Staerkles Angaben in Nr. 599, A. Eck habe auch unter König Mathias von Ungarn gedient, ist unrichtig. DIE MATRIKEL DER UNIVERSITÄT WIEN II, 1, S. 408, 1514/1: Andreas Eckh de Sancto Gallo. - W. NAF, Vadianische Analekten, S. 42: Andreas Eck und Paul Vonwiller als Hörer von Vadians Vorlesung über die Epitome des Florus um 1516. Vadian lobte neben seinem Schüler und späteren Schwager Konrad Grebel in der Dedikationsepistel zu Pomponius Mela auch Andreas Eck. - Über die Grüße Grebels an A. Eck, die Empfehlungen Ecks an Vadian durch hochgestellte Persönlichkeiten etc., sowie über die Briefe Ecks an Vadian vgl. VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 136, 140, 153, 163, 168, 196, 225 und II, Nachtrag Nr. 2, III, Nachträge Nr. 41, III, Nr. 45, III, Nachträge Nr. 49, IV, Nr. 477 (aus Spanien), 479, 493 (aus Augsburg), 496, 497, 503, 538, 564, 565, 604, 608 (Zusammentreffen mit Dantiscus), 613, 616. Vgl. über seine Tätigkeit in Augsburg auch VII, Nachträge, Nr. 32 und V/2, Nachträge Nr. 12. Weitere Bekannte Ecks: V/1, Nr. 703, V/2, Nachträge Nr. 14.

⁴¹⁾ Zum Reichstag in Augsburg vgl. I. B. MÜLLER-BLESSING, S. 138.

Andreas Eck sollte den Reichstag nicht lange überleben. Im Jahre 1531 beobachtete er von einer Anhöhe bei St. Gallen zusammen mit Vadian und anderen Freunden den Kometen, der als unheilswan-geres Vorzeichen Angst und Schrecken verbreitete. Er erzählte dort, daß der Kosmograph Sebastian Münster kurz vorher die Gegend erforscht habe. Auch berichtete er über Wachthäuser mit tiefen Gräben, die er in England gesehen habe. Im Herbst desselben Jahres, als die Reformierten im zweiten Schweizer Konfessionskrieg unter-lagen und auch Zwingli den Tod fand, fiel er in einer Schlacht oder wurde als Gefangener hingerichtet ⁴²⁾.

Das Ende einer Humanistenfreundschaft

Aus den wenigen Briefen des Dantiscus an Vadian spürt man, wie letzterer außerordentlich geschätzt wurde. Immer von neuem bittet Dantiscus um Briefe, Neuigkeiten und Schriften. War die Reform-ation schuld daran, daß die freundschaftlichen Verbindungen auf-hörten? Dies war wohl nur zum Teil die Ursache. Denn Dantiscus gehörte in die Reihe der Erasmusianer und stand auch als Bischof von Ermland mit evangelischen Personen in persönlichem oder brief-lichem Verkehr, so mit Eobanus Hessus, Melanchthon und Albrecht, dem Herzog des säkularisierten Deutschordensstaates. Anlässlich sei-nes Aufenthaltes in den belgischen Städten nach dem Augsburger Reichstag machte er die Bekanntschaft mit namhaften Humanisten, die in Löwen lehrten oder in Belgien sich zeitweilig aufhielten. Dazu gehörten Hilarius Berthulphus, Georg von Logau und Ursinus Velius aus Schlesien, Cornelius Schepper, der Erzbischof von Gran in Ungarn, Nikolaus Olah, der frühere Bischof von Brixen und spä-tere Bischof von Lüttich Georg von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Kaiser Maximilians I. ⁴³⁾. Auch mit dem Juristen Claudius Cantiu-cula und den einen Ausgleich zwischen den Konfessionen erstre-benden Julius Pflug und Georg Witzel stand Dantiscus mittelbar

⁴²⁾ Zu A. Ecks Erzählungen über seine Beobachtungen in England und über sein Lebensende s. JOHANNES KESSLER, Sabbata, mit kleineren Schriften und Briefen. Hrsg. von EMIL EGLI und RUDOLF SCHOCH. St. Gal-len 1902, S. 360 f. und 370. - Zum später sogenannten Halleyschen Kometen, der Furcht erregte, vgl. z. B. auch W. HUBATSCH, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, S. 269.

⁴³⁾ Zum Aufenthalt in den Niederlanden s. I.B. MÜLLER-BLESSING, S. 141 f. - Zu den genannten Freunden in den Niederlanden s. H. DE VOCHT, John Dantiscus, S. 54, 57, 60-62, 110-111 und passim. - Zu N. Olah: NIKOLAUS OLAHUS. Epistolarium. Hrsg. von ARNOLD IPOLYI. In: MONUMENTA HUNGARIAE HISTORICA. DIPLOMATARIA 25. (Budapest 1875) z. B. S. 156, 163 f. - Briefe von Niederländern an Dantiscus bei H. DE VOCHT, Literae ad Franciscum Cranefeldium (HUMANISTICA LOVANIENSIA, Bd. 1). Löwen 1928, Nr. 287, S. 700 ff. - Nicolaus Clenardus an J. Dantiscus. In: MONUMENTA HUMANIS-TICA LOVANIENSIA. Hrsg. von HENRY DE VOCHT (HUMANISTICA LOVANIENSIA, Bd. 4). Löwen 1934, S. 420 ff.

oder unmittelbar in Verbindung⁴⁴⁾. Somit hätte wohl ein Kontakt zwischen den beiden ehemaligen Freunden trotz der verschiedenen Konfession wenigstens in bestimmten Grenzen aufrechterhalten werden können. Wenn dies nicht geschah, so spielten neben der verschiedenen Konfession zwei Faktoren eine ausschlaggebende Rolle: die räumliche Distanz zwischen den preußischen Gebieten, wo sich Dantiscus nach 1531 je länger, desto häufiger aufhielt, und St. Gallen sowie die Vernachlässigung der Korrespondenz auf seiten von Vadian.

Johannes Dantiscus wurde 1538 Bischof der damals bedeutenden Diözese Ermland, und zwar als Nachfolger des Mauritius Ferber, eines Bruders des Danziger Bürgermeisters Eberhard Ferber, der im Jahre 1515 in Wien Vadian kennengelernt hatte. Während fünf Jahren war er somit kirchlicher Vorgesetzter des Frauenburger Domherrn Nicolaus Copernicus, und da derselbe zu einem der bedeutendsten Astronomen aller Zeiten gezählt wird, ist des Dantiscus Name mittelbar auch in die Geschichte der Astronomie eingegangen. Nach dem Tode des Dantiscus im Jahre 1548 war während nur zweier Jahre der feinsinnige, gebildete Tiedemann Giese Bischof von Ermland. Ihm folgte im Jahre 1551, im Todesjahre Vadians, Stanislaus Hosius auf dem ermländischen Bischofsstuhl, der Neffe eines Veters Vadians. Mit ihm setzte die Gegenreformation in Polen ein, und Hosius versuchte nachhaltig, wenn auch umsonst, Albrecht, den Herzog des säkularisierten Ordensstaates, zur katholischen Kirche zurückzuführen⁴⁵⁾. Von all diesen Namen findet sich kein einziger in der großen Vadianischen Briefsammlung, und auch derjenige des Dantiscus fehlt nach 1530. Doch darf nicht vergessen werden, daß in den Briefen dem Zufallsfaktor große Bedeutung beizumessen ist. Wie vieles erfuhr man damals durch mündliche, persönliche Benachrichtigung! Auch der Name des Columbus fehlt im Briefwechsel, und doch wußte Vadian von dessen Entdeckungen. Gerade seine

⁴⁴⁾ GUIDO KISCH, Gestalten und Probleme aus Humanismus und Jurisprudenz. Berlin 1969, S. 300 und Text S. 313. - GREGOR RICHTER, Die Schriften Georg Witzels. Fulda 1913, Neudruck Niewkoop 1963, S. 168-183 (drei Briefe Witzels an J. Dantiscus). - JULIUS PFLUG, Correspondence. Hrsg. von JACQUES V. POLLET. Bd. 1 (1510-1539). Leiden 1969, S. 249, Anm. 3, S. 390 f., Anm. 8., S. 397, Anm. 1.

⁴⁵⁾ Zur Beziehung zwischen Dantiscus und Copernicus s. I. B. MÜLLER-BLESSING S. 227 ff. - Zu T. Giese: K. H. BURMEISTER, Georg Joachim Rhetikus. Bd. 3. 1968, S. 54 ff. Brief Nr. 13: T. Giese an Rhetikus, 1543. S. 56: Bildnis T. Gieses. - PASTORALBLATT FÜR DIE DIÖZESE ERMLAND 24 (1892), S. 72-76, 88-89 (einige Briefe von T. Giese). - ULRICH HORST, Reformation und Rechtfertigungslehre in der Sicht Tiedemann Gieses. In: ZGAE 30 (1966), S. 1-37. - Zu Hosius: Kardinal Stanislaus Hosius, Bischof von Ermland, und Herzog Albrecht von Preußen. Ihr Briefwechsel über das Konzil von Trient (1560-62). Hrsg. von ERNST MANFRED WERMTER (REFORMATIONSGESCHICHTLICHE STUDIEN UND TEXTE, H. 82), Münster 1957.

geographischen Schriften haben bekanntlich entscheidend zur Verbreitung des Namens Amerika beigetragen. Sicher war er irgendwie bekannt mit dem bedeutendsten Schüler des Copernicus, nämlich mit dem aus Feldkirch stammenden Georg Joachim Rhetikus⁴⁶⁾.

Polen im Urteil Vadians

Wie beim Briefwechsel Vadians gilt auch in bezug auf die Vadianischen Schriften, daß man manche seiner Urteile oder Berichte mehr oder weniger dem Zufall verdankt. Hätte er nicht zwei geographische Schriften kommentiert bzw. verfaßt und hätte er nicht im Jahre 1518/19 auf seiner Reise, die ihn noch ein letztes Mal nach Wien führte, auch polnische Städte besucht, so wüßten wir äußerst wenig über seine Beziehungen zu Polen und den damals führenden Persönlichkeiten des polnisch-litauischen Staates⁴⁷⁾. Der römische Geograph Pomponius Mela beschrieb in der von den Humanisten mit Vorliebe herausgegebenen und kommentierten geographischen Schrift auch die Gebiete Sarmatia und Skythia, welche später mit Polen und Westrußland und den Gebieten nördlich des Schwarzen Meeres identifiziert wurden. So hat Vadian in der zweiten Ausgabe des Pomponius Mela im Kommentar - also in den Scholien - seine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen miteingeflochten. Vadian berichtet etwa, wie er moskowitzische Gefangene in Wien gesehen hätte, die König Sigismund von Polen dem Papste zusenden wollte, von der Sprache, der griechisch-orthodoxen Konfession und den Ikonen, den Sitten und der Kleidung dieser Leute. Auch von der Wildheit der Tataren ist die Rede oder davon, daß gefangene Moskowiter und Tataren, in Ketten gefesselt, in den Bergwerken arbeiten mußten. In bezug auf Sarmatia-Polen wird an einigen Stellen ersichtlich, daß König Sigismund von Polen, den er - wie berichtet - im Jahre 1515 in Wien gesehen hatte, von Vadian als tüchtiger Monarch geschätzt wurde, was in diesem Falle nicht als bloße humoristische Schmeichelei zu bewerten ist. Der Schwager Sigismunds hatte in erster Ehe die Schwester des Siebenbürger Wojwoden Johannes Szopolyai geheiratet. Diesen hat Vadian anlässlich seiner Ungarnreise in Budapest gesehen⁴⁸⁾.

⁴⁶⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG VI/1, Nr. 1694. Vgl. darüber K. H. BURMEISTER, Georg Joachim Rhetikus. Bd. 1. 1967, S. 97 f.

⁴⁷⁾ Über die Reise vgl. W. NÄF, Vadian II, S. 66-70, über die 1522 erschienene zweite Auflage des „Pomponius Mela“ ebenda S. 90-97, über die „Epitome trium terrae habitatae partium“, einer geographischen Einführung zu den Reisen des Apostels Paulus, zuerst 1534 in Zürich gedruckt, S. 155 f. - C. BONORAND, Vadians Weg vom Humanismus zur Reformation, S. 91-96.

⁴⁸⁾ VADIAN berichtet kurz darüber in seinem Werk *Epitome trium terrae habitatae partium*, 1. Aufl. Zürich 1534, im Abschnitt Sarmatia.

Den Höhepunkt der Verbindungen mit Persönlichkeiten, die damals in Polen eine bedeutende Stellung einnahmen, bildete die erwähnte Reise, die Vadian über Leipzig, Posen, Breslau, Krakau, Olmütz nach Wien unternahm. Im Mittelpunkt des Aufenthaltes in Krakau standen gesellige Zusammenkünfte und die Besuche der in der Umgebung sich befindenden Salzbergwerke von Bochnia und Wieliczka⁴⁹⁾. Vadian nennt in diesem Zusammenhang den aus Landau in der Pfalz stammenden Johannes Boner, den damals wichtigsten Finanzberater des Königs, Jan Oleśnicki, Herr von Damian, Jodocus Ludovicus Decius, den „Jurisconsultus et orator regius“ Janusz Konarski (wohl der damalige Erzdechant von Krakau) und natürlich seinen Freund Rudolf Agricola sowie seinen damals in Krakau weilenden Bruder Benedikt von Watt und zwei Jünglinge „ex familia Severinorum“. Nach seinen Angaben hat er auch etliche polnische Bischöfe kennengelernt, nämlich Erasmus Vitellius (Ciołek) von Płock, Johann Lubrański von Posen, Mathias Drzewicki von Włocławek, Johannes Konarski von Krakau und Peter Tomicki von Przemyśl, dessen Neffe Andreas Krzycki mit Dantiscus und Rudolf Agricola bekannt war. Daneben werden noch die beiden Bischöfe, die der polonisierten mit den Augsburger Fuggern ver-sippten Krakauer Wirtschaftsmagnatenfamilie Thurzo entstammten, genannt: Johannes Thurzo von Breslau und Stanislaus Thurzo von Olmütz in Mähren.

Bei der Erwähnung der Weichselmündung und der Stadt Danzig vergißt Vadian nicht zu vermerken, daß diese Stadt durch Johannes Dantiscus, den Juristen, Poeten und königlichen Sekretär, zu Ansehen gelangt sei⁵⁰⁾.

Die in diesem Exkurs über seine Erinnerungen an die Reise durch Polen genannten Personen waren nicht die einzigen, die Vadian dort antraf. Sebastian Steinhofner (oder Stainhofer) aus der damals bedeutenden Salinenstadt Hall bei Innsbruck war mit Rudolf Agricola bekannt. Dieser berichtete einigemal im Jahre 1520 dem nach St. Gallen zurückgekehrten Vadian, Magister Sebastian Steinhofner Hallanus, „Musiker“ oder Liebhaber der Musik, lasse grüßen. Am

⁴⁹⁾ Vgl. W. NÄF, Vadian II, S. 68 f.

⁵⁰⁾ Zweite und spätere Ausgaben von VADIANS Scholien zu Pomponius Mela. Liber tertius, Abschnitt: Sarmatia. Dieser Abschnitt enthält den Reisebericht über die Winterreise 1518/19. Die meisten der hier genannten Leute, vor allem einige Bischöfe, waren Korrespondenten des Erasmus von Rotterdam oder werden in dessen Briefen genannt, vgl. OPUS EPISTOLARUM D. ERASMI ROTERODAMI. Bd. 12 (Indices). Vgl. auch KAZIMIERZ MORAWSKI, Histoire de l'Université de Cracovie. Moyen âge et renaissance. Übers. von P. RONGIER. Bd. 3. Paris-Krakau 1905, S. 117. - Über P. Tomicki und seinen Neffen A. Krzycki (Andreas Cricius) vgl. LASCIANA (s. Anm. 23), S. 142, Anm. 1; S. 254, Anm. 1 und 2. - Über die Begegnung mit Jodocus L. Decius vgl. VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG III, Nachträge Nr. 44.

10. März 1521 ergab sich für Steinhofner die traurige Gelegenheit, selber an Vadian zu schreiben, um ihm den Tod Agricolas zu melden. Er erinnerte daran, daß er Vadian in Krakau im Hause des Jodocus Ludovicus Decius kennengelernt habe⁵¹⁾.

Sebastian Steinhofner hatte sich im Jahre 1506 in Krakau als Sebastianus Mathei (d. h. Sohn des Mathaeus) immatrikuliert. Dort studierte bereits 1471 ein Sebastianus Leonhardi de Hallis de valle Eni. Er wurde 1511 Baccalaureus, 1520 Magister und war 1520 - 1527 Lektor. Im Wintersemester 1526/27 lehrte er griechische Grammatik. Valentin Eck aus Lindau, Agricolas Freund, hatte ihn bereits 1515 in seiner „ars versificandi“ gepriesen. Er soll dann als Lehrer in Bartfa in Oberungarn (Slowakei) tätig gewesen sein⁵²⁾.

Vadians Urteile über Polen und die im damaligen polnischen Reiche wirkenden bedeutenden Persönlichkeiten zeugen von einer unvoreingenommenen Betrachtung. Von irgendwelcher nationalen Überheblichkeit ist nichts zu spüren. Gerade einige Briefe Agricolas an Vadian lassen jedoch erkennen, daß sich der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen verschärfte. Nicht nur ging die Schar der in Krakau studierenden deutschen Scholaren rasch zurück und stockte der Zuzug tüchtiger Kräfte aus Deutschland, wie es die Boner, Dietz und andere gewesen waren. Was Agricola verstimmte, war das Verhalten vieler in Krakau wohnender oder eingebürgerter Deutschen während des Krieges Polens mit dem Deutschen Orden in den Jahren 1520/21. Viele von ihnen, so berichtete er, gebärdeten sich, je nach dem Verlaufe der Politik, als klägliche Opportunisten⁵³⁾.

Durch Rudolf Agricolas Tod, der übrigens Krakau der leidigen Verhältnisse wegen hatte verlassen wollen, wurde gleichsam das lebendige Band zwischen Vadian und den Polen zerrissen. Die Verbindungen mit Polen wurden spärlicher, rissen aber bis Vadians Lebensende nie völlig ab. In den vierziger Jahren schrieb ein Pole, Johann Macziński, später Sekretär des Fürsten Nikolaus Radziwiłł in Wilna, aus Zürich an Vadian. Verschiedenes von den Vorgängen in Polen erfuhr dieser von anderen, jedoch nicht polnischen Korrespondenten. So war es nicht verwunderlich, daß Vadian Neuigkeiten aus Polen z. B. über Basel erfuhr, wo man sich auf Meldungen des Professors aus Frankfurt an der Oder, Jakob Millichius, berief⁵⁴⁾.

⁵¹⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 248.

⁵²⁾ Ebd. II, Nr. 216 und 225. S. Steinhofner läßt in Briefen Agricolas Vadian grüßen. - GUSTAV BAUCH, Deutsche Scholaren in Krakau in der Zeit der Renaissance 1460-1520. Breslau 1901, Nr. 46.

⁵³⁾ VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG II, Nr. 213, 216, 225, 240.

⁵⁴⁾ AUS DER VADIANISCHEN BRIEFSAMMLUNG werden auch von 1520 an noch manche mittelbare oder unmittelbare Beziehungen zu Polen sichtbar, z. B. II, Nr. 209, Andreas Vogelweider an Vadian, Krakau, 19. Aug. 1520. - V/1, Nr. 626, K. Som an Vadian, Ulm 1531, Kriegsnachrichten, auch

Die Erinnerung an Polen, besonders auch an Johannes Dantiscus, blieb irgendwie lebendig. Es ist wohl kein Zufall, daß Vadians bester Freund und Mitarbeiter in St. Gallen, Johannes Kessler, in seiner Kurzbiographie bei der Erwähnung einiger Freunde Vadians während seiner Wiener Zeit auch Johannes Dantiscus nennt⁶⁵).

betr. Türken gegen Polen. - Nr. 668, Marcus Bersius an Vadian, Basel 1532: u. a. Nachrichten aus Preußen und Polen. - Nr. 691, Der St. Galler Christian Fridbolt an Vadian, Regensburg 1532. Über den Wojwoden (Szopolyai) und die Türkenkriege. - Nr. 695, Vadian an Berchtold Haller in Bern, 30. Mai 1532. Über die Versuche der Friedensbemühungen des tüchtigen polnischen Königs Sigismund zwischen Ferdinand und Szopolyai. - VI/1, Nr. 1338, H. Bullinger an Vadian, Zürich, 19. April 1544: u. a. über den evangelisch gesinnten polnischen Edelmann Joh. a Lasco (Łaski). - VI/2, Nr. 1533, Hier. Sailer an Vadian, Augsburg 1547, u. a. Nachricht, der alte König von Polen sei gestorben. - Nr. 1534, Vadian an Bullinger. Eine Mißgeburt in Krakau. - Nr. 1572, Martin Frecht an Vadian, Ulm 1547, u. a. Reformation in Polen, ebenso Nr. 1583. - Nr. 1603, Vadian an H. Bullinger in Zürich, u. a. Berichte aus Polen. - Nr. 1631, Simon Sulzer an Vadian, Bern 1548, Berichte des Millichius aus Schlesien und Polen. - Nr. 1655, R. Gualther an Vadian, Zürich 1549, Empfehlung eines Polen. - Nr. 1683, Konrad von Watt, Neffe Vadians in Posen, Krakau 1550. - Nr. 1723, Vadian an H. Bullinger in Zürich, u. a. Beziehungen zu seinen Verwandten in Posen und Krakau. - Nr. 1732 und 1733, H. Bullinger an Vadian. Empfehlung, sich seiner Sache in Polen wegen der Schuld eines Herrn Florian anzunehmen. - VII, Nachträge Nr. 64, Reformation in Nord- und Osteuropa, ebenso Nr. 98, Bericht H. Bullingers. - Zum Brief von Johannes Macziński an Vadian vom 9. Juni 1548 s. VADIANISCHE BRIEFSAMMLUNG VI/2, Nr. 1472 und THEODOR WOTSCHKE, Der Briefwechsel der Schweizer mit den Polen (ARCHIV FÜR REFORMATIONSGESCHICHTE, Ergänzungsband 3). Leipzig 1908, Brief Nr. 1.

⁶⁵) J. KESSLER, Sabbata, S. 602 f.

Joachim Vadian i Jan Dantiscus

Przyczynek do stosunków między Szwajcarią i Polską w wieku XVI

Streszczenie

Studium niniejsze przynosi uzupełnienie do biografii Dantyszka pióra Inge Brigitte Müller-Blessing, która również ukazała się w *Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands*. Dantyszek bowiem był zaprzyjaźniony z kilkoma szwajcarskimi humanistami. Wzajemne stosunki, zwłaszcza handlowe pomiędzy Szwajcarią i Polską były w pierwszej połowie 16 wieku bardzo żywe. Liczne rodziny szwajcarskie, wśród nich także krewni Vadiana, osiedlili się w Polsce, głównie w Poznaniu i Krakowie. Joachim von Watt zwany Va-

dianus pochodził z wpływowej rodziny kupieckiej miasta St. Gallen. Hektor von Watt, kuzyn Vadiana w Krakowie, został szwagrem późniejszego kardynała Hozjusza.

Joachim Vadian studiował we Wiedniu na początku 16 w. i uczył następnie tamże przez okres około dziesięcioletni. Jak to wówczas było w zwyczaju wśród humanistów również zajmował się różnymi dziedzinami nauki. Był „poeta laureatus“, wygłaszał wykłady z poezji i literatury a także z geografii i oprócz tego zajmował się jeszcze medycyną. Dantyszka Vadian poznał prawdopodobnie podczas spotkania książąt 1515 r. w Wiedniu, kiedy to cesarz Maksymilian I, król polski Zygmunt i jego brat, Władysław, król Węgier i Czech, w wyniku kontraktów małżeńskich stworzyli podstawę późniejszej monarchii Dunajskiej (Donaumonarchie). Przy tej okazji Vadian poznał niektóre osobistości z otoczenia polskiego króla a mianowicie oprócz Dantyszka burmistrza Gdańskiego Eberharda Ferbera, i wojewodę Georga von Baysena.

Obowiązki dyplomatyczne zmusiły Dantyszka do opuszczenia Wiednia, ale mimo to usiłował poprzez korespondencje pozostawać w kontakcie z Vadianem. Potwierdza to treść niektórych jego listów. Czy wogóle i ile listów wysłał Vadian do Dantyszka niemożna ustalić. Dotąd nie udało się odnaleźć żadnego listu Vadiana w bogatym, ale bardzo rozproszonym zbiorze listów Dantyszka.

Przykrym zrzędzeniem losu Dantyszek i Vadian nie spotkali się osobiście prawdopodobnie więcej. Kiedy Dantyszek jechał przez Szwajcarię do Hiszpanii, nawiązał znajomość z burmistrzem-humanistą Piotrem Falkiem z Fryburga w Szwajcarii, ale nie mógł niestety odwiedzić Vadiana. W drodze powrotnej z Hiszpanii nie odważył się Dantyszek z powodu groźby zarazy pojechać do St. Gallen, gdzie Vadian mieszkał. Kiedy Vadian zimą 1518/19 r. jeszcze raz udał się do Wiednia, odwiedził także Kraków i spotkał się tam z wieloma przyjaciółmi, między innymi z humanistą Rudolfusem Agricola z Wasserburgu nad jeziorem Bodeńskim, Jodocusem Ludowikusem Deciussem, spotkał się również z członkami rodziny Bonerów oraz swoimi krewnymi, ale Dantyszka nie było wówczas w Krakowie.

Za pośrednictwem jednego z uczniów Vadiana, Andrzeja Ecka z St. Gallen, który z racji swojej służby wojskowej dużo podróżował, były kontakty pomiędzy Dantyszkiem i Vadianem przez jakiś czas podtrzymywane. Tak więc Eck spotkał Dantyszka zarówno w Hiszpanii jak i na sejmie Augsburskim w 1530 r. Od tego czasu nie da się ustalić żadnych bezpośrednich czy pośrednich kontaktów między tymi humanistami. Dantyszek więc należał do tych licznych osobistości ówczesnego polskiego państwa, które z ogólnych humanistycznych pobudek uważały się związane przyjaźnią z Szwajcarem Joachimem Vadianem.

Joachim Vadian and Johannes Dantiscus**A Contribution on Swiss-Polish Relations during the 16th Century****Summary**

This contribution represents a supplement to the biography of Dantiscus by Inge Brigitte Müller-Blessing, which has also appeared in this periodical. Dantiscus was friendly with several Swiss humanists. During the first half of the 16th century, relations, especially commercial relations, between Switzerland and Poland were flourishing. Several Swiss families, including relatives of Vadian, settled in Poland, especially in Poznan and Cracow. Joachim von Watt, known as Vadianus, was a member of a leading St. Gallen mercantile family. Hector von Watt, a cousin of Vadian, became brother-in-law of Hosius, the later Cardinal.

Joachim Vadian studied in Vienna at the beginning of the 16th century, and then taught there for about a decade. As was often the case with the humanists of that period, he occupied himself with the most diverse disciplines. He was "poeta laureatus", gave lectures not only on poetry and literature, but also on geography, and, in addition, studied medicine.

Vadian probably became acquainted with Johannes Dantiscus at the Meeting of the Princes in Vienna in 1515, when Emperor Maximilian I, King Sigismund of Poland, and his brother Wladislaw, King of Hungary and Bohemia, established through marriage alliances the basis of the later Danube Monarchy. At this meeting, in addition to Dantiscus, Vadian also made the acquaintance of various other leading figures in the retinue of the Polish king, notable among these Eberhard Ferber, burgomaster of Danzig, and the Voivode George of Baysen.

In consequence of his diplomatic duties, Dantiscus had to leave Vienna again, but he continually endeavoured to maintain contact with Vadian by correspondence. This is evident from several letters he wrote to Vadian. Whether Vadian sent any letters to Dantiscus, and if so, how many, cannot be established. To date, no letters written by Vadian have been found in the considerable but widely dispersed collection of Dantiscus' letters.

Adverse circumstances were responsible for Dantiscus and Vadian probably not meeting again after 1515. As Dantiscus travelled through Switzerland on his journey to Spain, he met the humanist Peter Falk, Burgomaster of Freiburg, but he was unable to visit Vadian. On his return from Spain, he did not hazard a visit to St. Gallen, home-town of Vadian, because of the risk of plague. When Vadian again went to Vienna in the winter of 1518/19, he went on to visit Cracow, and there, in addition to his relatives, met numerous friends including the humanist Rudolphus Agricola from Wasserburg

near Lake Constance, Jodocus Ludovicus Decius, and members of the Boner family, but Dantiscus was not staying in Cracow at that time.

Contact between Dantiscus and Vadian was maintained for a time through one of Vadian's pupils, Andreas Eck from St. Gallen, who travelled widely in the Imperial Military Service. Eck met Dantiscus in Spain, and also at the Imperial Diet of 1530 in Augsburg. From then on it is impossible to establish whether there were any further contacts - direct or indirect. However, Dantiscus belongs to the many leading figures of the then Polish state, who, mainly out of common humanistic interests, for a time felt linked by friendly ties with the Swiss, Joachim Vadian.

Nicolaus Copernicus Warmiae Commissarius

Von Werner Thimm

Im ermländischen Diözesanarchiv befinden sich in einem umfangreichen Protokollbuch ¹⁾ die Niederschriften der Sitzungen des ermländischen Domkapitels, die mehrere direkte und indirekte Zeugnisse zum Lebenslauf des Astronomen Nicolaus Copernicus ^{1a)} enthalten. Das Protokoll der Kapitelssitzung vom 20. August 1521 führt ihn als Warmiae commissarius auf, in einem Amt, dessen Aufgabenbereich unklar ist, weil keine zeitgenössische Quelle etwas darüber aussagt. Die historische Forschung muß sich also auf den Weg der spekulativen Kriterien begeben, wenn sie ein wenig Licht in diese Tätigkeit des Astronomen bringen will. Zwar hat der Copernicus-Forscher Hans Schmauch vor rund dreißig Jahren eine kurze Erklärung dieses Amtes gegeben, hat sie aber verwaltungsrechtlich nicht näher interpretiert ²⁾. Die Notwendigkeit einer Klärung der mit diesem Amt verbundenen Aufgaben wird neuerdings durch eine in Allenstein erschienene Publikation unterstrichen, in der die Amtsbezeichnung „Warmiae commissarius“ abweichend von Schmauchs Deutung mit „Kommissar für Ermland“ übersetzt wurde ³⁾. Nun läßt sich aber der positive Beweis dafür erbringen, daß Schmauch dieses Amt richtig als „Kommissar für Frauenburg“ gedeutet hat, denn „Warmia“ bedeutete im damaligen Verständnis „Frauenburg“.

Da das Amt des Warmiae commissarius in den Quellen sonst nie wieder erwähnt wird, müssen die Umstände, unter denen das ermländische Domkapitel sein Mitglied Nicolaus Copernicus mit diesem Amt betraute, einmalig und außergewöhnlich gewesen sein. Die Geschichte bestätigt das. Im Jahre 1520/21 verwüstete der Reiterkrieg große Teile des Ermlands ⁴⁾. Vom Kapitelsland waren besonders die

1) Die sogenannten Acta capitularia 1499-1593 befinden sich im Kapitelsarchiv.

1a) Gemäß den von Copernicus' eigener Hand überlieferten Namenszügen halte ich die Schreibweise „Nicolaus Copernicus“ für die beste. Eine ausführliche Darlegung dazu erscheint demnächst in der Zeitschrift PREUSSENLAND.

2) HANS SCHMAUCH, Nikolaus Kopernikus und der deutsche Osten. In: Nikolaus Kopernikus. Hrsg. von FRITZ KUBACH. München-Berlin 1943, S. 246. - Vgl. auch NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE. Bd. 3. Berlin 1957, S. 350.

3) MARIAN BISKUP, Mikołaja Kopernika Lokacje Janów opuszczonej. Nicolaus Copernici Locationes mansorum desertorum. Allenstein 1970, S. 47.

4) Eine umfangreiche Darstellung des Krieges gibt JOSEPH KOLBERG, Ermland im Kriege des Jahres 1520. In: ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE ERMLANDS (abgekürzt ZGAE) 15 (1905) S. 209-390 und 481-578.

Kammerämter Frauenburg und Mehlsack betroffen. Nur im Kammeramt Allenstein konnte sich die Kapitelsherrschaft behaupten. Dorthin hatte sich zu Beginn des Krieges, als Frauenburg in den Bereich der Kampfhandlungen geriet, ein Teil der Kanoniker mit dem Kirchenschatz zurückgezogen ⁵⁾, unter ihnen auch Copernicus. Die übrigen Domherren waren nach Elbing und Danzig geflohen ⁶⁾.

Die Burg Allenstein galt als die stärkste Burg des Kapitels. Sie war die Residenz des Administrators bonorum communium, der im Auftrage des Kapitels die Verwaltung in den beiden größten kapitularischen Kammerämtern Allenstein und Mehlsack führte. Von 1516 bis 1519 hatte auch Nicolaus Copernicus dieses Amt bekleidet. Sein Nachfolger wurde Johannes Krapitz, in dessen Amtszeit am Neujahrsmorgen 1520 der Krieg ausbrach.

Als im November 1520 die Kampfhandlungen in bedrohliche Nähe Allensteins rückten, setzte das Kapitel Johannes Krapitz als Administrator ab und berief wieder Nicolaus Copernicus in dieses Amt. In ihm schien das ermländische Kapitel den Garanten zu sehen, der wegen seines großen Ansehens bei Freund und Feind imstande war, die landesherrlichen Interessen in dieser heiklen Lage am besten zu vertreten. Copernicus enttäuschte die in ihn gesetzten Erwartungen tatsächlich nicht. Seine umsichtigen administratorischen Maßnahmen trugen wesentlich dazu bei, die Kriegsgefahr von Allenstein abzuwenden ⁷⁾.

Der im April 1521 mühsam zustande gebrachte Waffenstillstand ⁸⁾ erlaubte es dem Domkapitel, an die allmähliche Beseitigung der Kriegsschäden zu gehen und die Verwaltung wiederaufzurichten. Der Kapitelsherrschaft blieb zwar das von den Truppen des Deutschen Ordens eroberte Kammeramt Mehlsack bis zum Krakauer Friedensschluß (1525) verschlossen, die Domburg ⁹⁾ und das kleine Kammeramt Frauenburg konnten aber bald wieder übernommen werden.

Gewöhnlich oblag die Verwaltung des Kammeramtes Frauenburg einem vom Kapitel gewählten Domherrn, dem Judex civitatis War-

⁵⁾ Vgl. HANS SCHMAUCH, Neue Funde zum Lebenslauf des Copernicus. In: ZGAE 28 (1943) S. 88, Anm. zu Nr. 15.

⁶⁾ DIE HEILSBERGER CHRONIK. In: SCRIPTORES RERUM WARMIENSUM. Bd. 2 (= MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS. Bd. 8). Braunsberg 1889, S. 393, 394.

⁷⁾ Vgl. HANS SCHMAUCH, Nikolaus Kopernikus (= Der Göttinger Arbeitskreis, Heft 34). Kitzingen 1953, S. 28. - MARIAN BISKUP, W sprawie zagrożenia Olsztyna przez wojska Krzyżackie w początkach 1521 roku. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMINSKIE 111 (1971) S. 139-145.

⁸⁾ Vgl. JOHANNES VOIGT, Geschichte Preußens. Bd. 9. Königsberg 1839, S. 622, 630-634. - J. KOLBERG, S. 385, 387-390. - HELMUT FREITWALD, Markgraf Albrecht von Ansbach-Kulmbach (= Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege, Bd. 15). Kulmbach 1961, S. 72-82.

⁹⁾ Vgl. J. KOLBERG, S. 390.

miensis¹⁰⁾. Seine Verwaltungsaufgaben glichen denen des Administrators der Kammerämter Allenstein und Mehlsack. Im Jahre 1519 ist der Senior des ermländischen Domkapitels, der greise Balthasar Stockfisch, als *Judex civitatis Warmiensis* nachweisbar¹¹⁾. Stockfisch hielt sich in der ersten Zeit des Reiterkrieges in Allenstein auf, begab sich aber später zu den nach Elbing geflohenen Konfratres, wo ihn vor dem 15. Februar 1521 der Tod ereilte¹²⁾. Da die Kriegslage die Verwaltung des Kammeramtes Frauenburg unmöglich machte, erübrigte sich für die in Allenstein, Elbing, Danzig und anderswo weilenden Domherren, das verwaiste Amt wieder zu besetzen; allenfalls hätte es genügt, die notfalls erforderlichen Verwaltungsaufgaben einem Domherrn vorsorglich ans Herz zu legen.

Mit dem Stillstand der Waffen im April 1521 änderte sich aber die Situation. In Frauenburg bereiteten die polnischen Schutztruppen die Räumung der Domburg vor¹³⁾, und die kapitularische Landesherrschaft konnte wieder das Kammeramt Frauenburg verwalten. Allerdings hatte der Krieg Frauenburg und Umgebung so stark verwüstet, daß an eine normale Herrschaftstätigkeit, wie sie der *Judex civitatis Warmiensis* gewöhnlich auszuüben pflegte, vorerst nicht zu denken war. Das Domkapitel mußte vielmehr zunächst darangehen, die zu Beginn des Krieges von den Truppen des Deutschen Ordens gänzlich niedergebrannten Kurien¹⁴⁾ wiederaufzubauen und Stadt und Land mit Leben zu füllen, damit die geflüchteten Domherren in Frauenburg Residenz nehmen konnten.

Mit diesem schwierigen Unternehmen hat das Domkapitel Nicolaus Copernicus betraut, der sich in der kritischen Zeit des Krieges schon als Administrator in Allenstein bewährt hatte. In der ersten Phase des Waffenstillstands gingen nämlich zu ganz ungewohnter Zeit¹⁵⁾ die Amtsgeschäfte des Administrators von Copernicus auf

¹⁰⁾ Vgl. WERNER THIMM, Die Ordnungen der Kapitelsburgen Allenstein und Mehlsack aus dem Jahre 1563. In: ZGAE 33 (1969) S. 78, Anm. 108, und S. 153.

¹¹⁾ RIKSARKIVET STOCKHOLM. Extranea 146 a: Ratio officii custodie ecclesie Warmiensis perceptorum et expositorum, fol. 91 und 101.

¹²⁾ Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 2. Marburg 1967, S. 704 und FRANZ HIPLER, *Spicilegium Copernicanum* (= *MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS*. Bd. 4). Braunsberg/Leipzig 1872, S. 339-342: Brief des Archidiakons Johannes Sculteti an den Administrator Nicolaus Copernicus. Elbing, 1521 Februar 15, ebenso bei LEOPOLD PROWE, Nicolaus Copernicus. Bd. 2. Berlin 1884, S. 404-409.

¹³⁾ Siehe Befehl König Sigmunds an die Truppenführung in Frauenburg bei J. KOLBERG, S. 390.

¹⁴⁾ Vgl. ebd. S. 287.

¹⁵⁾ Gewöhnlich wurde der Administrator auf der jährlichen Kapitels-sitzung *Omnium Sanctorum* im November gewählt.

Tidemann Giese über ¹⁶⁾, und in den Acta capitularia wird Nicolaus Copernicus im August 1521 ausdrücklich als Warmiae commissarius bezeichnet ¹⁷⁾.

Die von dem jüngsten Kapitelsmitglied Achatius Freundt ¹⁸⁾ angefertigte Niederschrift der Kapitelsitzung in Allenstein hat folgenden einleitenden Wortlaut: „Anno domini 1521 die martis 20. mensis Augusti seu post Agapiti facta est conventio capitularis in Allenschteyn, anno primo induciarum a bello pruthenico, cumque ibidem venerabiles domini Joannes Schulteti archidyaconus, Nicolaus Koppernick Warmiae commissarius, Tydemannus Gyße administrator communium proventuum, Henrichus Schnellenbergk, Joannes Crapitz, Leonardus Nidderhoff, Joannes Tymmerman, Achatius Freundt canonici ecclesiae Warmienseis - nam venerabiles domini Albertus Bisschoff Gedani et Alexander Schulteti in Livonia erant - convenissent, propositum est inprimis a venerabili domino Nicolao Koppernick in capitulo, quemadmodum custodiae sylvarum schultetum in Schafsbergk praefecerit, ut diligenter sylvis districtus Frauenburgk attenderet, quod si fideliter et absque dolo idem schultetus sylvis sibi commissis praeesset, factam esse spem eidem schulteto a domino doctore antedicto, quod ex marcis 6 ipsi schulteto a doctore Nicolao capituli nomine commodatis idem schultetus quicquam obtinere posset, nec eum solutionem integram 6 marc visa eius diligentia cogendum esse. Et id perinde factam placuit venerabilibus dominis.“ ¹⁹⁾

Was könnte das Kapitel wohl bewogen haben, Nicolaus Copernicus zum Warmiae commissarius zu machen, und welche Aufgaben waren mit diesem Amt verbunden?

Wahrscheinlich war die Übergabe der Domburg Frauenburg an das ermländische Kapitel nach der Einstellung der Kampfhandlungen im Juni 1521 der unmittelbare Anlaß, das Amt des Warmiae commissarius einzurichten. Dem Führer der polnischen Schutztruppen in Frauenburg, Johann Starski, und seinen Unterführern hatte König Sigismund im Frühjahr 1521 befohlen, sich darauf einzurichten, den Ort zu räumen und Burg und Kathedrale mit Inventar und Kriegsgerät dem ermländischen Kapitel zu übergeben ²⁰⁾. Zur Übernahme wollte und konnte das in alle Welt zerstreute Kapitel sicher nicht vollzählig erscheinen. Um einen Trümmerhaufen zu überneh-

¹⁶⁾ Bis Ende Mai 1521 ist Nicolaus Copernicus noch als Administrator in Allenstein tätig, im Juni löst Tidemann Giese ihn ab. Vgl. HANS SCHMAUCH, Die Wiederbesiedlung des Ermlandes im 16. Jahrhundert. In: ZGAE 23 (1929) S. 552, 553.

¹⁷⁾ ERMLÄNDISCHES DIÖZESANARCHIV FRAUENBURG. Kapitelsarchiv. Acta capitularia. Bd. 1 a, fol. 28 v.

¹⁸⁾ Achatius Freundt war der Kanzler des Kapitels.

¹⁹⁾ Gedruckt bei F. HIFLER, S. 277, Nr. 51.

²⁰⁾ J. KOLBERG, S. 390.

men, genügte es, einen Beauftragten (= commissarius) zu entsenden. Das Amt des *Judex civitatis Warmiensis*, dessen Aufgabenbereich eine derartige außergewöhnliche Amtshandlung hätte zugeordnet werden können, war wahrscheinlich seit dem Tode von Balthasar Stockfisch verwaist, und es liegt nahe anzunehmen, daß das Kapitel den in der Landesregierung bewährten Administrator Nicolaus Copernicus zum Frauenburger Kommissar mit der Auflage abordnete, die Domburg und das Kammeramt von den polnischen Schutztruppen zu übernehmen, die Kriegsschäden zu beseitigen und die kapitularische Verwaltung wieder einzurichten.

Jüngst haben die Historiker Jerzy Sikorski²¹⁾ und Marian Biskup „Warmiae commissarius“ mit „Kommissar für Ermland“ übersetzt und ihm die Aufgabe zugewiesen, „für Ordnung und gerechtere Zustände im Lande zu sorgen“²²⁾. Diese richtig erahnte Aufgabenstellung muß jedoch auf das Kammeramt Frauenburg beschränkt werden, denn es gibt keinen Befund dafür, daß Copernicus 1521 als Kommissar für das gesamte Ermland zuständig gewesen wäre. Vielmehr sprechen alle Gründe für die Annahme, daß Copernicus mit dem Amt des Warmiae commissarius die Verantwortung für den Wiederaufbau der Domburg und die Neueinrichtung der Verwaltung des Distrikts Frauenburg übertragen wurde.

Zunächst läßt sich in der einzigen Quelle, die das Amt des Warmiae commissarius nennt, eine korrekte und verfassungsgerechte Reihenfolge in der Aufzählung der Kanoniker feststellen. Nach den mit ihren Amtsbezeichnungen genannten Domherren, dem Archidiakon Johannes Sculteti²³⁾, dem „Warmiae“ Kommissar Nicolaus Copernicus und dem Administrator Tidemann Giese²⁴⁾, werden die Domherren ohne nennenswerte Ämter Heinrich Schnellenberg²⁵⁾, Johannes Krapitz²⁶⁾, Leonhard Niederhoff²⁷⁾, Johannes Tymmermann²⁸⁾ und Achatius Freundt²⁹⁾ aufgeführt. Achatius Freundt ist

21) JERZY SIKORSKI, Mikołaj Kopernik na Warmii. Chronologia życia i działalności. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMINSKIE 94 (1966) S. 312, 453 und Separatdruck Allenstein 1968, S. 10, 64, 65.

22) M. BISKUP, S. 47.

23) Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 2, S. 659, und PASTORALBLATT FÜR DIE DIÖZESE ERMLAND 13 (1881) S. 138-140. - Andere Stelleninhaber im Amt des Archidiakons lassen sich nur noch im 13. Jahrhundert nachweisen: Henricus de Teltz und Levoldus de Patellow. Vgl. den Einzelnachweis in ZGAE 33 (1969) S. 55, Anm. 6.

24) Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 213, 214.

25) Vgl. HENRYK ZINS, Kapituła fromborska w czasach Mikołaja Kopernika. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMINSKIE 66 (1959) S. 431, 432.

26) Vgl. ebd. S. 423.

27) Vgl. ebd. S. 428, 429. - ANTON EICHHORN, Die Prälaten des ermländischen Domkapitels. In: ZGAE 3 (1866) S. 358, 359.

28) Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 2, S. 843.

29) Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1, S. 195.

das jüngste Kapitelsmitglied und protokolliert die Sitzung³⁰⁾. Der ranghöchste, an erster Stelle genannte Archidiacon Johannes Sculteti leitet sie, wie es eine andere Stelle des Protokolls noch einmal ausdrücklich hervorhebt: *Venerabilis dominus archidiaconus praesidens*³¹⁾. An zweiter und dritter Stelle werden der *Warmiae commissarius* und der *Administrator* genannt. In Friedenszeiten hatten der *Judex civitatis Warmiensis* und der *Administrator bonorum communium* gleichartige Aufgaben zu erledigen, sie waren demnach rangleich. Daß in der Sitzung vom 20. August 1521 Nicolaus Copernicus als *Warmiae commissarius* vor Tidemann Giese als *Administrator* rangiert, hat wohl seinen Grund in dem außerordentlichen, um zusätzliche Aufgaben vermehrten Amt.

Daß Copernicus die Aufgaben des *Judex civitatis Warmiensis* wahrnahm, zeigt die Tatsache, daß er auf dieser Kapitelssitzung einen Fall aus dem Kammeramt Frauenburg zur Sprache bringt, nämlich die Bewachung der Wälder des Frauenburger Distrikts durch den Schulzen von Schafsberg³²⁾.

Der *Judex civitatis Warmiensis* wird im Rechnungsbuch der Domkustodie regelmäßig jedes Jahr erwähnt, nur für die Kriegsjahre 1520, 1521 und 1522 besteht eine Lücke, in die Nicolaus Copernicus als *Warmiae commissarius* hineinpaßt³³⁾.

Nach damaligem Verständnis bezeichnete „Warmia“ ohne weiteren Zusatz eindeutig Frauenburg³⁴⁾ und nicht Ermland. War das ganze Ermland gemeint, so sprechen die Quellen von „*ecclesia Warmiensis*“ oder „*episcopatus Warmiensis*“ (Hochstift Ermland, Bistum Ermland); „*Warmiensis*“ steht dann adjektivisch bei den Substantiven „*ecclesia*“ oder „*episcopatus*“³⁵⁾.

Nun geht selbst aus dem Sitzungsprotokoll vom 20. August 1521 hervor, daß mit Warmia tatsächlich Frauenburg gemeint war. Achatius Freundt notiert nämlich im zweiten Absatz: „*Deinde venerabilis dominus archidiaconus, praesidens tum capitulo, referre coepit, ut domino tum soli Warmiae habitanti pro venerabilis capituli honestate decens familia esset, ne si quis factiosus aut contumax apprehendus esset nemo qui manum admoveret haberetur,*

30) Als langjähriger Kanzler des Bischofs Fabian von Loßainen hatte er darin Übung.

31) Vgl. Anm. 17.

32) Siehe den Quellenauszug S. 174.

33) RIKSARKIVET STOCKHOLM. Extranea 146 a. Ratio officii custodie ecclesie Warmiensis perceptorum et expositorum.

34) Beispielsweise schrieb Nicolaus Copernicus seinen bekannten Brief gegen Johannes Werner an seinen Studienfreund Bernard Wapowski „ex Warmia“. Über diesen Brief erschien kürzlich ein popularwissenschaftlicher Aufsatz von ANDRZEJ KEMPF in: PROBLEMY NAUKOWY MIEŚCIECZNIK POPULARNY. Warschau 1970, Nr. 10, S. 632-635.

35) Allein die Bände des *CODIX DIPLOMATICUS WARMIENSIS* bieten dafür eine Fülle von Belegen.

etiam ut dei istic servitus repararetur, ne ferrent domini ecclesiam diutius esse obiectum tristiciae³⁶⁾.

Hier ist also der positive Beweis, daß Warmia auch in dieser Quelle tatsächlich Frauenburg bezeichnet. Er gab nämlich zu diesem Zeitpunkt nicht nur „einen einzigen Domherrn“, der im Ermland wohnte. Nachweislich befand sich Tidemann Giese von der Danziger Gruppe des ermländischen Kapitels seit Anfang Juni 1521 als Administrator bonorum communium bei den in Allenstein weilenden Kanonikern. Wahrscheinlich hatten sich die in Danzig aufhaltenden Domherren spätestens kurz nach Eintritt des Waffenstillstands ins Ermland zurückbegeben, um ihre Einkünfte aus dem Topf der bonorum communium nicht zu verlieren.

Mit dem Domherrn, der damals als einziger in Frauenburg wohnte, ist mit Sicherheit Nicolaus Copernicus gemeint, denn ein paar Zeilen vorher wird er ja gerade Warmiae commissarius genannt. Die aus den Reihen der Konfratres gegen Copernicus erhobenen Vorwürfe weist Johannes Sculteti entschieden und überzeugend zurück.³⁷⁾ Vermutlich kam die Kritik von Johannes Krapitz und Heinrich Schnellenberg. Krapitz hatte es wohl noch nicht verwunden, während des Reiterkrieges von Copernicus im Amt des Administrators abgelöst worden zu sein, und Schnellenberg führte mit Copernicus wegen einer Schuldforderung eine private Auseinandersetzung³⁸⁾.

Bei der Frage, warum Achatius Freundt Nicolaus Copernicus in der Niederschrift nicht als Judex civitatis Warmiensis, sondern als Warmiae commissarius bezeichnete, ließe sich denken, daß dem Protokollführer die genaue Amtsbezeichnung des Judex civitatis Warmiensis nicht bekannt war, er war ja erst kurze Zeit Mitglied des ermländischen Domkapitels und nahm zum ersten Mal an einer Kapitelsitzung teil. Wahrscheinlicher ist aber, daß Freundt als ehemaliger Kanzler des ermländischen Bischofs Fabian von Loßainen³⁹⁾ die ermländischen Verhältnisse sehr wohl kannte, die Lage in Frauenburg aber einen Mann erforderte, dessen Befugnisse weit umfangreicher sein mußten als die des Judex civitatis Warmiensis.

³⁶⁾ ERMÄNDISCHES DIÖZESANARCHIV FRAUENBURG. Kapitelsarchiv. Acta capitularia Bd. 1 a, fol. 28 v.

³⁷⁾ Das freundschaftliche Verhältnis und die verantwortungsvolle Zusammenarbeit zwischen Johannes Sculteti und Nicolaus Copernicus bezeugen auch die beiden Briefe, die Sculteti im Februar 1521 an Copernicus geschrieben hat. Vgl. LEOPOLD PROWE, Nicolaus Copernicus. Neudruck der Ausgabe von 1883/84 Osnabrück 1967. Bd. I, 2, S. 122, 123 und Bd. II, S. 404-416.

³⁸⁾ Vgl. den Brief des Nicolaus Copernicus an Bischof Mauritius Ferber. Frauenburg, 1524 Februar 29, in der UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK UPPSALA. H. 157, gedruckt bei F. HIPLER, S. 170-172; vgl. besonders S. 171 Anm. 1, aus der das persönliche Verhältnis zwischen Giese, Copernicus und Schnellenberg zu ersehen ist.

³⁹⁾ Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1, S. 172, 173.

Sprachen schon alle indirekten Kriterien widerspruchsfrei für eine Tätigkeit des Nicolaus Copernicus als Warmiae commissarius in Frauenburg, so bringt der bisher unveröffentlichte Teil des Sitzungsberichts vom 20. August 1521 dafür einen einwandfreien Beweis. Der Copernicus-Forschung wäre ein Mißverständnis erspart geblieben, wenn der verdienstvolle ermländische Historiker Franz Hipler vor hundert Jahren in seinem Spicilegium Copernicanum einen zusätzlichen Absatz des Sitzungsprotokolls publiziert hätte.

Nicolaus Copernicus Warmiae Commissarius

Streszczenie

W jednym z protokołów posiedzenia kapituły warmińskiej (z 20. VIII 1521r) określony jest Mikołaj Kopernik jako Warmiae commissarius. Badacze Kopernika interpretowali obowiązki związane z tym urzędem w sposób różnorodny, ponieważ współczesne źródła nie podawają bliższych na ten temat informacji. Z protokołu tego wynika, że urząd „Warmiae commissarius“ był identyczny w znacznym stopniu z normalnym urzędem „Judex civitatis Warmiensis“. Wyjątkowa sytuacja wojen zmusiła rozproszoną kapitułę po rozejmie między Zakonem Krzyżackim a Koroną Polską do mianowania pełnomocnika (commissarius), uprawnionego do przejęcia utraconych w wyniku wojny dóbr Fromborskich od dowódców polskich. Zadaniem tzw. Judex civitatis Warmiensis było administrowanie świeckie komory Fromborskiej. Jego obowiązki pokrywały się obowiązkami rezydującego w Olsztynie administratora (Administrator bonorum communium). Z wymienionego wyżej protokołu wynika, że Kopernik jako Warmiae commissarius spełnił zadania jak Judex civitatis Warmiensis i że on w tym czasie jako jedyny ze wszystkich kanoników mieszkał we Fromborku. Do jego najpilniejszych zadań należało usunięcie szkód wojennych i zorganizowanie administracji okręgowego regionu.

Nicolaus Copernicus Warmiae Commissarius

Summary

In the minutes of a meeting held by the Chapter of the Ermland cathedral on the 20th August 1521, Nicolaus Copernicus is referred to a Warmiae commissarius.

Copernicus scholars differ in their interpretations of the responsibilities connected with this office, because of the lack of information from contemporary sources. This paper shows that the office of the Warmiae commissarius is virtually identical with the normal

office of the *Judex civitatis Warmiensis* in the Frauenburg Chapter. After the armistice between the Teutonic Order and the Polish Crown, the widely dispersed Cathedral Chapter found themselves obliged, as a result of the exceptional circumstances caused by the war, to appoint a representative (*commissarius*) to accept from the Polish military commanders the return of those Frauenburg properties lost during the war. The *Judex civitatis Warmiensis* was responsible for the secular administration of the Frauenburg treasury. His duties were similar to those of the *Administrator bonorum communium* officiating in Allenstein. From the above-mentioned minutes it is apparent that Copernicus, as *Warmiae commissarius*, performed the duties of the *Judex civitatis Warmiensis*, and, at that time, was the only cathedral official living in Frauenburg. His most important tasks were to repair war damage, and to re-establish the administration of the district.

Die Ermlandkarte von Endersch (1755)

Von Werner Thimm

Die zentrale geographische Lage des Hochstifts Ermland im Preußenland fand bei den Kartographen immer eine angemessene Beachtung. Schon die älteste bekannte Karte von Preußen führt außer dem Landschaftsnamen „Ermeland“ sämtliche ermländischen Städte auf, es fehlen allerdings die Landesgrenzen. Heinrich Zell¹⁾ stellte diese Karte um 1540 in Preußen zusammen, als er den Wittenberger Mathematiker Georg Joachim Rheticus auf seiner Reise zu Nicolaus Copernicus in Frauenburg begleitete. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Karte eine Gemeinschaftsarbeit von Zell, Rheticus und Copernicus darstellt²⁾. Im Jahre 1542 wurde sie als vierteiliger Holzschnitt in Nürnberg gedruckt. Vom Erstdruck ist nur noch ein einziges Exemplar in der Markusbibliothek in Venedig erhalten³⁾.

Nicolaus Copernicus gilt als der erste Kartograph des Preußenlands. Bereits 1510 besaß er eine Karte von Preußen, die er wahrscheinlich selbst angefertigt hatte⁴⁾. Eine von ihm gezeichnete Karte (topographica descriptio) des Gebiets um Tolkemit und des südwestlichen Teils des Frischen Haffs wurde im Frühjahr 1519 bei einem Prozeß zwischen dem Ermland und der Stadt Elbing um die Fischereigerechtigkeiten im Haff gebraucht⁵⁾. Zehn Jahre später

¹⁾ Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE Bd. 2. Marburg 1967, S. 837.

²⁾ Vgl. KARL HEINZ BURMEISTER, Georg Joachim Rheticus as a geographer and his contribution to the first map of Prussia. In: IMAGO MUNDI 23 (1969) S. 73-76.

³⁾ Vgl. HEINZ LINGENBERG, Das untere Weichselland im ersten Weltatlas. In: WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 20 (1970) S. 93. Die Preußenkarte von Heinrich Zell aus der Bibliotheca Marciana ist abgebildet bei LEO BAGROW, Die Geschichte der Kartographie. Berlin 1951, S. 113. Zell liebte es, die Städte in schönen Vignetten aufzuführen und auch kleine Orte, die an berühmte Städte erinnerten, zu verzeichnen. So finden wir in Preußen nicht nur „Rom“ und „Wenedig“, sondern auch „Cracauw“ (im Karree zwischen „Seeburg“, „Wardenberg“, „Gutstatt“ und „Heylsperg“) und „Cöll“ (im Dreieck zwischen „Bistein“, „Seeburg“ und „Ryssel“).

⁴⁾ Vgl. KURT FORSTREUTER, Fabian von Löbain und der Deutsche Orden. In: KOPERNIKUS-FORSCHUNGEN. Hrsg. von JOHANNES PAPRITZ und HANS SCHMAUCH (= DEUTSCHLAND UND DER OSTEN, Bd. 22). Leipzig 1943, S. 226 bis 228. Nach L. BAGROW, S. 149 soll Nicolaus Copernicus zusammen mit Bernard Wapowski Unterlagen für die „Tabula Moderna Polonia“ geliefert haben, die in der Ausgabe der „Geographie des Ptolemäus“ 1507/08 in Rom erschienen.

⁵⁾ Vgl. HANS SCHMAUCH, Neues zur Copernicusforschung. In: ZGAE 26 (1938) S. 643, 644.

arbeitete er an einer Karte des ganzen Preußenlands. Am 10. Juli 1529 bat nämlich der ermländische Bischof Mauritius Ferber den Frauenburger Domherrn Alexander Sculteti, der selbst eine Karte von Livland angefertigt hatte, seinem Amtsbruder Copernicus bei dessen Arbeit an der „Mappa sive descriptio terrarum Prussiae“ behilflich zu sein⁶⁾. Leider ist von den kartographischen Arbeiten des Copernicus nichts erhalten geblieben. Ohne Zweifel schöpften aber die Kartographen Rheticus, Zell und Hennenberger aus ihnen.

Der Mühlhausener Pfarrer Caspar Hennenberger gab im Jahre 1576 in der Offizin des Georg Osterberger in Königsberg eine von neun Holztafeln gedruckte große Karte von Preußen heraus. Hennenberger hat sich die kartographische Landesaufnahme nicht leichtgemacht. Sieben Jahre lang sammelte er das Material und bereiste währenddessen alle Lande Preußens⁷⁾. Das Ermland nahm er im Jahre 1575 auf. Im Juni dieses Jahres wandte er sich mit einer Empfehlung des Herzogs Albrecht Friedrich an den ermländischen Bischof, den Allensteiner Landpropst und den Vogt zu Seeburg und bat, ihn bei der Arbeit an der Mappe der Lande Preußen zu unterstützen⁸⁾. Dank der im Ermland vorhandenen Aufzeichnungen konnte das benötigte kartographische Material schnell zusammengetragen und schon im folgenden Jahr in Königsberg in den Druck gegeben werden. Die große Karte Hennenbergers stellte alle anderen Karten Preußens in den Schatten, weshalb sie in der Folgezeit mehrmals nachgedruckt wurde und vielen Kopisten als Vorlage diente⁹⁾. In den Grenzen des Hochstifts Ermland finden wir alle Städte und nahezu sämtliche Kirchdörfer, Seen, Flüsse und Wälder.

Um das Jahr 1580 bereicherte der Wartenburger Pfarrer Wilhelm Baldensheim die preußische Kartographie mit der kleinen Schrift „Land- oder feldmessen, dessen ein kurzer, vollständiger und gründlicher bericht, fürnehmlich auf das land zu Preußen gerichtet“, einer Anleitung zu geodätischen Messungen¹⁰⁾. Sie diente nicht nur

⁶⁾ Vgl. FRANZ HIPLER, Literaturgeschichte des Bistums Ermland (= Bibliotheca Warmiensis, Bd. 1. MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, Bd. 4). Braunsberg/Leipzig 1873, S. 115.

⁷⁾ Vgl. MAX TÖPPEN, Geschichte der preußischen Historiographie. Berlin 1853, S. 243.

⁸⁾ STAATLICHES ARCHIVLAGER GÖTTINGEN. STAATSARCHIV KÖNIGSBERG. Archivbestände Preußischer Kulturbesitz. HERZOGLICHES BRIEFARCHIV: Konzepte C Nr. 1 und OSTPR. FOLIANT 74, S. 685-687.

⁹⁾ Vgl. H. LINGENBERG, S. 96-101.

¹⁰⁾ Vgl. EUGEN BRACHVOGEL, Die handschriftliche Bücherei des ermländischen Domherrn Johann Georg Kunigk. In: ZGAE 21 (1923) S. 350-352. Schon im Jahre 1541 hatte der Wittenberger Mathematiker Georg Joachim Rheticus während seines Aufenthalts bei Copernicus in Frauenburg eine allgemeine Anleitung zur Kartographie verfaßt und an Herzog Albrecht nach Königsberg geschickt. Vgl. FRANZ HIPLER, Die Chorographie des Joachim Rheticus. In: ZEITSCHRIFT FÜR MATHEMATIK UND PHYSIK 21 (1876) HIST.-LIT. ABTLG., S. 125-150.

Landvermessungen und Grenzregulierungen, sondern auch der Kartographie.

Das Ermländische Diözesanarchiv in Allenstein verwahrt eine vermutlich von dem Frauenburger Kapitelsnotar Clemens Kalhorn ¹¹⁾ in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gezeichnete Karte des Kammeramtes Allenstein, die einen genauen Aufschluß über die Besitzverhältnisse im Kammeramt zuläßt. Ihre topographischen Angaben berücksichtigen detailliert die rechtliche Verfassung der Orte und Ländereien: Bezeichnet werden Kirchdörfer, Dörfer der Adligen, Kölmerdörfer, Mühlen und landesherrschaftliche Tafelgüter, Seen, Wälder und Wiesen und sogar Teerbrennereien ¹²⁾. Derartige Kammeramtskarten boten eine vorzügliche Grundlage zur Kartierung des gesamten Ermlands, und es steht zu vermuten, daß Johann Friedrich Endersch diese Kammeramtskarten gründlich ausgewertet hat, als er im Jahre 1755 die schönste Ermlandkarte schuf.

Der Elbinger Mathematiker Johann Friedrich Endersch (1705-1769) genoß als Kartograph einen guten Ruf ¹³⁾. Als Barbiergeselle war er in jungen Jahren aus Thüringen über Danzig nach Elbing gelangt, wo er den Beruf eines Wundarztes ausübte. Daneben betätigte er sich wissenschaftlich-künstlerisch als Mechaniker, Mathematiker, Kupferstecher, Kartograph und Zeichner. Im Jahre 1750 stellte er ein Planetarium her, das er dem polnischen König August III. dediizierte. Es brachte ihm den Titel eines königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofmathematikers ein ¹⁴⁾.

Die „Tabula geographica episcopatum Warmiensem in Prussia exhibens“, die Endersch im Jahre 1755 im Auftrage des ermländischen Bischofs Adam Stanislaus Grabowski (1741-1766) sehr sauber in Kupfer stach, gehört zu den historisch bedeutsamen Werken der preußischen Kartographie. Die präzisen topographischen Aufzeichnungen und die Sorgfalt der Ausführung des Kupferstichs ließen nichts zu wünschen übrig und fanden den Beifall von Gelehrten und Liebhabern ¹⁵⁾. Bei der kartographischen Landesaufnahme des

11) Vgl. WERNER THIMM, Der Frauenburger Kapitelsnotar Clemens Kalhorn. In: ZGAE 33 (1969) S. 316-319.

12) Vgl. JAN OBLAK, Mapa komornictwa olsztyńskiego z XVII wieku. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMINSKIE 74 (1961) S. 558-562.

13) Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 164, 165. - Im Jahre 1753 widmete er dem Grafen Heinrich von Brühl seine Mappa trium insularum in Prussia, 1755 vollendete er die Tabula geographica episcopatum Warmiensem in Prussia exhibens und 1758 schuf er die Karte Borussia orientalis et occidentalis. Mit der Anfertigung der Ermlandkarte war Endersch schon 1751 beauftragt. Vgl. MAX TOEPPEN, Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing. In: ZEITSCHRIFT DES WESTPREUSSISCHEN GESCHICHTSVEREINS Heft 21 (1887) S. 34 und Anm. 1.

14) Vgl. PAUL HOHMANN, Zur Biographie des Elbinger Kupferstechers Johann Friedrich Endersch. In: ELBINGER JAHRBUCH 9 (1931) S. 141-143.

15) Vgl. F. HIPLER, Literaturgeschichte, S. 205.

Ermlands fand Endersch eine tatkräftige Unterstützung der Geistlichkeit, der Burggrafen und der Magistrate.

Die Karte ist in der Epoche des Barocks entstanden. Im oberen rechten Teil erzählt eine in üppig schwellende Akanthusblätter gerahmte Kartusche die Entstehungsgeschichte: „Haec tabula geographica jussu et sub auspiciis celsissimi principis episcopi Warmienseis summa cum diligentia et accuratione confecta, manum auxiliatricem praebentibus, et a celsissimo principe ad id incitatis omnibus ejusdem episcopatus ecclesiasticis, arcium prefectis et civitatum magistratibus. Spes alit authorem, laborem hunc difficillimum eruditorum orbi sese commendatum esse. Elbingae MDCCLV.“ Im Schlußsatz drückt Endersch die Hoffnung aus, daß sein Werk das Interesse der Gelehrten finden möge.

In den durch die äußere Form des Ermlands bedingten großen freien Raum im linken Teil der Karte setzte der Kartograph eine prächtige Palette barocker Dekorationsformen. Ein übergroßer, mit einer bis zum Boden reichenden Decke geschmückter Tisch, der in der bäuerlichen Landschaft des Ermlands steht, trägt die Widmungskartusche. Ihren oberen Rand zieren ein aufliegender weißer Adler, Herrscherinsignien und zwei schräg gekreuzte päpstliche Schlüssel, über denen ein Schirm ausgebreitet ist. Darüber umschwirren weihrauchschwenkende und psalmodierende Putten drei Wappen: das gevierte, mit Bischofs- und Fürsteninsignien gezierte Wappen Grabowskis¹⁶⁾, das Wappen des bischöflichen Ermland und das Wappen des kapitularischen Ermland¹⁷⁾. Über dem gesamten Widmungsdekor wacht ein strahlendes Auge Gottes.

In der bäuerlichen Landschaft des Ermlands sind Tuchballen, Säcke, Garben, Bienenkörbe, Wiesen, Felder und Wälder dargestellt. Auf dem nach vorn herabhängenden Teil der Tischdecke prangt ein alter Stich der türme- und mauerumwehrten bischöflichen Residenzstadt Heilsberg, der bereits im Untertitel am oberen Rand der Karte außerhalb der Gradeinteilung angekündigt wird: „Heilsberg, solita habitatio episcopalis, longitudinem 38 graduum et 16 minutorum ab insula Ferro numerat.“ Die Stadt wird von der Pfarrkirche, dem im Jahre 1865 abgebrannten treppengebligen Rathaus und der bischöf-

¹⁶⁾ Das Wappen Bischof Grabowskis zeigt: 1. einen aufgespießten Halbmond, 2. zwei Füchse - oberhalb und unterhalb eines Balkens, 3. drei aufrechtstehende Lanzen mit Rosen, 4. einen Halbmond, der an den beiden Spitzen mit einem Stern besetzt ist. Vgl. auch EUGEN BRACHVOGEL, Die Bildnisse der ermländischen Bischöfe. In: ZGAE 20 (1919) S. 534.

¹⁷⁾ Im ermländisch-bischöflichen Wappen schreitet ein rückwärtsblickendes Osterlamm mit einer Siegesfahne nach links. Das Wappen der domkapitularischen Landesherrschaft ist längsgespalten und zeigt in der einen Hälfte ein halbes Kreuz, in der anderen eine Burg. Vgl. auch EUGEN BRACHVOGEL, Banner und Wappen des Ermlandes. In: ERM-LÄNDISCHER HAUSKALENDER 70 (1926) S. 58.

lichen Burg überragt. Im Vordergrund des Stiches befindet sich nahe der Pfarrkirche die Brücke über die Alle.

Die Kartusche der Karte trägt die Widmung: „Celsissimo ac reverendissimo Sancti Romani Imperii Principi domino domino Adamo Stanisslao in Grabowo Grabowski, episcopo Warmiensi et Sambiensi, terrarum Prussiae praesidi, nec non inclyto ecclesiae cathedralis Warmiensis capitulo tabulam hanc geographicam, quo decet, hummillimo et obsequioso cultu D.D.D. Ioannes Fridericus Endersch, mathematicus regius.“ Diese Widmung fängt die Herrschaftsverhältnisse des Ermlands kurz und bündig ein. Bischof und Kapitel sind die Landesherren. Bischof Adam Stanislaus Grabowski führt nicht seine gesamte Titulatur¹⁸⁾, sondern nur die mit der ermländischen Kathedra verknüpfte: Fürst des Heiligen Römischen Reiches¹⁹⁾, Bischof von Ermland und Samland²⁰⁾, Präsident der Lande Preußen²¹⁾. Die Schlüssel Petri weisen auf die Exemtion des Bistums hin²²⁾, und der polnische Adler steht als Symbol für die weltliche Schutzmacht des Bistums²³⁾. Die Herrschermütze auf der Schneide des Schwertes symbolisiert wohl die kaiserliche Macht.

Das Gesamtbild des Widmungsdekors spiegelt die Denkart und das Lebensgefühl der Barockzeit. Für keine andere Zeit trifft der Begriff des „Fürstbistums Ermland“ besser zu als für diese.

Die Topographie der Enderschen Karte enthält innerhalb der genau gezeichneten ermländischen Grenzen eine Fülle von Details. Städte, Kirchdörfer, Klöster, Dörfer oder Güter sind zeichenhaft unterschieden, Bäche, Flüsse, Seen, Berge und Wälder sorgfältig aufgeführt. Die zehn Kammerämter des Ermlands sind - selbst mit heutigen Maßstäben gemessen - hinreichend genau abgegrenzt und entsprechend ihrer Zugehörigkeit zur Kapitels- oder Bischofsherrschaft farblich voneinander abgesetzt. Die reiche Topographie des Ermlands, der Starostei Tolkemit und des Elbingschen Gebiets verringert sich jenseits der Grenzen; der „Borussiae orientalis pars“ zeigt in den Landschaften „Natangiensis pars“ und „Hockerlandiae

¹⁸⁾ Er war ehemals königlich-polnischer Gesandter, Komtur des Malteserordens und Ritter des weißen Adlerordens. Vgl. E. BRACHVOGEL, Die Bildnisse, S. 578.

¹⁹⁾ Vgl. dazu BRIGITTE POSCHMANN, Bistümer und Deutscher Orden in Preußen 1243-1525. In: ZGAE 30,2 (1962) S. 333-335.

²⁰⁾ Den samländischen Bischofstitel führten die ermländischen Bischöfe seit der Regierungszeit des Bischofs Wenceslaus Leszczyński (1644-1659). Vgl. ANTON EICHHORN, Geschichte der ermländischen Bischofswahlen. In: ZGAE 2 (1883) S. 135-137.

²¹⁾ Dieses Amt versahen die ermländischen Bischöfe seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, nachdem das Amt des Gubernators der Lande Preußen erloschen war.

²²⁾ Vgl. HANS SCHMAUCH, Die kirchenrechtliche Stellung der Diözese Ermland. In: ZGAE 30 (1966) S. 465-495.

²³⁾ Vgl. HANS SCHMAUCH, Das staatsrechtliche Verhältnis des Ermlands zu Polen. In: ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 11 (1934) S. 153-167.

pars“ aber doch die Städte Holland, Mühlhausen, Liebstadt, Mohrunge, Hohenstein, Passenheim, Bartenstein, Preußisch Eylau, Landsberg, Zinten und Heiligenbeil, dazu eine gehörige Menge grenznaher Ortschaften. Am oberen Rand der Karte erscheint ein winziges Stück des „Mare Balticum“. Die Orts- und Gewässernamen tragen die gängigen deutschen Bezeichnungen, während die Dekorationsbeschriftung der Karte lateinisch gehalten ist.

Originaldrucke der Enderschen Karte sind heute eine Rarität. Bei Kriegsende 1945 verwarhte das Ermländische Diözesanarchiv in Frauenburg noch ein abgegriffenes Exemplar des Erstdrucks, von dem der Historische Verein für Ermland in Münster eine fotografische Ablichtung besitzt. Im Jahre 1938 brachte Jeremi Wasiutyński in seiner Copernicusbiographie eine fotografische Reproduktion der Karte, erwähnte aber nicht die benutzte Vorlage²⁴⁾. Jan Obląk illustrierte mit ihr seinen im Jahre 1964 erschienenen Aufsatz über Bischof Adam Stanislaus Grabowski^{24a)}. Neuerdings hat auch Marian Biskup die Endersche Karte im Faksimile aus einer ungenannten Quelle stark verkleinert veröffentlicht²⁵⁾.

Die Matriz der Enderschen Karte existierte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Der Historische Verein für Ermland verwarhte die Kupferplatte, die er im Jahre 1907 von dem Braunsberger Kaufmann Leo Lehmann erworben hatte, in seinen Sammlungen²⁶⁾. Offenbar ist sie im letzten Krieg vernichtet worden.

Im Jahre 1789 ließ der Buchhändler Franz Anton Schrämbl²⁷⁾ in Wien einen originalnahen Nachstich der Enderschen Karte anfertigen, den der Wiener Kupferstecher Anton Amon²⁸⁾ besorgte. Bei

²⁴⁾ Vgl. JEREMI WASIUTYŃSKI, *Kopernik twórca nowego nieba*. Warschau 1938, bei S. 546.

^{24a)} In: *STUDIA WARMINSKIE* 1 (1964) S. 7-56.

²⁵⁾ Vgl. MARIAN BISKUP, *Mikołaja Kopernika lokacje łanów opuszczonych*. Allenstein 1970, S. 13.

²⁶⁾ Vgl. den Bericht der Vorstandssitzung vom 6. November 1907. In: *ZGAE* 17 (1910) S. 265.

²⁷⁾ Bevor Franz Anton Schrämbl (1751-1803) in Wien eine Kunst- und Buchhandlung eröffnete und sich als Schriftsteller einen Namen machte, war er als Lehrer tätig, zuletzt als Direktor der k. k. Normal-schulen in Österreichisch-Schlesien zu Troppau. Vgl. über ihn die Kurzbiographie in: CONSTANT VON WURZBACH, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich*. Teil 31. Wien 1876, S. 254, 255.

²⁸⁾ Er war „Kupferstecher zu Wien, um 1780-1800 tätig, studierte erst unter Christian Brand die Landschaftsmalerei, beschäftigte sich aber dann als Kupferstecher. Von ihm u. a. zwei Ansichten des Marktes von Schottwien, ferner Ansichten von Salzburg und Hallein“, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. Hrsg. von ULRICH THIEME und FELIX BECKER. Bd. 1 Leipzig 1907, S. 419. - Zeitweilig war Amon auch Mitarbeiter des großen österreichischen Geographen, Kartographen und Statistikers Josef Marx Freiherr von Liechtenstein. (Briefliche Mitteilung der Österreichischen Nationalbibliothek Wien vom 6. Aug. 1971, Herrn Dr. Johann Welchinger, Wien, sei an dieser Stelle für wertvolle bibliographische Hinweise gedankt.)

den topographischen Angaben hielt er sich präzise an die Originalvorlage, machte aber bei der Dekoration und der Dekorationsbeschriftung politische Zugeständnisse. Als Endersch die Karte schuf, war das Ermland autonomes Fürstbistum; als Amon sie nachstach, hatte das Ermland seine Autonomie verloren. Die auf die ermländischen Landesherren abgestimmten Kartuschen und den Bildschmuck ließ er deshalb weg. Den dadurch entstandenen Eindruck der Unausgewogenheit der Karte suchte er notdürftig zu verdecken. Die Stelle der Kartusche mit der Entstehungsgeschichte der Karte mußte eine von „*Borussiae orientalis pars*“ in „*Theil von Ostpreussen*“ übersetzte Bezeichnung überbrücken, und anstelle des großen Widmungsdekors erschien ein preußisch schlichter Titel: „Karte von Ermeland oder zweites Blatt von Westpreussen, Verfasst von Herrn Ioh. Frid. Endersch, Neu herausgegeben von Herrn F. A. Schraembl, MDCCLXXXIX, Zu finden in eigenem Verlage in Wien.“ Damit wurde der lateinische Originaltitel am oberen Rand der Karte überflüssig. Nach der Einverleibung des geistlichen Kleinstaates in die preußischen Staaten paßte auch die übrige lateinische Beschriftung nicht mehr: „*Mari Baltici pars*“ wurde „*Theil der Ostsee*“, „*Natangiensis pars*“ und „*Hockerlandiae pars*“ wurden ersatzlos gestrichen. Leider fiel auch der schöne Stich der fürstbischöflichen Residenzstadt Heilsberg der Angleichung an die neuen staatsrechtlichen Verhältnisse zum Opfer. Die Starostei Tolkemit und das Elbingsche Gebiet wurden zum „*Marienburgschen Gebiet*“.

Dagegen hat Amon sämtliche Grenzen der Enderschen Karte übernommen. Die Kammeramtseinteilung des Hochstifts bzw. Fürstbistums Ermland galt ja auch noch nach 1772 unter der preußischen Verwaltung. Auch Grenzen, die ihren eigentlichen Sinn verloren hatten, sind berücksichtigt. Selbst der Teil des Frischen Haffs, über den Bischof und Kapitel einst herrschten, ist klar zu erkennen: Der Streifen beim Amt Frauenburg gehörte dem Kapitel, der beim Amt Braunsberg dem Bischof.

Der Wiener Nachstich der Enderschen Ermlandkarte vermittelt somit einen guten Einblick in die Herrschaftsstruktur des Ermlands am Ende seiner politischen Selbständigkeit und am Anfang der preußischen Zeit.

Bei der Kopie des Stiches sind Amon nur geringfügige Fehler unterlaufen, die auf die vereinzelt schwierige Lesbarkeit der Ortsnamen in der Vorlage zurückzuführen sind. Grundsätzlich hat er die in der Enderschen Karte auf -dorff endenden Ortsnamen orthographisch durch -dorf wiedergegeben. Gelegentlich wußte er nicht den Ortsnamen dem richtigen topographischen Zeichen zuzuordnen, beispielsweise bei Sauerbaum und Klein Bößau. Wölken ist - wie schon auf dem Enderschen Original - falsch lokalisiert, und die Ortsnamen Groß Tierbach und Richterswald sind verwechselt wor-

den. Im ganzen muß aber dem Wiener Kopisten eine erstaunlich sorgfältige Arbeit bescheinigt werden.

Der Nachstich der Enderschen Karte erschien als Blatt Nr. 79 in der Kartensammlung „Allgemeiner grosser Schrämblischer Atlas“ zu „Wien im Verlage bey Joseph Philipp Schalbacher. 1800“²⁹⁾. Das gesamte Atlaswerk umfaßt 136 Karten, die der Herausgeber Franz Anton Schrämbl in den Jahren von 1786 bis 1800 sammelte. Nach dem Urteil von Constant von Wurzbach³⁰⁾ hatte Schrämbl mit dieser verdienstlichen Arbeit nicht nur manche kostbare ausländische Karte gemeinnütziger gemacht, sondern auch manche neu entworfene brauchbare Karte geliefert; die chalkographische Ausführung der meisten Karten sei gut, bei einigen vorzüglich.

Schrämbl hat auch die Karte von Ermland farblich dekoriert. Waldgebiete sind grün gehalten, einige Ämter zu ihrer besseren Unterscheidung gelb umrandet³¹⁾.

Der Historische Verein für Ermland hat sowohl das Endersche Original von 1755 als auch den Schrämblischen Nachstich von 1789 bei A. Fromm in Osnabrück nachdrucken lassen. Die Vorlagen stellen dankenswerterweise Herr Friedrich Augustin aus Syke (Endersches Original) und Frau Prof. Ilse Lichtenstein-Rother aus Münster (Wiener Nachstich) zur Verfügung. Die Enderschkarte ist originalgetreu wiedergegeben, sie findet sich in der Kartentasche an der hinteren Deckelseite dieses Bandes³²⁾.

Eine Konkordanz der Namen möge Gelehrten und Liebhabern deutscher und polnischer Zunge den Gebrauch der Karte erleichtern. An erster Stelle steht der Name, wie ihn die Karte bringt, darauf

²⁹⁾ Nach einem „Vorbericht“ und „Elenchus“ des k. k. priv. Kunst- und Buchhändlers Franz Anton Schrämbl folgt noch ein zweiter, leicht abweichender Titel auf einem dekorativ gestalteten Titelblatt: „Allgemeiner grosser Atlas, herausgegeben von F. A. Schraembl im Verlage bey Phil. Jos. Schalbacher in Wien MDCCC.“ - Die ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK WIEN verwahrt die Schrämbl-Karte von Ermland unter der Signatur FKB 279-10. (Auskunft von Herrn Dr. Johann Weichinger, Österreichische Nationalbibliothek, Kartensammlung.)

³⁰⁾ C. VON WURZBACH 31 (1876) S. 254.

³¹⁾ In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts befriedigte die Endersche Karte von 1755 die Geographielehrer nicht mehr. 1834 trug sich der Braunsberger Seminardirektor Anton Arendt mit dem Plan, anhand der Schrötterschen Blätter eine neue, lithographierte Ermlandkarte herstellen zu lassen. Obwohl Bischof Joseph von Hohenzollern dem Plan wohlwollend gegenüberstand, scheint die Karte nicht zustande gekommen zu sein. Vgl. FRANZ HIPLER, Literaturgeschichte des Bistums Ermland (= Bibliotheca Warmiensis. Bd. 3., MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS. Bd. 7). Braunsberg 1883, Nr. 192, 193.

³²⁾ Der Nachstich kann bei der Geschäftsstelle des Vereins bezogen werden. Er erfuhr beim Nachdruck zwei Änderungen: dem Titel wurde eine Zeichenerklärung beigegeben, und die gelbe Farbe, die auf der Vorlage nur dekorativen Charakter hatte, wurde sinnvoller zur Abgrenzung des Kapitelslandes vom Bischofsland verwandt.

folgt seine in unseren Tagen gebräuchliche deutsche³³⁾ und polnische Form³⁴⁾. Die Sigle vor dem Namen gibt das Kammeramt an, zu dem der Ort gehört. Es bedeuten: Al = Allenstein, Br = Braunsberg, Fr = Frauenburg, Gu = Guttstadt, He = Heilsberg, Me = Mehlsack, Rö = Röbel, Se = Seeburg, Wa = Wartenburg, Wo = Wormditt. Orte ohne Sigle liegen außerhalb des Ermlands. Die mit Sternchen (*) versehenen Orte sind seit 1945 russisch verwaltet. Ihre neuen Namen sind hier nicht angegeben.

³³⁾ Die heute gebräuchlichen deutschen Namensformen wurden aus der KARTE DES DEUTSCHEN REICHES 1:100 000 aus dem Jahre 1939 zusammengetragen, mitunter mußte auch auf die PREUSSISCHE LANDESAUFNAHME von 1918 zurückgegriffen werden.

³⁴⁾ Die heute gebräuchlichen polnischen Namensformen wurden nach STANISLAW ROSPOND, Słownik nazw geograficznych Polski Zachodniej i Północnej. Bd. 2. Breslau-Warschau 1951, verzeichnet.

Konkordanz der Namen

1. Namen von Städten, Dörfern, Gütern, Klöstern und Mühlen

Al	Abstich – Abstich – Łupstych
Me	Agstein – Agstein – Augustyny Albrechtsdorff – Albrechtsdorf – Wojciechy
Wo	Albrechtsdorff – Albrechtsdorf – Wojciechowo Alken – Alken
Al	Alenstein – Alenstein – Olsztyn Almogen – Allmoyen – Jelmuń
Gu	Alt Garschen – Alt Garschen – Garzewo
Al	Althoff – Althof – Stary Dwór
Gu	Althoff – Althof – Stary Dwór
Gu	Altkirch – Altkirch – Prasłity
Al	Alt Kokendorff – Alt Kockendorf – Stare Kawkowo
Fr	Alt Münsterberg – Alt Münsterberg – Stare Monasterzysko
Br	Alt Sadluken – Alt Sadlucken – Stare Sadłuki
Wa	Alt Wartenburg – Alt Wartenburg – Barczewko
Gu	Ankendorff – Ankendorf – Jankowo
Me	Antiken – Anticken – Antyki
Wo	Arnsdorff – Arnsdorf – Lubomino Asmans – Abmanns – Witki
Br	Auehoff

- Babzins – Babziens – Babieniec
 Balden – Balden – Baldy
 Al Ballingen – Ballingen – Bałag
 Bambe – Bomben *
 Rö Banzen – Bansen – Bęsia
 Wa Bartelsdorff – Groß Bartelsdorf – Bartoły Wielkie
 Wa Bartelsdorffer Buden
 Barten – Baarden – Bardyny
 Bartenstein – Bartenstein – Bartoszyce
 Bartkam – Bartkamm – Pasieki
 Al Barwinen – Barwienen – Barwiny
 Wo Basien – Basien – Bażyny
 Gu Battatron – Battatron – Barcikowo
 Baumgart – Baumgart – Ogrodniki
 He Begniten – Begnitten – Biegonity
 Gu Beiswalde – Beiswalde – Bzowiec
 Wo Benern – Benern – Bieniewo
 Berenfeld
 Al Bergfrid – Bergfriede – Barkweda
 Br Bergmanshoff – Birkmannshöfen – Brzeziniak
 Bernshagen – Behrendshagen – Jagodnik
 Fr Betkendorff – Betkendorf – Biedkowo
 He Bewernik – Bewernick – Bobrownik
 Al Biendara – Biendara Mühle – Biedara
 Birkau – Birkau – Brzezina
 Se Bischoffsburg – Bischofsburg – Biskupiec
 Rö Bischoffsdorff – Bischofdorf – Sątopy-Samulewo
 He Bischoffstein – Bischofstein – Bisztynek
 Gu Blankenberg – Blankenberg – Gologóra
 He Blankensee – Blankensee – Blanki
 He Bleichenbart – Bleichenbarth – Bartniki
 Br Blishöffen – Blieshöfen – Blizewo
 Fr Bludau – Bludau – Błudowo
 Me Blumenberg – Blumberg – Mikołajewo
 Blumnau – Blumenau – Kwietnik
 He Blumnau – Blumenau – Czarny Kierz
 Al Bogdaynen – Bogdainen – Bogdany
 He Bogen – Bogen – Bugi
 Bohlnhoff – Behlenhof – Bielica
 Br Bohmenhoffen – Böhmenhöfen – Bemowizna
 Böhmischgutt – Böhmischgut – Czechowo
 Borcken – Borcken – Borki
 Me Bormanshoff – Bormanshof – Wólka Tolkowiecka
 Me Bornit – Bornitt – Bornity
 Wa Borowo
 Me Borwalde – Borwalde – Borowiec

- Botowen – Bottau – Botowo
 Bransk – Braynicken – Brajniki
 Br Braunsburg – Braunsberg – Braniewo
 Al Braunswalde – Braunswalde – Braşwałd
 Rö Breidink – Bredinken – Bredynki
 Breidling – Breitlinde – Wola Lipowska
 Brüngsdorff – Briensdorf – Borzynowo
 Brusowitz – Prußhöfen – Burszewo
 Buchholtz – Buchholz – Bukowiec
 Se Buchowa Gora – Buchenberg – Bukowa Góra
 Al Buchwald – Groß Buchwalde – Bukwałd
 He Bundien – Bundien
 Se Bürgerdorff – Bürgerdorf – Miejska Wieś
 Wo Bürgerwald – Bürgerwalde – Miejska Wola
 Rö Burg Mühle – Burgmühle – Grodzki Młyn
 Burkenau – Birkenau – Wilki

 Rö Cabinen – Kabinen – Kabiny
 Cadinen – Cadinen – Kadyny
 Camersdorff – Kämmersdorf – Komorowo
 Wa Capitainen – Kaplittainen – Kaplityny

 Dambitz – Dambitzen – Dębice
 Damerau – Damerau – Dąbrowa
 Gu Damerau – Groß Damerau – Dąbrówka Wielka
 Wa Damrau – Damerau – Dąbrowa
 Rö Damrau – Damerau – Dąbrowa
 Wo Dargels – Dargels – Dargiele
 Daubenhoff – Dönhöfen – Przybyłowo
 Wa Daumen – Daumen – Tumiany
 David – Davids – Dawidy
 Me Demut – Demuth – Demity
 Gu Deppen – Deppen – Żółwin
 Wa Dertz – Derz – Derc
 Al Detten – Deuthen – Dajtki
 Deutschendorff – Deutschendorf
 Dexen – Groß Dexen *
 Rö Dirwangen – Dürwangen – Wola
 Ditrichsdorff *
 Wo Dittersdorff – Dittrichsdorf – Biała Wola
 Al Ditterschwalde – Dietrichswalde – Gietrzwałd
 Fr Dittrichsdorff – Dittersdorf – Krzywiec
 Al Diwitten – Diwitten – Dywity
 Wa Dobrink – Debrong – Dobrąg
 Dorbek – Dörbeck – Próchnik
 Al Doretten – Darethen – Dorotowo

- Döwern – Döbern – Dobry
 Dreihoffen – Dreihöfen – Trzeciaki
 Me Drewentz – Drewenz – Drwęca
 Fr Drewsdorff – Drewsdorf – Drewnowo
 Al Dungen – Dongen – Daği
 Al Dziergunka – Mühle Kiebitzbruch – Dzierzgunka

 Eckendorff – Eckersdorf – Florczaki
 Egdallen – Egdelen – Ejdele
 Eichholtz – Eichholz – Dębowiec
 Einsidel – Einsiedel – Siedlisko
 Elbing – Elbing – Elbląg
 Wo Elditten – Elditten
 Me Engelswalde – Engelswalde – Sawity
 Gu Eschenau – Eschenau – Jesionowo
 Me Eschenau – Eschenau – Jesionowo

 Falkenau – Falkenau – Sokolica
 Fasenberg – Eisenberg – Żelazna Góra
 Br Fehlau – Fehlau – Wielewo
 Se Felau – Fehlau – Wielewo
 Finken – Finken – Zięby
 Se Fleming – Fleming – Frączki
 Wo Fochsdorff – Voigtsdorf – Wójtowo
 Se Frankenau – Frankenau – Franknowo
 Fr Frauenburg – Frauenburg – Frombork
 Me Frauendorff – Frauendorf – Babiak
 Se Frauenwald – Frauenwalde – Świętno
 Se Freidenberg – Freudenberg – Radostowo
 Me Freihagen – Freihagen – Brzostki
 Wo Freimark – Freimarkt – Wolnica
 Rö Fugaten – Ottenburg – Wólka
 Se Fürstenau – Fürstenau – Książno

 Me Gail – Gayl – Gajle
 Gallingen – Gallingen – Galiny
 He Gallitten – Galitten – Gajlity
 Al Ganglau – Ganglau – Gaęławki
 He Garten – Gerthen – Kokoszewo
 Gartenpungel – Gartenpungel – Wojciechy
 Me Gauden – Gauden – Gaudyny
 Gedau – Köllmisch Gehdau – Giedawy
 Me Gedauten – Gedauten – Gieduty
 Al Gedauten – Gedaiten – Giedajty
 Me Gedelien – Gedilgen – Giedyle
 Al Gedkendorff – Göttkendorf – Gutkowo
 He Gegotten – Jegothen – Jagoty

- Br Gegritten – Jägeritten
 Geislingen – Geislingen – Gisiel
 Georgengut – Georgensguth – Jurgi
 Se Gergendorff – Görkendorf – Górkowo
 Getkendorff – Göttchendorf – Godkowo
 Al Gilawi – Gillau – Giławy
 Gilgenau – Gilgenau – Elknówko
 Gilgenau – Gilgenau – Elganowo
 Gilwalde – Gillwalde – Żołędno
 Rö Glockstein – Glockstein – Unikowo
 Gu Glottau – Glottau – Głotowo
 Golbitten – Golbitten – Gulbity
 Gonten – Gunten – Guntkajmy
 Al Gotken – Gottken – Godki
 Wa Grabowo – Buchental – Grabowo
 Gu Gradken – Gradtken – Gradki
 Al Grask – Graskau – Groszkowo
 Al Grislinen – Grieslienen – Grzyźliny
 Al Gromel – Grünau – Zieleniak
 Al Gronitten – Gronitten – Gronity
 He Grossendorff – Großendorf – Wielochowo
 Al Groß Berting – Bertung – Bartag
 Se Groß Bessau – Groß Bößau – Biesowo
 Rö Groß Cölln – Groß Köllen – Kolno
 Al Groß Gimmern – Groß Gemmern – Gamerki Wielkie
 Groß Golanen – Glandau – Głady
 Wo Groß Grüneheide – Groß Grünheide – Lejławki Wielki
 Me Groß Klausitten – Groß Klaussitten – Klusity Wielkie
 Al Groß Kleberg – Groß Kleeberg – Klebark Wielki
 Me Groß Korpen – Groß Körpen – Kierpajny Wielkie
 Br Groß Maulen – Groß Maulen – Muły
 Al Groß Purden – Groß Purden – Purda
 Groß Rauschk – Groß Rauschken – Rusek Wielki
 Br Groß Rautenberg – Groß Rautenberg – Wierzno Wielkie
 Groß Röbern – Groß Röbern – Rubno Wielkie
 Groß Stobay – Groß Stoboy – Kamiennik Wielki
 Br Groß Tromp – Groß Tromp – Trały
 Al Groß Trünkaus – Groß Trinkhaus – Trękus
 Groß Turbach – Groß Thierbach – Grądk
 Grünmühle – Grün-Mühle – Gromel
 Gu Grunau – Gronau – Gronowo
 Grunau – Grunau – Gronowo
 Grunau – Grunau – Gronowo
 Fr Grundhoff – Grundhof – Grądek
 Br Grünenberg – Grunenberg – Gronkowo
 Gudniken – Gudnick – Gudniki

- Guhlenen — Gallehnen — Gałajny
 Gurken — Kurken — Kurki
 Gutenfeld — Guttenfeld — Dobrzyńka
 Gu Guttstadt — Guttstadt — Dobrze Miasto

 Hamersdorff — Hammersdorf — Młoteczno
 Hansdorff — Hansdorf — Lipniki
 Hanshagen — Hanshagen — Janikowo
 Hanswalde — Hanswalde — Jachowo
 Harmsdorff — Hermsdorf — Osiek
 Haselbusch — Hasselbusch — Leszczyna
 Haselbusch — Hasselpusch
 Hasenberg — Falkenstein — Zajączkowo
 Hasselau — Haselau — Zajączkowo
 Hasselberg — Groß Hasselberg — Krzekoty
 Rö Heilige Linde — Heiligelinde — Święta Lipka
 Heiligenbeil — Heiligenbeil *
 He Heiligenfelde — Heiligenfelde — Świętnik
 Gu Heiligenthal — Heiligenthal — Świątki
 He Heilsberg — Heilsberg — Lidzbark Warmiński
 Fr Heinrichsdorf — Heinrichsdorf — Jędrychowo
 Rö Heinrichsdorff — Heinrichsdorf — Wojkowo
 Me Heistern — Heistern — Kajmity
 Me Henerkau — Heinrikau — Henrykowo
 Al Hermsdorff — Hermsdorf — Cegłowo
 Herrendorff — Hermsdorf *
 Herrendorf — Herrndorf — Młynarska Wola
 Hertzogswalde — Herzogswalde
 Het — Hütte — Huta
 Gu Himmelsgrundt
 Wa Hirschberg — Hirschberg — Jedzbark
 Me Hirschfeld — Hirschfeld — Jeleniowo
 Hochfürst — Hohenfürst — Wyszkowo
 Hof — Hoofe — Dwórzno
 Me Hohendorff — Hogendorf — Wysoka Braniewska
 Wo Hohenfeld — Hohenfeld — Wysokie
 Hohenstein — Hohenstein — Olsztynek
 Holland — Preußisch Holland — Pastęk
 Al Hugwald — Hochwalde — Ługwałd
 Br Huntenberg — Huntenberg — Podgórze

 Jablonken — Wildenau — Jabłonka
 Wa Jadden — Jadden — Gady
 Jelmon — Hohensee — Choszczewo
 Al Jomendorff — Jomendorf — Jaroty
 Al Jonkendorff — Jonkendorf — Jonkowo

- Al Kaborno – Kalborn – Kaborno
 Al Kainen – Kainen – Kajny
 Kalberg – Kahlberg – Łysica
 Al Kaletka – Teerwalde – Kaletka
 Wo Kalkstein – Kalkstein – Wapnik
 Al Kaltflüs – Kaltfließ – Żurawno
 Kamersdorff – Kämmersdorf – Komorowo
 Rö Kaminen – Komienen – Kominki
 Kanditten – Kanditten – Kandyty
 Wo Karben – Groß Karben – Karbowo
 Fr Karschau – Karschau – Karszewo
 Karwinden – Karwinden – Karwiny
 Karwitten – Karwitten – Karwity
 Wo Kaschaunen – Kaschaunen – Kaszuny
 Rö Katmedien – Kattmedien – Kocibórz
 Se Katrainen – Kattreinen – Kojtryny
 He Katzen – Katzen – Kotowo
 Br Kelberhaus – Kälberhaus – Cielętnik
 Al Kellern – Kellaren – Kielary
 Kemersdorf – Kämmersdorf – Komorowo
 Me Kerschinen – Kirschienen – Kiersiny
 He Kerwitten – Kerwienen – Kierwiny
 Al Kieslinen – Köslienen – Kieźliny
 Kikelhoff – Kickelhof – Kikoły
 Se Kikitten – Kekitten – Kikity
 Kinkenhausen – Königshagen – Piastowo
 Wa Kirschbaum – Kirschbaum – Kierzbuń
 He Kirschdorff – Kerschdorf – Kiersnowo
 Se Kirschdorff – Kirschdorf – Kiersztanowo
 He Kirschen – Kerschen – Kierz
 He Kiwitten – Kiwitten – Kiwity
 Se Klakendorff – Klackendorf – Troszkowo
 Al Klakendorff – Klaukendorf – Klewki
 Rö Klawsdorff – Klawsdorf – Klewno
 Me Klefeld – Kleefeld – Glebisko
 He Kleiditten – Kleiditten – Klejdyty
 Br Kleinau – Klenau – Klejnowo
 Br Kleinauer Hoff – Gut Klenau – Klejnowko
 Al Klein Berting – Klein Bertung – Bartązek
 Se Klein Bessau – Klein Bößau – Biesówko
 Rö Klein Cölln – Klein Köllen – Kolenko
 Me Klein Damrau – Klein Damerau – Dąbrówka
 Wo Kleinenfeld – Kleinefeld – Klony
 Al Klein Gimmern – Klein Gemmern – Gamerki Małe
 Me Klein Golanden – Glanden – Głądy
 Wo Klein Grünheide – Klein Grünheide – Lejlawki Małe

- Me Klein Klausitten – Klein Klaussitten – Klusity Małe
 Al Klein Kleberg – Klein Kleeberg – Klebark Mały
 Me Klein Korpen – Klein Körpern – Kierpajny Małe
 Br Klein Maulen – Klein Maulen – Mułki
 Br Klein Mühle – Klein Amtsmühle – Bobrowiec
 Rö Klein Ottren – Klein Ottern – Oterki
 Al Klein Purden – Klein Purden – Purdka
 Klein Rauschk – Klein Rauschken – Rusek Mały
 Br Klein Rautenberg – Klein Rautenberg – Wierzno Małe
 Klein Stobay – Klein Stoboy – Kamiennik Mały
 Br Klein Tromp – Klein Tromp – Trąbki
 Al Klein Trünkaus – Klein Trinkhaus – Trękusek
 Se Kleisak – Kleisack – Zarębiec
 He Kleitz – Kleitz – Kłajty
 Wa Klimkowo – Klimkau – Klimkowo
 Me Klingenberg – Klingenberg – Łozy
 Gu Klingerswalde – Klingerswalde – Podleśna
 Br Kloprien – Klopchen – Chłopki
 Se Klotainen – Klotainen – Klutajny
 Gu Klutke Mühle – Klutkenmühle – Kłudka
 Wa Kluznik – Klausen – Klucznik
 He Knipstein – Knipstein – Knipy
 Br Knobloch – Knobloch – Czosnowo
 Knochendorf – Klakendorf – Wodynia
 Gu Knopen – Knopen – Knopin
 Kobeln – Koppeln – Kopina
 He Koblen – Kobeln – Kobiela
 Kobutten – Kobulden – Kobiuty
 Koken – Koken – Kawki
 Wa Kolaken – Kollacken – Kołaki
 Al Kolbaken – Kolpacken – Kołpaki
 He Kolm – Kolm – Chełm
 Me Komainen – Komainen – Kumajny
 Gu Komalmen – Komalmen – Komaluzy
 He Konegen – Konnegen – Koniewo
 He Konitten – Konitten – Konity
 Wo Korbsdorff – Korbsdorf – Karkajmy
 Korschen – Korschen – Korsze
 Al Kosno – Kösnick – Košno
 Gu Kossen – Kossen
 Gu Krabulle Mühle – Süssenthaler Mühle
 Kraftshagen – Kraftshagen – Krawczyki
 Krakolt – Krakotin – Krakocin
 Se Kramarka – Krammen – Kramarka
 Al Krantz – Kranz – Kręsk
 Gu Krausemühl – Ludwigs-Mühle – Ludwikowo

- Se Krausen – Krausen – Kruzy
 Fr Kreitzdorff – Kreutzdorf – Krzyżewo
 Wo Krekausen – Krickhausen – Krzykały
 Krekegen – Krickehnen – Krykajny
 He Krekollen – Krekollen – Krekole
 Se Kremersdorff – Krämersdorf – Kramarzewo
 Wa Kremersdorff – Krämersdorf – Kromerowo
 Br Kreutzkirche
 He Kreuzkirche
 Wa Krischleinen – Kirschlainen – Kierzliny
 Se Krokau – Krokau – Krokowo
 Wa Kronowo – Cronau – Kronowo
 Wa Kroplainen – Kroplainen – Krupoliny
 Wo Krossen – Krossen – Krosno
 Krzywanoga – Krummfuß – Krzywanoga
 Al Kucharzewo – Kucharzewo – Kucharzewo
 Al Kuditten – Kudippen – Kudypy
 Se Kunkendorff – Kunkendorf – Kalis
 Se Kuntzkeim – Kunzkeim – Droszewo
 Br Kurau – Kurau – Kurowo Braniewskie
 Se Kurken
 Wa Kutzborn – Kutzborn – Studzianek
- Al Labęc – Gulben – Łabędź
 Se Labuch – Labuch – Łabuchy
 Se Labuchsche Buden
 Al Laisen – Leissen – Łajsy
 Se Landau – Landau – Łądek
 Landsberg – Landsberg – Górowo Haweckie
 Langheim – Langheim – Łankiejmy
 Langut – Langgut – Łeguty
- Me Langwalde – Langwalde – Długobór
 He Langwiese – Langwiese – Długoleka
 Al Lanska – Lansk – Rybaki
 Me Lauenhoff – Lauenhof – Łojewo
 Lauk – Lauck – Ławki
- He Launau – Launau – Łaniewo
 Me Lauterbach – Lotterbach – Niedbałki
 He Lauterhagen – Lauterhagen – Samolubie
 Se Lautern – Lautern – Lutry
 Gu Lauterwalde – Lauterwalde – Samborek
 He Lawden – Lawden – Lauda
 Wa Legenen – Lengainen – Łęgajny
 Rö Leginen – Legienen – Leginy
 Me Legsen – Layß – Łajsy
 Al Leinau – Leinau – Linowo

- Leleschken — Lehlesken — Leleszki
 Wo Lemitten — Lemitten — Limity
 Wa Lemkendorff — Groß Lemkendorf — Lamkowo
 Lentz — Lenzen — Łęcze
 Se Leszno — Leschnau — Leszno
 Libenau — Liebenau — Miłosna
 Me Libenau — Liebenau — Lubnowo
 He Libenberg — Liewenberg — Miłogórze
 Me Libenthal — Liebenthal — Lubianke
 Me Lichtenau — Lichtenau — Lechowo
 Lichtenfeld — Lichtenfeld
 Se Lichtenhagen — Lichtenhagen — Ustnik
 Me Lichtwalde — Lichtwalde — Wyřebiska
 Liebstadt — Liebstadt — Miłakowo
 Al Likusen — Likusen — Likusy
 Me Lilienthal — Lilienthal — Białczyn
 Lindenau — Lindenau — Lipowina
 Gu Lindenbrun — Lindenbrunnen
 Me Lindmansdorff — Lindmannsdorf — Wola Lipecka
 He Linglak — Linglack — Łędlawki
 Gu Lingnau — Lingenau — Łęgno
 Lobert — Lohberg — Płonne
 Se Lokau — Lokau — Tłokowo
 Se Lokitten — Lekitten — Lekity
 Lomp — Lomp — Lępno
 Me Lotterfeld — Lotterfeld — Łoźnik
 Me Luben — Luben — Lubień
 Lumpe — Lomp — Łumpia
 Br Lunau — Lunau — Łunowo
 Rö Lusianen — Loßainen — Łężany
 Luxetten — Luxethen — Łukszty

 Majbom — Maibaum — Majewo
 Se Makolen — Makohlen
 Malsowen — Malschöwen — Małszewko
 Malwosen — Malshöfen — Małszewo
 Manchengut — Manchengut — Mańki
 He Maraunen — Maraunen — Maruny
 Wa Maraunen — Maraunen — Maruny
 Marienfeld — Marienfelde — Marianka
 He Markheim — Markeim — Markajmy
 Maternshoffen — Maternhöfen — Maciejowo
 Gu Mawern — Mawern — Mawry
 He Medien — Medien — Medyny
 Me Mehlsak — Mehlsack — Pieniężno
 Meislatein — Meislatein — Myślęcín

- Al** Mendrinen – Mendrienen – Mendrzyny
Me Mertensdorff – Mertensdorf – Marcinkowo
Al Mertensdorff – Alt Märtinsdorf – Marcinkowo
Se Mertensdorf – Neu Mertinsdorf – Nowe Marcinkowo
 Meszgutt – Mensguth – Dźwierzuty
Al Meyden – Mauden – Majdy
He Meynen – Mengen
Wo Migenen – Migehten – Mingajny
Al Miken – Micken – Myki
Me Millenberg – Millenberg – Miłkowo
Al Miodowka – Honigswalde – Miodówko
 Mirken – Mörken – Mierki
 Mispelsey – Mispelsee – Jemiołowo
 Mittelgut – Mittelgut – Śródka
Se Modlengen – Modlainen – Modliny
 Mohrung – Mohrungen – Moraż
Wa Mokainen – Mokainen – Mokiny
Rö Molditten – Molditten – Mołdyty
Rö Mönchsdorff – Groß Mönnsdorf – Mnichowo
Br Mons Albanus – Julienhöhe – Biała Góra
 Mühlfeldt – Mühlfeld – Miłynisko
 Mühlhausen – Mühlhausen – Miłynary
Gu Münsterberg – Münsterberg – Cerkiewnik
Al Müntkien – Mondtken – Małki

 Nadrau – Nadrau – Nadrowo
Al Nagladen – Nagladden – Nagłady
Me Nalaben – Nallaben – Nałaby
Fr Naritz – Narz – Narusa
Se Nassau – Nassen – Nasy
Al Nattern – Nattern – Naterki
 Naude – Nauten – Nawty
 Neidems – Nektainen – Niekwitajny
Se Neidims – Neudims – Najdymowo
Wa Nerwik – Nerwigk – Nerwik
Gu Neuendorff – Neuendorf – Nowa Wieś Mała
Al Neue Mühl – Neumühl – Nowy Miłyn
He Neuendorff – Neuendorf – Nowa Wieś Wielka
 Neuendorff – Neuendorfhöhe – Nowina
Al Neu Garschen – Neu Garschen – Garzewko
 Neuhoff – Neuhof – Nowy Dwór
Me Neuhoff – Neuhof – Nowy Dwór
 Neukirche – Neukirch-Höhe – Pogrodzie
Al Neu Kokendorff – Neu Kockendorf – Nowe Kawkowo
 Neukrug – Neukrug – Nowa Karczma
 Neumark – Neumark – Nowica

- Neu Münsterberg – Neu Münsterberg – Nowe Monasterzysko
 Br Neu Sadluken – Neu Sadlucken – Nowe Sadłuki
 Neusahs
 Al Nikelsdorff – Nickelsdorf – Nikielkowo
 Gu Nussberg – Noßberg – Orzechowo

 Oberbach – Ebersbach – Stare Siedlisko
 Gu Oberkapkeim – Ober Kapkeim – Kabikiejmy
 Wa Odriten – Odritten – Odryty
 Se Oelsau – Elsau – Olszewnik
 Wo Open – Open – Opin
 Al Orzechwo – Nußtal – Orzechowo
 Wa Ottendorff – Ottendorf – Radosty
 Rö Ottkam – Atkamp – Kępa Tolnicka
 Rö Ottren – Ottern – Otry

 Me Pakhausen – Packhausen – Pakosze
 Me Palten – Palten – Posady
 Panklau – Panklau – Pęklowo
 Al Papkeim – Tolnicken – Pupki
 Paris – Paaris – Parys
 Se Parkitten – Parkitten – Parkity
 Se Parlees – Groß Parleese – Parleza Wielka
 Se Parleesische Buden
 Passariendorff – Alt Passarge – Stara Pasłęka
 Passarien Krug
 Passenheim – Passenheim – Pasym
 Pastren – Pastern – Pasterzewo
 Al Pataunen – Pathaunen – Pajtuny
 Al Patriken – Patricken – Patryki
 Me Paulen – Paulen – Pawły
 Peisten – Groß Peisten – Piasty Wielkie
 Me Peitunen – Peythunen – Pajtuny
 Pellen – Pellen – Piele
 Me Pelmsdorff – Pilgramsdorf – Pielgrzymowo
 Al Penglitten – Penglitten – Peglity
 Wa Perk – Pirk – Pirki
 Me Perwilten – Perwilten – Perwilty
 Br Petelkau – Pettelkau – Pierzchały
 Wo Petersdorff – Petersdorf – Piotrowo
 Petershagen – Petershagen – Pieszkowo
 Me Peterswald – Peterswalde – Piotrowiec
 Gu Peterswalde – Peterswalde – Piotraszewo
 Br Phalbude – Pfahlbude – Ujście
 Pilten – Pilzen *
 Al Piskaim – Piestkeim – Pisti

- Se Pissau – Waldensee – Piszewo
 Me Plastwich – Plaßwich – Płoskinie
 Rö Plausen – Plausen – Paluzy
 Me Plauten – Plauten – Pluty
 Al Plautzig – Plautzig – Pluski
 Rö Plenowo – Plönhöfen – Plenowo
 Plonen – Plohnien – Pilona
 Rö Plössen – Plößen – Plešno
 Gu Plutken – Plutken – Plutki
 Wa Podlaza – Klausenhof – Podlaza
 Me Podlechen – Podlechen – Podlechy
 Poleken – Podleiken – Podlejki
 Al Poleiken – Polleiken – Polejki
 Wa Poleyken – (mit Podlaza vereinigt)
 Se Polkaim – Polkeim – Polkajmy
 He Polpen – Polpen – Połapin
 Poltske – Narmeln *
 Wa Poludniowo – Paulshof – Południowo
 Pomerrendorff – Pomehrendorf – Pomorska Wieś
 Al Porbaden – Neu Schöneberg – Porbady
 Portegen – Bordehnen – Burdajny
 Se Porwangen – Porwangen – Pierwagi
 Potangen – Podangen – Podągi
 Se Potritten – Potritten – Potryty
 Al Praitowo – Preiwils – Prejłowo
 He Pratten – Napratten – Napraty
 Preussisch Eylau – Preußisch Eylau *
 Preussisch Marck – Preußisch Mark – Przezmark
 Pribernau – Pröbbernau – Przebrno
 Wa Proles – Prohlen – Próle
 Se Prossitten – Prossitten – Prosiety
 Al Przykop – Grabenau – Przykop
 Se Pudling – Paudling – Pudłag

 Gu Qwetz – Queetz – Kwiecewo
 Al Qwidliz – Quidlitz – Silice
 Qvintenen – Quittainen – Kwitajny

 Fr Rahmenfeld – Rahmenfeld – Ronina
 Se Ramsau – Ramsau – Ramsowo
 Se Ramschebuden
 Rö Ramten – Ramten – Ramty
 Rapendorff – Rapendorf – Aniołowo
 Se Raschung – Raschung – Raszag
 He Raunau – Raunau – Runowo
 Rausbach – Rauschbach – Rusewo

- Me Rawusen — Rawusen — Rabusy
 He Rechen — Reichsen — Rejsy
 Redenau — Reddenau — Rodnowo
 Al Redikaim — Redigkainen — Redykajny
 He Reehagen — Rehagen — Sarnowo
 Br Regitten — Regitten — Rogity
 Rehberg — Rehberg — Pagórki
 He Rehtz — Retsch — Redy
 Reichau — Reichau — Boguchwały
 Reichenau — Reichenthal — Raciszewo
 He Reichenberg — Reichenberg — Kraszewo
 Reichertswalde — Reichertswalde — Markowo
 Wa Reichshagen — Reuschhagen — Ruszajny
 Reimansfeld — Reimannsfelde — Nadbrzeże
 He Reimerswalde — Reimerswalde — Ignalin
 Reinswein — Rheinswein — Rańsk
 Al Reisen — Reußen — Ruś
 Rö Reis Mühle — Rheinmühl — Ryński Młyn
 Al Rentinen — Rentienen — Rentyny
 Ribben — Ribben — Rybno
 Se Ridbach — Ridbach — Rzeck
 Al Rikowlec — Rikowitz/Rickenhof
 Se Rittibalden — Rittebalde — Rycybait
 Rö Robawen — Robaben — Robawy
 Se Rochlach — Rochlack — Rukławki
 Br Rodelshöffen — Rodelshöfen — Rudłowo
 Rö Roessel — Rösel — Reszel
 Rogenen — Rogehnen — Rogajny
 He Rogenhausen — Roggenhausen — Rogóz
 Gu Rogettlen — Regerteln — Rogiedle
 Fr Rohthoff — Rothhof — Dworzysko
 Al Rosenau — Rosenau — Róznowo
 Rosenau — Rosenau
 Gu Rosenböck — Rosenbeck — Rózyn
 Gu Rosengart — Rosengarth — Różynka
 Me Rosengart — Rosengarth — Róžaniec
 Al Rosgitten — Rosgitten — Róžgity
 Rösken — Rösken — Róžki
 Rö Rosenort — Rosenorth — Koprzywnik
 Br Rosenort — Rosenort — Róžaniec
 Rö Rosenschön — Rosenschön — Nowa Wieś Reszelska
 Me Rosenwald — Rosenwalde — Wola Wilknicka
 Rossen — Rossen — Rusy
 Se Rothflies — Rothfließ — Czerwonka
 Rudziskan — Rudau — Rudziska
 Ruming — Rummau — Rummy

- Sadou – Saadau – Sadowo
- Rö Samlak – Samlack – Samłaki
- Br Sankau – Sankau – Sądkowo
- Se Sankt Rochi Capell – Sankt Rochus – Święty Roch
- Rö Santoppen – Santoppen – Sątopy
- Wa Sapuhnen – Sapuhnen – Sapuny
Sargen – Sargen – Szarki
- Se Sauerbohm – Sauerbaum – Zerbuń
- Fr Schafsberg – Schafsberg – Baranówka
- Br Schalmei – Schalmey – Szalmia
Scharfen – Scharfs – Siemki
Scharfenberg – Scharffenberg
- Me Scharfenstein – Scharfenstein – Ostry Kamień
- Se Scharnik – Scharnigk – Żardeniki
- Al Schaustern – Schaustern – Szalstry
- Br Schelgenen – Schillgehnen – Szyleny
- Al Schelle Mühle – Schillamühle – Siła
- Rö Schellen – Schellen – Ryn Reszelski
- Wo Schilling – Schillingsgut – Szelązek
- Al Schilling – Schillings – Szelągowo
Schimanowen – Altensiedel – Szymanowo
- Wa Schipperrn – Schipperrn – Szypry
Schlobitten – Schlobitten – Słobity
Schlodien – Schlodien – Gładysze
- Gu Schlossberg
Schmauch – Schmauch – Skowrony
Schmergrube – Schmergrube
- Gu Schölitten – Schlitt – Skolity
- Me Schönau – Schönau – Jarzębiec
Schönberg – Schönberg – Zastawno
- Se Schönborn – Schönborn – Studnica
Schönborn – Schönborn – Szymbory
Schönborn – Schönborn – Zdrój
- Al Schönbruk – Schönbrück – Sząbruk
- Me Schön Damrau – Schöndamerau – Dąbrowa
Schönek – Schönaich – Dąbkowo
- Al Schönenberg – Alt Schöneberg – Wrzesina
- Rö Schönenberg – Schöneberg – Dąbrowa Wysoka
- Gu Schönewiese – Schönwiese – Międzyzylesie
Schönfeld – Schönfeld – Sówki
- Al Schönfeld – Schönfelde – Unieszewo
Schönfelde
- Se Schönflies – Schönfließ – Dadaj
Schönflies – Schönfließ – Kraskowo
Schönflüs – Schönfließ – Kraskowo
Schönlinde – Schönlinde – Krasnolipie

	Schönmohr – Schönmoor
	Schönrade – Schönrade *
	Schönwalde – Schönwalde – Grabowiec
Al	Schönwalde – Schönwalde – Szczesne
He	Schönwalde – Schönwalde – Warmiany
Wa	Schonau – Schönau – Szynowo
Se	Schonbrük – Schönbruch – Dworzec
Me	Schonsee – Schönsee – Kowale
Al	Schoten – Schattens – Szatanki
He	Schulen – Schulen – Sułowo
	Schwadken – Schwadtken – Świadki Górskie
He	Schweden – Schweden – Wojdyty
	Schwelmen – Schwöllmen – Swędkowo
He	Schwengen – Schwengen – Swajnie
Wo	Schwenkitten – Schwenkitten – Świąkity
Br	Schwilgarten – Schwillgarben – Brzeszczyny
Me	Schwilgauden – Schwirrgauden – Świergudy
Gu	Schwuben – Schwuben – Swobodna
Al	Sechs Huben – Sechshuben (Trautzig)
Se	Seeburg – Seeburg – Jeziorany
Me	Seefeld – Seefeld – Jezioroko
	Serpin – Serpin – Sierpin
Se	Sigfridswald – Siegfriedswalde – Żegoty
Al	Skaibotten – Skaibotten – Skajboty
Gu	Smolaynen – Schmolainen – Smolajny
	Sommerfeld – Sommerfeld – Żąbrowiec
Wo	Sommerfeld – Sommerfeld – Zagony
Br	Sonenberg – Sonnenberg – Bogdany
Me	Sonnenfeld – Sonnenfeld – Cieszęty
	Sonnenstuhl – Sonnenstuhl – Świętochowo
Me	Sonnenwalde – Sonnwalde – Radziejewo
	Soreinen – Sorrehnen – Surajny
He	Soritten – Soritten – Suryty
Rö	Soweiden – Soweiden – Zawidy
Al	Soyka – Eichelmühle – Sójka
	Spanden – Spanden – Spędy
Gu	Sperlings – Sperlings – Wróblík
He	Sperwerten – Sperwatten – Zaręby
Al	Spigelberg – Spiegelberg – Spręcowo
	Spitelhoff – Spittelhof – Warszawskie
He	Springborn – Springborn – Stoczek
He	Springborner Kloster
Al	Stabigut – Stabigotten – Stawiguda
Me	Stabunken – Stabunken – Stabunity
Br	Stangendorff – Stangendorf – Stępień
Rö	Stanislewo – Sternsee – Stanclowo

- Stegen – Steegen – Stegny
 Me Stegmansdorff – Stegmannsdorf – Chwałęcín
 Al Steinberg – Steinberg – Łomy
 Me Steinbotten – Steinbotten – Pełty
 Al Stenkinen – Stenkienen – Stękiny
 He Sternberg – Sternberg – Stryjkowo
 Me Stigenen – Stigehnen – Stygajny
 Stollen – Stollen – Stolno
 Al Stolpen – Stolpen – Słupy
 He Stoltzhagen – Stolzhausen – Kochanówka
 Me Straubensdorff – Straubendorf – Strubno
 Rö Stryjowo – Stockhausen – Stryjowo
 Rö Sturmhübel – Sturmhübel – Grzęda
 Me Sugninen – Sugnienen – Żugienie
 Sukase – Succase – Suchacz
 He Süssenbergr – Süßenbergr – Jarandowo
 Gu Süssenthal – Süßenthal – Sętal
 Swansfeld – Groß Schwansfeld – Łabędnik
 Rö Swidhoppen – Schwedhöfen – Świdówka
 Gu Szarnik – Scharnigk – Żardeniczki
- Br Tarlak – Parlack – Pierławki
 He Techsten – Thegsten – Rokitnik
 Se Teistimen – Teistimmen – Tejstymy
 Se Teistim Mühle
 Wa Tengutten – Tengutten – Tęguty
 Tenkitten – Tenknitten *
 Wa Terka – Terka – Terka
 He Termlack – Termlack
 Deutsch Tierau – Deutsch Thierau *
 Al Thomsdorff – Thomsdorf – Tomaszkowo
 Br Tidmansdorff – Tiedmannsdorf – Chruściel
 Tieffensee – Tiefensee – Głębock
 Tingen – Tingen – Tynga
 Tolainen – Tolleinen – Tolejny
 Wo Tolbach – Thalbach – Bludyny
 Tolkemit – Tolkemit – Tolkmicko
 Me Tolksdorff – Tolksdorf – Tolkowicz
 Tolksdorff – Tolksdorf – Tołkiny
 Wa Tollak – Tollack – Tuławki
 Rö Tolnik – Tollnigk – Tolniki Małe
 Se Tolnik – Tollnigk – Tolniki Wielkie
 Tomereinen – Thomareinen – Tomaryny
 Rö Torninen – Tornienen – Tarniny
 He Trautnau – Trautenau – Trutnowo
 Al Trautzig – Trautzig – Track

- Rö Trochsen – Truchsen – Troksy
 Al Troian – Trojahn-Mühle – Trojan
 Trunz – Trunz – Milejewo
 Tudendorff – Hermannswalde – Warszewo
 Wo Tüngen – Tüngen – Bogatyńskie
- Gu Unterkapkeim – Unter Kapkeim – Kabikiejmy Dolne
- Se Vier Huben – Vierhuben – Czwórka
 Gu Vierzig Huben – Neu Vierzighuben – Nowe Włóki
 Wa Vierzig Huben – Alt Vierzighuben – Stare Włóki
 Fr Vierzig Huben – Vierzighuben – Włóczyska
 Vogelsang – Vogelsang – Zarkrzewiec
 Vöglers – Vöglers
- Al Wadung – Wadang – Wadağ
 Wo Wagten – Wagten – Drwęczno
 Waldknecht
 Walpis – Waplitz – Waplewo
- Gu Walterschmühl – Waltersmühl – Konradowo
 Waltersdorff – Waltersdorf – Włodowo
 Waltersdorf – Waltersdorf – Pęciszewo
- Se Wangsten – Wangsten – Wągsty
 Wappedorff – Wappendorf – Łupowo
 Warkum – Warnikam – Warnikajmy
- Gu Warlak – Warlack – Worławki
 Wa Wartenburg – Wartenburg – Barczewo
 Weglitz – Wöglitz – Weklice
 Weingarten – Weingarten – Winnica
- Rö Weissensee – Weißensee – Biel
 Welkenit – Wilknitt – Wilknity
- Al Wengaiten – Wengaiten – Węgajty
 Rö Wengoy – Wengoyen – Węgój
- He Wernegitten – Wernegitten – Kłębowo
 He Widrichs – Widdrichs – Widryki
 Widrinen – Widrinnen – Widryny
- Al Wienduga – Wienduga
 Wilcken – Wilken – Wilkowo
 Wildenhoff – Wildenhof – Dzikowo Iławeckie
- Br Willenberg – Willenberg – Garbin
- Se Wilms – Willims – Wilimy
 Windorff
- Al Winken – Windtken – Wołowno
 He Winken – Wienken – Winiec
 Se Wips – Wieps – Wipsowo
 Wogenab – Wogenap – Jagodna

- Se Woichshoff – Voigtshof – Wójtówko
 Se Woigtsdorff – Voigtsdorf – Wójtowo
 Al Weitowo – Fittigsdorf – Wójtowo
 Wo Wolffsdorff – Wolfsdorf – Wilczkowo
 Se Wölk – Adlig Wolka – Wólka Szlachecka
 Se Wolkeim – Walkeim – Wilkiejmy
 Me Wölken – Wölken – Wołki
 Gu Wölken – Wölken – Wilki
 Wolla
 Se Wonnenberg – Wonneberg – Studzianka
 Me Wopen – Woppen – Wopy
 Al Wopen – Woppen – Wopy
 Al Worainden – Wiranden – Wyrandy
 Al Woritten – Woritten – Woryty
 Al Workallen – Warkallen – Warkały
 He Workeim – Workeim – Workiejmy
 Wo Wormdit – Wormditt – Orneta
 Rö Worplak – Worplack – Worplawki
 He Woseden – Wosseden – Nowosady
 Me Woynit – Woynitt – Wojnity
 Me Wusen – Wusen – Osetnik
 He Wuslack – Wuslack – Wozławki
 Al Wutrinen – Wuttrienen – Butryny
 Al Wymoi – Wemitten – Wymój

 Al Ząbie – Sombien – Ząbie
 Se Zabrodzie – Schöndorf – Zabrodzie
 Br Zagern – Zagern – Zawlerz
 Al Zalbkien – Salbken – Zalbki
 Zandersdorff – Zandersdorf – Śwędarówka
 Al Zapark – Purden Mühle – Zapurdka
 Al Zazdrosc – Zasdross/Neidhof – Zazdrość
 Gu Zechern – Zechern – Urbanowo
 Se Zehn Huben – Zehnhuben – Kostrzewy
 He Zetau – Settau – Żytowo
 Zinten – Zinten *
 Wa Zymnowo – Zimnowo – Zimnowo

2. Namen von Seen, Flüssen, Bächen und Bergen

Alle Fluß – Alle – Łyna

Ameluk See – Groß Kleeberger See – Jezioro Klebarskie

Baude Fluß – Baude – Bauda

Blanken See – Blanken-See – Jezioro Blanki

Bleichenbart See – Bartnickie Jezioro

Dadei See – Daddai-See – Dadaj

Drausen See – Drausen See – Druzno

Drewentz – Drewenz – Drwęca Warmińska

Frische Haff – Frisches Haff – Zalew Wiślany

Kosno Fluß – Kosno Fluß – Kośnik

Kraz See – Kracks See – Kraksy

Kuklink See – Leinauer See

Lanska See – Lansker See – Łańskie Jezioro

Lautern See – Lautern-See – Jezioro Luterskie

Leimangel See – Leimangel See – Limajno

Lingnau See

Mons Pluto – Pluta Berg

Naritz Fluß – Narzer Bach – Narusa

Nattern See – Nattern See – Świętajno Naterskie

Naucz See – Nautsch-See – Rzeckie Jezioro

Okell See – Okull See – Jezioro Ukiel

Passarien Fluß – Passarge – Pasłęka

Petaren See – Potar See

Pisser See – Klein Wadang See – Pisz

Plautzig See – Plautzig See – Jezioro Pluszne

Prasster Fluß – Wadang Fluß – Wadąg

Prasster See – Kirmeß-See – Kiermas

Rein Fluß – Rheinfluß

Schilling See

Serwent See – Serwent See – Serwinty

Sinser Fluß – Simser – Symsarna

Sinser See – Simser See – Symsar

Tauten See – Tafter See – Tauty

Thomsdorff See - Thomsd. See/Wulping S. - Wulpińskie Jezioro

Wadung See – Wadang See – Wadąg

Walscha Fluß – Walsch Fluß – Walsza

Walsch See – Walsch See – Wałsz

Weske Fluß – Weeske – Wąska

Zain See – Bischorfer Seewiese

Zaun See – Zaun See – Sunia

Mapa Warmii Enderscha z 1755 r.

Streszczenie

Stworzona przez elbląskiego miedziorytnika Johann Friedrich Endersch w roku 1755 mapa Warmii, uchodzi ze swoją barokową dekoracją jako jedna z najpiękniejszych kartograficznych opisan warmińskiej biskupstwa. Rozważając, że z pierwodruku zachowały się tylko nieliczne już egzemplary, Historischer Verein für Ermland (Warmińskie Stowarzyszenie Historyczne) zrobiło z tej mapy przedruk. Do nabycia jest obecnie także już i wiedeński przedruk.

The Ermland Map by Endersch (1755)

Summary

The 1755 map of Ermland created by the copperplate engraver, Johann Friedrich Endersch from Elbing, is, with its baroque decorations, one of the finest maps of the bishopric. In 1789, the Viennese bookseller, Franz Anton Schrämbl, commissioned the copperplate engraver, Anton Amon, to make a copy of the original. Compared with the original by Endersch, the Schrämbl map lacks the baroque decorative dedications and the Latin inscriptions. The distinction between Chapter land and Bishopric land was omitted, since the territories of the Ermland rulers had been incorporated into the Prussian state. All the boundaries, and the detailed topography of the Endersch map were, however, faithfully copied, the treasury divisions of the earlier bishopric or prince-bishopric of Ermland being still in force during the first decades of Prussian rule. The Viennese copy of the Endersch map provides a good insight into the power structure in Ermland at the end of its independent existence and at the beginning of the Prussian period. Facsimiles of the original and the Viennese copy now are reprinted by Historischer Verein für Ermland.

Anzeigen

Marian Gumowski, Handbuch der polnischen Siegelkunde. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1966. 176 Seiten und 75 Tafeln mit insgesamt 871 Siegelabbildungen.

Obwohl Siegel, vor allem mittelalterliche Siegel für die Geschichte, die Rechtsgeschichte, die Diplomatie und die Kunstgeschichte von erheblichem Erkenntniswert sind, ist die Literatur auf dem Gebiet der Siegelkunde im deutschen Bereich seit jeher spärlich. In vielen deutschen Landschaften sind Siegel so gut wie gar nicht publiziert oder erforscht worden. Das Ermland bildet leider keine Ausnahme, eher ist die Lage hier besonders ungünstig. Man wird es daher zu begrüßen haben und auch für die ermländische Geschichte und Kunstgeschichte Interessantes erwarten, wenn der führende polnische Siegelkundler, der seit Jahrzehnten bedeutende Forschungsarbeit auf diesem Gebiet geleistet hat, ein Handbuch der polnischen Siegelkunde in deutscher Sprache vorlegt.

I

Nach einem allgemeinen Teil über Siegel und Siegelwesen, in dem für den deutschen Leser neben polnischen Belegen für auch sonst bekannte Erscheinungen vor allem die Ausführungen zu den für Polen typischen Gemeinschaftssiegeln, etwa mehrerer polnischer, auch schlesischer Herzöge oder verschiedener Städte, z. B. Danzigs und Thorn im 14. Jahrhundert von Interesse sind, behandelt Gumowski in sieben weiteren Kapiteln die Siegel der polnischen Könige, der Herzöge, die Kirchensiegel, die Siegel der polnischen Ritter, der Städte, der Dörfer und zuletzt verschiedener Ämter und Institutionen, wobei er der Entwicklung in den einzelnen polnischen Provinzen meist besondere Bedeutung beimißt. Es folgt ein für den Leser sehr nützlicher Anhang mit einer Liste der polnischen Könige, Stammtafeln der verschiedenen Herzoghäuser und mehreren Verzeichnissen, darunter der Siegel des 11. und 12. Jahrhunderts, der fälschlich zu früh datierten Stadtsiegel und solcher mit besonders interessanten Siegelumschriften.

Wenn auch die Kapitel über die Königs- und Herzogssiegel für den Leser dieser Zeitschrift weniger von Interesse sind, soll doch auf zwei Siegel eingegangen werden, da Gumowski in ihnen die ältesten polnischen Siegel und die einzigen des 11. Jahrhunderts sieht. Das der Königin Richeza (Nr. 130), an einer Urkunde von 1054 im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf erhalten, ist wie die zugehörige Urkunde in seiner Echtheit nicht unbestritten. Auch von kunsthistorischer Seite

möchte man eher an eine Entstehung im 12. Jahrhundert glauben. Doch selbst, wenn Richeza, die aus dem rheinischen Geschlecht der Ezzonen stammte, kurze Zeit die Gattin Mieszkos II. († 1034) war und seitdem als Witwe wieder in ihrer alten Heimat lebte, dort das Siegel 20 Jahre nach dem Tode ihres Gatten in einer rheinischen Urkunde benutzt haben sollte, dürfte es sich um ein rheinisches Werk und kaum um das älteste polnische Königssiegel handeln. Im Rheinland sind Siegel in dieser Zeit allgemein üblich. Polnische Königssiegel sind sonst erst seit 1295 bekannt. Vorsicht ist auch bei dem angeblichen Siegel des Herzogs Władysław Herman von Krakau (Nr. 199) an einer Urkunde im Bayerischen Staatsarchiv München von 1085 geboten. Es ist nur in geringen Resten erhalten, muß aber den Herzog in ganzer Figur thronend mit über den Knien liegendem Schwert gezeigt haben. Solche Thronsigel führten 1085 erst seit wenigen Jahrzehnten die deutschen Könige. Deutsche Herzöge erlauben sich Thron- oder Majestätsiegel jedenfalls erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts und auch dann nur in seltenen Einzelfällen¹⁾. Die früheren Herzogssiegel, die sich aus Polen sonst erst aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert erhalten haben, zeigen üblicherweise den Herzog stehend in Rüstung oder zu Pferde. Das angebliche Majestätsiegel einer Herzogin (Nr. 204) von 1228 dürfte nicht die Herzogin, sondern eine thronende Madonna zeigen, wie das bei den Siegeln anderer Herzoginnen üblich war. Die merkwürdig fehlerhafte Umschrift und der Stil der Figur bestätigen den Verdacht, daß das Münchener Władysław-Siegel eine spätere Fälschung ist.

Die „Kirchensiegel“ behandelt Gumowski auffallend kurz. Nach seiner Meinung sind sie gleichförmiger, konservativer und als Kunstwerke weniger bedeutsam als die herzoglichen und die Städtesiegel. Das müßte eine Besonderheit der polnischen Entwicklung sein; im übrigen Europa läßt sich ein solcher Wertunterschied nicht beobachten. Auch für Polen scheint mir dieses Urteil durch die wesentlich größere Zahl der erhaltenen geistlichen als der weltlichen Siegel mitbedingt zu sein. Nur deshalb liegen uns die langen Reihen der thronenden, stehenden oder vor Heiligen knienden Bischofs- oder Abt-Siegel vor, die zwar im Gesamtschema vergleichsweise wenig, im Detail der künstlerischen Einzelbildung aber erheblich differieren. Nicht gerechtfertigt scheint die Trennung der Siegel der Erzbischöfe (von Gnesen und Lemberg) von den übrigen Bischofssiegeln; nennenswerte Unterschiede finden sich nicht. Unglücklich ist die Bezeichnung der Baldachinarchitekturen über den Bildern der stehenden oder thronenden Erzbischöfe und Bischöfe oder der dargestellten Heiligen, vor denen die Bischöfe knien, als „Altar“. Die Architekturbaldachine sind rahmende Dekoration, wie sie die spätere Gotik allgemein liebt. Die Bischöfe knien vor den Heiligen selbst, nicht

¹⁾ Vgl. ERICH KRITTEL, Siegel. Braunschweig 1970, S. 248.

etwa vor ihren in einem Altarschrein stehenden Skulpturen, wie Gumowski anzunehmen scheint.

Unter den abgebildeten Bischofssiegeln finden sich zwei ermländische (Nr. 363 und 375): Auf dem einen steht in reicher spätgotischer Tabernakelarchitektur die Muttergottes mit Kind zwischen den Heiligen Andreas und Laurentius (?), darunter kniet in einer Nische zwischen zwei Wappenschilden, dem eigenen und dem des Hochstiftes Ermland, der betende Bischof Nikolaus von Tüngen (1467-1489). Das spätere Siegel des Johannes Dantiscus (1537-1548) zeigt, dem veränderten Zeitgeschmack entsprechend, nur die Wappenschilde und darüber die Halbfigur Mariens in einfacher Rundform. Den künstlerischen Rang des älteren scheint es nicht zu erreichen. Abb. 379 bringt das ermländische Kapitelsiegel mit der thronenden Muttergottes im runden Feld - offenbar nach einem Stempel des 14. Jahrhunderts²⁾. Ermländische Klostersiegel und solche der übrigen Geistlichkeit fehlen. Nur der Deutsche Ritterorden ist mit einigen Beispielen vertreten. Auch ermländische Städtesiegel werden nur gestreift (S. 103-104): Wormditt zeige zunächst (noch im 15. Jahrhundert) einen Bischof, wohl als Landesherrn³⁾, später (d. h. ab 1502) als redendes Wappen einen Wurm, Mehlsack 4 Mehlsäcke etc. Eine Besonderheit der Landgemeinden in Preußen sei das frühe Vorkommen der Dorfsiegel bereits im 14. Jahrhundert, die von den Siegeln der Schultheiße, Vögte und Pfleger getrennt seien.

Die große Zahl der erhaltenen Kirchen-, Stadt- und Gemeindegel führt den Verfasser bei dem knappen handbuchartigen Charakter des Werkes gegen Ende immer mehr zu Zusammenfassungen und Aufzählungen. Seit den ersten Seiten leidet aber das Buch bereits unter einem zu geringen Umfang für das angestrebte Ziel einer Gesamtdarstellung der polnischen Siegelkunde. Manches ist so verallgemeinert, daß man dem Verfasser nicht mehr zustimmen können. Zudem ist gerade in dem besonders summarischen Einleitungskapitel manches offensichtlich durch Sprachschwierigkeiten entsteht. Nur so kann man sich die These Gumowskis erklären, Söhne und untertänige Bauern bildeten mit ihrem Vater bzw. Grundherrn „gemeinsam eine juristische (sic!) Person“ und hätten deshalb kein Siegel führen dürfen (S. 3), oder die befremdliche Mitteilung, Siegel-

²⁾ Das ermländische Urkundenbuch (vgl. Anm. 6) unterscheidet drei mittelalterliche Stempel; der erste ist von 1282 an belegt, der zweite ab 1304 und bis weit ins 15. Jahrhundert in Gebrauch und ein dritter z. B. 1480 belegt. Die dürftigen Nachzeichnungen dort auf Taf. 1, Abb. 4 und 5 nach den beiden ältesten Siegeln vermitteln keine hinreichende Anschauung der Siegelbilder. Das Siegel von 1480 ist abgebildet bei F. A. VOSSBERG, Geschichte der preußischen Münzen und Siegel bis zum Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens. Berlin 1842, Taf. XIX, Abb. g. Falls Voßbergs Zeichnung zuverlässig sein sollte, müßte es ein bedeutendes Kunstwerk aus dem 1. Drittel des 15. Jahrhunderts sein.

³⁾ Meines Erachtens dürfte es eher ein Heiliger sein.

stempel, in deren Wappendarstellung oder Legende sich Fehler gezeigt hätten, seien - offenbar auch nach Ingebrauchnahme - „weggeworfen“ worden (S. 7). Und das bei der mittelalterlichen, nur zu begründeten Furcht vor Siegelmißbrauch und Urkundenfälschung! Gemeint war offenbar „verworfen“. Gelegentlich bleibt undeutlich, was sprachliches Ungeschick und was sachliche Unrichtigkeit ist, so wenn S. 3 und 7 die bekannten Erscheinungen des Siegelns in fremder Sache, des Vererbens von Siegeln vom Vater auf den Sohn und der bloßen Umarbeitung eines Siegelstempels im Namen (und Bild) für den Sohn oder Nachfolger, wodurch rechtlich natürlich ein neues Siegel entsteht, miteinander vermengt werden. Auch solch merkwürdige Sätze, die Entwicklung des Majestätstypus der Siegel bestehe in den Details der ursprünglichen Darstellung (S. 32), oder: je größer das Siegel, um so mehr Kunstwert sei ihm beizumessen (S. 27), mögen durch mangelnde Sprachkenntnisse bedingt sein. Das Buch ist nicht als Übersetzung gekennzeichnet, der Charakter als Einführungsbuch, das bereits 1962 datierte Vorwort und manche Einzelheiten lassen aber vermuten, daß ihm eine polnische Ausgabe vorausgegangen ist; etwas Genaueres ließ sich leider nicht feststellen.

Ein Ärgernis ist die Behandlung der Literaturangaben. Das Literaturverzeichnis (S. 125-126) verzeichnet nur polnischsprachige Literatur. Am Ende der einzelnen Abschnitte ist aber dankenswerterweise auch deutschsprachige Literatur reichlich herangezogen - nicht selten aber in Abkürzung oder nur mit dem Autorennamen, ohne daß die Kürzungen an anderer Stelle aufgelöst wären. Leider gibt es falsch geschriebene Autorennamen, falsche Erscheinungsdaten, verstümmelte oder unverständliche Zeitschriftentitel. Was soll der Leser mit der Angabe, ein Aufsatz sei in der „Zeitschrift des Historischen Vereins“ erschienen, wenn der entscheidende Titelbestandteil „für den Regierungsbezirk Marienwerder“ fehlt, wobei obendrein der Jahrgang falsch angegeben ist? Dankbar wird der des Polnischen nicht oder nur wenig Kundige im Literaturverzeichnis die in Klammern beigefügte deutsche Übersetzung der Buch- und Aufsatztitel begrüßen. Vor kaum lösbaren Schwierigkeiten steht er aber, wenn er bei den Literaturangaben im Textteil des Buches nicht selten, wenn auch keineswegs immer polnische Zeitschriftentitel nur in deutscher Übersetzung findet, ohne daß erkennbar wäre, daß die „Historischen Jahrbücher“, die „Numis. Nachr.“ oder das „Herald. Monatsblatt“ rein polnische Zeitschriften sind, die er nur nach Rückübersetzung des Titels ins Polnische in einer Bibliothek zu finden hoffen darf.

Ein Problem aller Siegelliteratur liegt bis heute bei den Abbildungen. Siegel lassen sich wegen ihrer geringen Größe bei verhältnismäßig großer Relieftiefe schwer fotografieren; zudem versinken die winzigen Details, die das Foto noch erfaßt hat, leicht in der Schwärze des Druckes. Der Autor hat auf Fotos ganz verzichtet. Für die 129

Textabbildungen hat er die Federzeichnungen des Radierers K. W. Kielisinski (1808-1849) benutzt, die heute im Schloß Kornik bei Posen verwahrt werden. Ist bei ihnen auch eine gewisse Neigung zu barockdramatischem Pathos und zu verfälschenden Hell-Dunkel-Kontrasten bemerkbar, so daß für eine detaillierte stilgeschichtliche Untersuchung Vorsicht geboten scheint, so dürften sie immerhin die Form der Siegel im ganzen und in den wichtigsten Details und im wesentlichen auch den Faltenstil einigermaßen verläßlich wiedergeben. Unbrauchbar nennen muß man aber die offenbar vom Autor selbst angefertigten Graphitdurchschreibungen, die den Abbildungen 133 bis 871 zugrunde liegen. Nur die Schrift tritt deutlich lesbar hervor. Von den plastischen Bildern des Siegelfeldes erscheinen nur die höchsten hervortretenden Stellen und teilweise die Umrisse, so daß die Adler oder sitzenden Heiligen und Bischöfe zu grätenhafter Dürre zusammenschrumpfen. Der Stilcharakter wird bis zur Unkenntlichkeit verfälscht. Die meisten Siegel, die doch kleine Reliefs sind, machen den Eindruck von Strichzeichnungen von unglaublicher Primitivität. Daß auch Kunstwerke darunter sind, kann man nur selten ahnen. Darüber hinaus wird man nur mit Sorge daran denken können, wie das Durchschreiben mit dem Bleistift den hochempfindlichen Wachssiegeln bekommen sein wird. Die Entscheidung des Autors, auch dann, wenn er Fotos der Siegel besaß, wie seine älteren Arbeiten zeigen, offenbar der Einheitlichkeit wegen sich auf Abreibungen zu beschränken, wird man nur lebhaft bedauern können.

Von den Abbildungen abgesehen, mag das Werk als Einführungslehrbuch für polnische Studenten und ähnliche Interessenten seinen Zweck durchaus erfüllt haben. Wer sich als Ausländer über Siegel allgemein unterrichten will, wird aber auch in Zukunft besser zu den bekannten deutschen und französischen Handbüchern von Ewald, Kittel, Lecoy de la Marche, Blanchet, Roman und neuerdings auch zu dem vorzüglichen Werk von C. G. Bascapé, *Sigillografia*, Mailand 1969 greifen. Wer aber speziellere Interessen gerade an polnischen Siegeln verfolgt, ohne polnische Literatur selbst konsultieren zu können, dem wäre besser als mit einer summarischen Einführung mit einer deutschen Ausgabe der ungleich bedeutenderen älteren Werke desselben Autors über die ältesten Siegel der polnischen Städte des 13. und 14. Jahrhunderts oder über die pommerschen Städtesiegel gedient gewesen ⁴⁾. Der Rezensent fragt sich, ob der Verlag gut beraten war, eine deutsche Ausgabe gerade dieses Handbuches herauszubringen. Daß es überstürzt geschehen ist, daß dem fremdsprachigen

⁴⁾ MARIAN GUMOWSKI, *Najstarsze pieczęcie miast polskich XIII i XIV wieku* (= *ROZNIKI TOWARZYSTWA NAUKOWEGO W TORUNIU*, Bd. 62, H. 2 = Jahrgang 1957). Thorn 1960; besprochen von EMIL WASCHINSKI, *Ein neues polnisches Siegelwerk*. In: *ZEITSCHRIFT FÜR OSTFORSCHUNG* 10 (1961) S. 347 - 54. - MARIAN GUMOWSKI, *Pieczęcie i herby miast pomorskich*. Thorn 1939.

Autor die notwendige Unterstützung des Verlagslektors offenbar gefehlt hat, was erst eine sinnvolle Nutzung des Buches durch einen deutschen Leser ermöglicht hätte, wird man bedauern müssen.

II

Daß Gumowski neben zahlreichen schlesischen und einigen brandenburgischen nur wenige ermländische Siegel in sein Handbuch der polnischen Siegelkunde aufgenommen hat, dürfte, abgesehen von der größeren Bedeutung Schlesiens, seinen Grund im wesentlichen darin haben, daß er sich für das Ermland nicht auf eigene oder in nennenswertem Umfang auf fremde brauchbare Vorarbeiten stützen konnte. Das bedeutet für ein zusammenfassendes Handbuch naturgemäß keinen Vorwurf. Die mißliche Lage der ermländischen Siegelkunde hat sich durch Gumowskis Buch nicht wesentlich verbessert. Deshalb sei die Gelegenheit benutzt, das wenige, was es an älterer Literatur gibt, hier zusammenzustellen.

Das reichste Material findet sich immer noch in den Arbeiten von Voßberg und Engel ⁵⁾, wenn auch die ihren Abbildungen zugrunde liegenden Zeichnungen an Genauigkeit und stilistischer Treue vieles, ja alles vermissen lassen. Das ermländische Urkundenbuch ⁶⁾ hat leider nur in seinem ersten Band einige Siegelbeschreibungen und 12 freilich wahrhaft kümmerliche Abbildungen aufgenommen; die späteren Bände haben auf Siegelabbildungen ganz verzichtet. Nützliche Hinweise, jedoch keine Abbildungen, zu den bisher niemals im Zusammenhang publizierten ermländischen Bischofssiegeln gab Eugen Brachvogel in dieser Zeitschrift ⁷⁾. Die Siegel des deutschen Ordens

-
- ⁵⁾ Vgl. zu VOSSBERG MÜLVERSTADT, Nachträge zu Voßbergs Geschichte der Preußischen Siegel. In: ZEITSCHRIFT DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR DEN REG.-BEZIRK MARIENWERDER 6 (1882) S. 62 - 64. - Bernhard Engel, Die mittelalterlichen Siegel des Thorner Ratharchives, mit besonderer Berücksichtigung des Ordenslandes, Theil 1: Ordensbeamte und Städte (= MITTHEILUNGEN DES COPPERNICUS-VEREINS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST ZU THORN, H. 9). Thorn 1894 (mit 149 Zeichnungen). - Ders., Die mittelalterlichen Siegel der Fürsten, der Geistlichkeit und des polnischen Adels im Thorner Ratharchive (= Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreußen, H. 11). Danzig 1902 (mit 88 Zeichnungen).
- ⁶⁾ CODEX DIPLOMATICUS WARMIENSIS oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands, Bd. 1 (= MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, Bd. 1). Mainz 1860, Taf. 1 und 2.
- ⁷⁾ EUGEN BRACHVOGEL, Die Bildnisse der ermländischen Bischöfe. In: ZGAE 20 (1917) S. 516 - 601, passim. - Vgl. demgegenüber für das Bistum Pomesanien: H. CRAMER, Beschreibung der auf das vormalige Bisthum Pomesanien Bezug habenden Siegel und Wappen und deren Abbildungen. In: H. CRAMER, Urkundenbuch zur Geschichte des vormaligen Bisthums Pomesanien (= ZEITSCHRIFT DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR DEN REG.-BEZIRK MARIENWERDER, Heft 15 - 18). Marienwerder 1885 - 1887, S. I - XXII u. Taf. I - V.

in Preußen hat Bernhard Schmidt 1937/38 in vorzüglicher Weise zusammengestellt⁸⁾. Zu den Stadtsiegeln finden sich Angaben - leider wieder ohne Abbildungen - in den beiden in erster Linie den Städtewappen gewidmeten Arbeiten von Hupp und Brachvogel⁹⁾. Eine Reihe ermländischer Städtesiegel hat auch Gumowski in seinem genannten Werk über die polnischen Stadtsiegel des 13. und 14. Jahrhunderts behandelt¹⁰⁾. Eine monographische Untersuchung haben meines Wissens nur die Elbinger Siegel erfahren¹¹⁾. Neuerdings hat auch das rührige polnische Museum in Allenstein einen Katalog der von ihm gesammelten 21 Zunftsiegel vorgelegt, die fast alle dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören und durchweg aus dem Ermland stammen¹²⁾. Wie man hört, plant die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung ein preußisches Siegelbuch¹³⁾. Mit den Vorarbeiten ist im staatlichen Archivlager in Göttingen bereits begonnen worden. Doch wird man bei den großen Schwierigkeiten eines solchen Corpus-Unternehmens mit dem Erscheinen vorerst noch nicht rechnen können. Dem Mut und der Ausdauer der Bearbeiter wird man nur mit größter Anteilnahme begegnen können, die Erwartungen der Interessenten sind entsprechend hoch gespannt.

Rainer Kahsnitz

-
- 8) BERNHARD SCHMIDT, Die Siegel des Deutschen Ordens in Preußen. In: ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 14 (1937) S. 179 - 86 und 15 (1938) S. 63 - 75 mit 15 Tafeln.
- 9) OTTO HUPP, Die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer. Heft 1: Ostpreußen, Westpreußen und Brandenburg. O. O. 1894. - EUGEN BRACHVOGEL, Die Wappen der ermländischen Städte. In: ZGAE 19 (1916) S. 757 - 783.
- 10) Vgl. Anm. 4.
- 11) HERMANN KOWNATZKI, Siegel, Wappen und Fahnen von Elbing. In: ELBINGER JAHRBUCH 9 (1931) S. 113 - 140, mit 4 Taf. - Über den engeren ermländischen Bereich hinaus reichen: F. A. VOSSBERG, Münzen und Siegel der preußischen Städte Danzig, Elbing, Thorn und der Herzöge von Pomerellen im Mittelalter. Berlin 1841 und W. HENSCHKE, Wappen und Siegel der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Königsberg 1877.
- 12) ROCZNIK OLSZTYNSKI 5 (1963), Allenstein 1965, S. 353 - 367.
- 13) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Archivoberrat Dr. Friedrich Benninghoven, Göttingen.

Marzena Pollakówna, Kronika Piotra z Dusburga (Die Chronik des Peter von Dusburg). Wrocław - Warszawa - Kraków: Wydawnictwo Polskiej Akademii Nauk 1968. 229 S.

Einleitend würdigt die Verfasserin die bisherigen Forschungen der deutschen Historiker über die Chronik Peters von Dusburg von Voigt über Toeppen, Perlbach und Ziesemer bis Helmut Bauer. Ihre Habilitationsschrift, die von Henryk Łowmiański angeregt wurde, ist

besonders den Intentionen Gerard Labudas verpflichtet, der auf polnischer Seite als Erneuerer der Studien über die Geschichte des Preußenlandes auf dem Gebiete der Quellenforschung gilt.

In neun Kapiteln versucht die Verfasserin zunächst, die Quellen der Chronik genauer als bisher zu bestimmen. Im ersten Kapitel geht es um jene Nachrichten in den ältesten Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens - *De primordiis ordinis Theutonicis narratio* und Prolog der Deutschordensstatuten -, auf die sich Peter in seinem Bericht über die Entstehung des Ordens stützt, die er im 1. Teil seiner Chronik behandelt.

In den Kapiteln 2 bis 5 werden jene Quellen auf ihre Ursprünge, Tendenzen und Funktionen untersucht, die von der Ankunft der ersten Ordensritter im Preußenland berichten und die Peter von Dusburg im 2. Teil seiner Chronik benutzt hat. Es handelt sich zunächst um den sog. Bericht des Hermann von Salza, dessen Entstehung Marzena Pollakówna auf das Jahr 1247 datiert und als dessen Autor demnach Heinrich von Hohenlohe zu gelten hätte (Kap. 2). Zur Klärung des Ursprungs wird dieser Bericht mit dem des Hartmann von Heldrungen verglichen (Kap. 3). Die *Translatio sanctae Barbarae* kann wahrscheinlich Hochmeister Luther von Braunschweig (1331 bis 1335) zugeschrieben werden, sie geht indirekt auf Heinrich von Hohenlohe zurück und ist zum Teil aus der Chronik Dusburgs ergänzt worden (Kap. 4). Die lange Zeit strittige Frage des Verhältnisses der Nachrichten über die Ordensgeschichte in der Chronik von Oliva zur Chronik Peters von Dusburg und zur Reimchronik des Nikolaus von Jeroschin entscheidet die Verfasserin in Kapitel 5 dahingehend, daß sie aus Jeroschin stammen. Die einzige alte Quelle für den 2. Teil der Chronik Dusburgs ist demnach der Bericht des Heinrich von Hohenlohe.

Das 6. Kapitel ist der preußischen Annalistik gewidmet. Dusburg hat den Annalen und den zum Teil nicht vollständigen Hochmeisterverzeichnissen (Kap. 7) das chronologische Gerüst für den 3. Teil seiner Chronik entnommen, in dem die Kämpfe des Ordens mit den Prußen und Litauern dargestellt sind.

Im 8. Kapitel, das die als Quelle für die Chronik dienenden Urkunden behandelt, stellt Marzena Pollakówna die stilistischen Entlehnungen aus Akten der römischen Kurie heraus und unterstreicht die allgemeine Annahme, daß der Chronist Zugang zu den Archiven des Ordens gehabt haben muß. Im 9. Kapitel bestimmt die Autorin im einzelnen den Anteil der schriftlichen Überlieferung und den persönlichen Beitrag des Chronisten zu seinem Werk. Die Frage nach den Informanten ist nur im Zusammenhang mit der Bestimmung der Rolle zu beantworten, die Dusburg im Preußenland gespielt hat. Den litauischen Krieg hat er wahrscheinlich in Ragnit beobachtet, wie schon Voigt annahm.

Das 10. Kapitel behandelt die theologische Zielsetzung der Chronik, wobei zwischen „Moralpredigt“ und „theologischen Grundsätzen“ unterschieden wird. Im ersten Teil kommt die Verfasserin auf die ihrer Meinung nach unbegründete Idealisierung des geistigen Lebens und der Frömmigkeit im Deutschen Orden zu sprechen und kritisiert mit Argumenten von H. Prutz neben Ziesemer besonders scharf die Anschauungen Philipp Funks.

Das 11. Kapitel geht auf die Randbemerkungen in der Chronik ein. Die Erörterungen des 12. Kapitels über den „politischen Kontext“, in dem die Entstehung der Chronik gesehen werden muß, leiten über zu der Schlußfolgerung im 13. Kapitel, die Chronik sei, wie schon Bauer behauptete, mit dem Ziel verfaßt worden, das Reformwerk des Hochmeisters Werner von Orseln zu unterstützen, dem die Chronik auch gewidmet ist, und den Orden gegenüber Vorwürfen von außen zu verteidigen.

Im 14. Kapitel zieht die Verfasserin aus der Textanalyse den Schluß, daß Peter von Dusburg entgegen der Annahme der bisherigen Forschung seit Voigt nicht in Königsberg, sondern in der Marienburg gelebt habe. Sein Name zeige nicht, wie ebenfalls seit Voigt angenommen wurde, seine Herkunft aus dem Rheinland, sondern aus Doesburg in den Niederlanden an.

Die Schlußbemerkungen enthalten einige Ausführungen zu den Methoden und Zielen einer kritischen Erforschung der Historiographie des Deutschen Ordens. Die Verfasserin fordert eine strenge Unterscheidung zwischen der Ordenstradition selbst, die zum ersten Mal von Dusburg zusammengefaßt wurde und die Grundlage für die spätere Geschichtsschreibung innerhalb des Ordens bildete, und der ordensunabhängigen Tradition, die sich in den Zisterzienser- und Franziskanerklöstern des Ordenslandes herausbildete. Beide Ströme hätten sich bis in die Gegenwart fortgesetzt. Die historische Wissenschaft stehe heute vor der Aufgabe, sich der gesamten Tradition zu stellen, besonders aber alle Quellen zu berücksichtigen, die außerhalb des Ordens entstanden sind. Diese gesamte Tradition gelte es mit den bisherigen Forschungsergebnissen zu konfrontieren. Das Ziel sei, „Legenden“ über die Geschichte des Ordens zu überwinden und ein wahrheitsgetreues historisches Bild dieser Institution zu schaffen.

Marzena Pollakówna hat in minuziöser Kleinarbeit durch Textvergleiche und Erhellung des jeweiligen Kontextes zweifellos eine detaillierte Analyse der von Dusburg benutzten Quellen erstellt, die einige ältere Forschungsergebnisse bestätigt und zu neuen Einsichten führt. Den Schlußfolgerungen, die sie daraus für die Beurteilung der Grundsätze und Absichten des Chronisten und seines Werkes zieht, wird man zum Teil nur mit Vorbehalten zustimmen können. Es ist sicher richtig, in der Chronik Dusburgs eine Verteidigungsschrift zu sehen, welche die Beschuldigungen gegen den Orden zurückweisen

sollte, er erfülle seine Hauptaufgabe, den Kampf gegen die Heiden, nicht mehr und habe die ursprünglichen Ideale verraten. Einer der besten polnischen Kenner der Ordensgeschichte, Prof. Górski, hat inzwischen diesen Aspekt der Apologie gegenüber der Interpretation der Chronik als Unterstützung der Reformabsichten Werners von Orseln hervorgehoben¹⁾. Die Verfasserin scheint nun diese Apologie einzig und allein in einem politischen Kontext zu sehen und den theologischen und moralischen Anschauungen des Chronisten nur den Charakter einer Ideologie zuzuerkennen, wenn sie der Spiritualität des Chronisten ein niedriges Niveau bescheinigt und sie als ausgesprochen formalistisch bezeichnet (S. 178) - und dies, obwohl sie an anderer Stelle betont, daß Dusburg nach den Kriterien seiner Zeit ein Mann von allgemeiner und insbesondere theologischer Bildung gewesen sei. Die Spiritualität des Chronisten darf demgegenüber nicht mit zeitfremden Maßstäben gemessen werden. Ihrer Eigenart wird man zweifellos besser gerecht, wenn man sie als einen späten Ausdruck der Kreuzzugsfrömmigkeit mit ihrem Ideal des christlichen Ritters zu verstehen versucht, was keineswegs ausschließt, daß man diesem Ideal und seiner Verteidigung noch im 14. Jahrhundert nicht kritisch gegenüberstehen kann.

Das Thema Kreuzzugsgedanke und Slawenmission wird nur im Zusammenhang mit der Interpretation der Goldenen Bulle Friedrichs II. als Konzept einer Fortsetzung der bewaffneten Mission im Osten des Reiches angesprochen, und zwar in einer Anmerkung (Nr. 1246), wo ein Teil der neueren deutschen Literatur genannt ist, die eine charakteristische Wende markiere, weil sie als erstes Ziel der Slawenmission die Eroberung des Heidenlandes anerkannt habe.

Die Arbeit von Marzena Pollakówna bietet abschließend ein französisches Resumé²⁾ sowie ein Orts- und Personenregister. Anstelle des Verzeichnisses der Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts wäre ein vollständiges Quellen- und Literaturverzeichnis sinnvoller gewesen.

Die weitere methodisch-kritische Erforschung der Historiographie des Deutschen Ordens ist zweifellos der gemeinsamen Anstrengungen von Historikern verschiedener Nationalität und Standpunkte wert. Die Chronik Peters von Dusburg bildet in dem gesamten Komplex nur ein, wenn auch wichtiges und grundlegendes Teilstück, wie die Verfasserin bemerkt. Mit den Ergebnissen ihrer Analyse wird sich deshalb die künftige Forschung weiterhin auseinandersetzen haben.

Hans-Jürgen Karp

¹⁾ In: ZAPISKI HISTORYCZNE 35 (1970), H. 2, S. 112 - 114.

²⁾ Eine ausführlichere Zusammenfassung in französischer Sprache findet sich in den ACTA POLONIAE HISTORICA 19 (1968) S. 69 - 88.

Drei Inquisitionsverfahren aus dem Jahre 1425. Akten der Prozesse gegen die deutschen Hussiten Johannes Drändorf und Peter Turnau sowie gegen Drändorfs Diener Martin Borchard. Hrsg. von Hermann Heimpel (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 24). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1969. 265 S.

In der Altpreußischen Biographie¹⁾ lieferte Leo Juhnke 1965 eine Kurzbiographie des auch bereits in der Allgemeinen Deutschen Biographie²⁾ behandelten, aus Tolkemit stammenden Peter Turnau³⁾, der im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in Westdeutschland auf dem Scheiterhaufen endete. Bisher kannte man aber die Lebensschicksale dieses Mannes nur unvollständig aus Bruchstücken der Akten seines Inquisitionsverfahrens. Hermann Heimpel gelang es kürzlich, den ganzen Prozeß in der Kasseler Bibliothek zusammen mit zwei weiteren gegen Turnaus Gefährten, den Adligen Johannes Drändorf aus der Niederlausitz und dessen Diener Martin Borchard aufzufinden und zu veröffentlichen.

Hier mögen kurz anhand dieser interessanten Texte die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Turnaus aufgeführt werden. Sie stellen ein für einen Tolkemiter Bürger ungewöhnliches Schicksal dar, wenn man den Einwohnern dieses Städtchens auch immer nachsagte, daß sie besonders unternehmungslustig waren und durch ihre Schifffahrt und „Steinzängerei“ weit herumkamen.

Peter Turnau berichtet im Prozeß, daß er Sohn eines nicht unvermögenden Bürgers und selber Bürger der Stadt Tolkemit in der Diözese Ermland sei. Er habe sich 1411, etwa zwanzigjährig und im Besitz der niederen Weihen, nach Zittau in der böhmischen Lausitz begeben, um dort seine daheim begonnenen Studien weiter zu betreiben. Ab 1412 nahm er in der Prager Artisten-, später in der Theologischen Fakultät an Vorlesungen teil. Nach kurzer Rückkehr in die preußische Heimat setzte er seine Studien in Prag noch zwei Jahre fort. Das Konstanzer Konzil und die anschließenden hussitischen Wirren erlebte der „unruhige Einzelgänger“, wie ihn Heimpel nennt, nicht in Deutschland. Turnau ging für sechs Jahre an die Universität Bologna, wo er den Grad eines Bakkalaureus des kanonischen Rechts erwarb und selber eine Vorlesung über das 5. Buch der Dekretalen Gregors IX. hielt. Etwa 1422 fuhr er von Italien aus für einige Monate nach „Griechenland“, d. h. der Insel Kreta, welches Unternehmen er durch Bücherverkäufe finanzierte. Als Grund dieser Reise gibt Turnau im Prozeß einfach Abenteuerlust an, verbirgt dabei vor den Inquisitoren aber sein eigentliches Motiv: Interesse für die Ostkirche, deren Kultus und Lehre in mancher Hinsicht seinen hussitisch

¹⁾ Bd. 2. Marburg 1965, S. 749 f.

²⁾ Bd. 54, S. 722 f.

³⁾ Dieser Namensform ist nach Heimpel vor der bisher gebrauchten „Turnow“ der Vorzug zu geben.

beeinflußten Ideen entgegenkam. Frucht dieser Beziehungen war des Tolkemiters Schrift „Über die Regeln und Gebräuche der Ostkirche“ 4). Nach Deutschland zurückgekehrt, habe er endgültig in seine Heimat gehen wollen. Doch habe er diesen Plan aufgegeben, als er von den „dissenciones“, d. h. dem Krieg des Deutschen Ordens gegen Polen-Litauen, hörte. Von Prag zog er dann nach Heidingsfeld am Main bei Würzburg und verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Schulmeister. Doch strebte der Rastlose, von hussitischem Missionseifer Beseelte von da weiter nach Westen. 1423 tauchte Turnau in Speyer auf, wo er es der Protektion angesehenen Bürger, unter ihnen auch mehrerer Frauen, verdankte, daß er Leiter der Domschule wurde. Ja, er strebte sogar nach einer Prädikantenstelle in Heilbronn, die ihm aber zu gering dotiert war. In Speyer stieß sein Zittauer Mitstudent, der waldensische, später hussitische Ideen vertretende Wanderprediger Johannes Drändorf zu ihm. Turnau verehrte und fürchtete zugleich diesen Freund als den Wagemutigeren und Radikaleren. Beide trieben nun in benachbarten Städten wie Heilbronn, Wimpfen und Weinsberg hussitische Propaganda und versuchten Gemeindebildungen. Drändorf verfaßte damals, wahrscheinlich unter Mitwirkung des kanonistisch gebildeten Turnau, ein sowohl in lateinischer wie deutscher Sprache verfaßtes Manifest „Misericors deus“. Es wandte sich vor allem gegen ungerechten Bann, blinden Gehorsam der Laien und die weltliche Herrschaft und Gerichtsbarkeit der Geistlichen, was bei vielen Laien angesichts der offenbaren Mißstände in der Kirche Beifall fand.

Diese Tätigkeit konnte auf die Dauer der staatlichen und kirchlichen Obrigkeit nicht verborgen bleiben. Bischof Johann von Würzburg ermächtigte Bischof Johann von Worms, den in Heilbronn verhafteten, aufs stärkste der Ketzerei verdächtigen Drändorf der Inquisition zuzuführen und bat den Pfalzgrafen Ludwig, den Beschuldigten in Heidelberg vor Gericht zu stellen. Am 17. Februar sprach der dort unter dem Vorsitz des Wormser Bischofs tagende Gerichtshof von Heidelberger Professoren nach einer Verhandlung von wenigen Tagen Johannes Drändorf, der auch gefoltert wurde, schuldig. Es folgte die entehrende Zeremonie der Degradation, d. h. Abnahme der geistlichen Standeszeichen und Kleidungsstücke in der umgekehrten Reihenfolge der Weihen. Dann wurde der Verurteilte dem „weltlichen Arm“ übergeben und noch am gleichen Tage zum Feuertode geführt. Zwei Monate später verurteilte man Drändorfs Diener Martin Borchard zur Abschwörung der Ketzerei und für ein Vierteljahr zum Tragen eines blauen Kreuzes auf seiner Kleidung.

Unterdessen hatte man auch Peter Turnau gefangen und in einer Stube des Schlosses von Udenheim (heute Philippsburg) bei Bruchsal,

4) 1915 in den Sitzungsberichten der Kgl. Böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften von F. Bartoš herausgegeben.

der Residenz des Bischofs von Speyer, festgesetzt. Neun Tage nach der Verbrennung seines Gefährten Drändorf machte man auch ihm den Prozeß, da er ebenfalls der Ketzerei verdächtig erschien. Turnau wurde zuerst über seine Person und Vergangenheit verhört, dann kam es zu grundsätzlichen Fragen, die er recht geschickt und vorsichtig parierte. Schließlich gelangte man zu den kritischen Themen, wie weit das Konstanzer Konzil recht habe, und ob sich die Römische Kirche bis heute im Irrtum befinde, wenn sie den Laien die Kommunion nur unter einer Gestalt reiche? Der in die Enge getriebene und wohl erschreckte und ermüdete Turnau antwortete verzweifelt: „Ihr seid starke Löwen und ich nur ein ganz kleines Hündchen“ (*Vos estis leones fortes et ego catulus minimus*). An manchen Antworten des Befragten kann man seine Beeinflussung durch ostkirchliche Gebräuche beobachten, z. B. in der Forderung einer Kommunion schon der eben getauften Kinder. Als man den Beschuldigten fragte, ob er glaube, daß die von der Kirche getrennten Griechen exkommuniziert seien, entgegnete er geschickt: „Das überlasse ich Gott.“

Turnaus Verhör zog sich anders als das Drändorfs über mehrere Wochen hin. Er war nicht angekettet, so daß er in einer Pause einen Fluchtversuch unternehmen konnte, der aber mißglückte. Zum Schluß fragte man ihn immer dringender nach Mitschuldigen. Vor allem wollte man wissen, mit welchen Priestern er in Speyer und Umgegend bekannt geworden sei. Da er keine Namen nannte, ordnete man die Tortur an und führte sie am 16. Mai auch durch. Es handelte sich wie bei Drändorf um die gewöhnlichste Art der Folterung: Seilanzug. Nach einigem Zögern nannte der Gepeinigte nun einige Namen, z. B. den Frühmeßpriester Heinrich Speyrer am Nonnenkloster der Dominikanerinnen in Speyer. Das endgültige Urteil wurde am 11. Juni 1425 in Udenheim verkündet. Hiernach wären die irrthümlichen Angaben in der Altpreußischen Biographie, der Allgemeinen Deutschen Biographie und anderen älteren Werken zu berichtigen. Turnau mußte inmitten mehrerer hoher Geistlicher, d. h. zwischen Bischof und Weihbischof von Speyer, Domherren und Äbten im Chor der Udenheimer Pfarrkirche sitzen und sich die vor vielem Volk gehaltene Predigt des Heidelberger Theologieprofessors Johannes von Frankfurt anhören. Auch Pfalzgraf Ludwig III. war mit seinem Sohne anwesend. Turnau selbst zeigte Bekennermut und blieb nach seinen letzten Worten bei seinem bisherigen Bekenntnis: „Ich fürchte Gott, also wage ich jenes nicht zu widerrufen, es sei denn belehrt aus der Hl. Schrift.“ Darauf wurde er als engster Vertrauter und Genosse des verbrannten Drändorf und Verbreiter ketzerischer hussitischer Lehren zum Tode verurteilt. Man nannte darunter vor allem seine Ansichten, daß Generalkonzilien irren könnten, daß die Kommunion unter beiden Gestalten heilsnotwendig sei und daß Kleriker, die eine weltliche Herrschaft ausübten, nicht nach dem Evangelium lebten.

Wie bei Drändorf folgte die Degradation als Kleriker und die Übergabe an die weltliche Gerichtsbarkeit zur Vollstreckung des Urteils. Noch am selben Tage wurde Peter Turnau in Udenheim verbrannt.

Läßt man dieses Schicksal an sich vorüberziehen, so kann man dem Märtyrer seiner Überzeugung, der nach dem Urteil seines Gefährten Drändorf „von gutem Leben“ war, die Achtung, ja Bewunderung nicht versagen. Man wird die Methoden der Befragung, besonders aber die grausame Todesstrafe für unmenschlich halten, zumal es sich bei Turnau um einen in seinen Anschauungen gemäßigeren Hussiten handelte. Andererseits wird man die Zeitumstände und die furchtbare Gefahr, in der sich die Kirche gegenüber den immer mehr um sich greifenden, sie in ihrem Fundament erschütternden Lehren der Neuerer befand, bei der Beurteilung dieses Vorgehens berücksichtigen müssen.

Interessant wäre die Frage, wo Turnau seine hussitischen Meinungen gebildet hat. Natürlich werden die Einflüsse durch böhmische Hussiten zuerst in Zittau, dann an der Prager Universität für ihn entscheidend gewesen sein. Waldensische, wiklifitische und hussitische Lehren sind dabei nicht immer scharf zu trennen. Dennoch kann man die Hypothese wagen, daß der Tolkemiter auch schon in seiner preußischen Heimat in den Umkreis solcher Lehren und Gedankengänge getreten war, sie aufgenommen hatte und dadurch seine Reise zum böhmisch-hussitisch beeinflussten Zittau mitbestimmt sein mochte. Stärker als man das früher annahm, war ja auch Altpreußen seit den neunziger Jahren des 14. Jahrhunderts von einer solchen häretischen Propaganda durchsetzt, man denke z. B. an den aus Frankreich geflohenen Waldenser Leander, der als Leibarzt des Hochmeisters Konrad von Wallenrodt nachweisbar von ca. 1390 bis zu seinem plötzlichen Tod um 1400 in Marienwerder im ganzen Deutschordensland Preußen häretische Lehren verbreitete ⁵⁾.

⁵⁾ Vgl. ANNELIESE TRILLER, Konrad von Wallenrodt, Hochmeister des Deutschen Ordens (1391-1393), im Spiegel der Quellen über Dorothea von Montau. In: ZGAE 34 (1970) S. 21-45.

Christian Probst, Helfen und Heilen. Hospital, Firmarie und Arzt des Deutschen Ordens in Preußen bis 1525 (= Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 29). Bad Godesberg: Verlag Wissenschaftliches Archiv 1969, 196 S.

Die vorliegende Darstellung aus der Feder des jungen Medizinhistorikers Christian Probst stellt einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte Altpreußens dar. Anhand von gedruckten, vor allem aber ungedruckten und unter diesem Gesichtspunkt noch nicht ausgewerteten Quellen bietet der Verfasser nach einer knappen Einlei-

tung über die spätmittelalterliche Auffassung von Krankheit und Hospital eine ausführliche Geschichte der Spitäler im Bereich des Deutschen Ordens in Preußen bis 1525. Der Orden war ja selber 1198 im Morgenland aus einem Hospital hervorgegangen, und die Spitäler für Arme und Kranke sowie die „Firmarien“, d. h. die Hausspitäler und Krankenstuben für seine eigenen Mitglieder, spielten in seinem Gebiet immer eine Rolle. Allerdings stellte das Amt dem Obersten Spittlers nicht, wie man früher geglaubt hatte, ein „Ressortministerium“ für die Spitäler dar. Probst schildert in einzelnen Verwaltung und Verfassung dieser Einrichtungen. Er geht dabei auch auf Badstuben, Wasserversorgung, Heizung und die sanitären Anlagen, die gewaltigen „Danzker“ der Ordensburgen, ein und behandelt das Leprosorium des Ordens in Elbing. Zuletzt untersucht er die Tätigkeit sowohl der Wundärzte wie der angeseheneren „Physici“, Ärzte des Hochmeisters, die im Dienste des Ordens im Lande umherreisten. Drei dieser Ärzte werden sodann in ihrem Wirken etwas näher geschildert, wie es Verfasser bereits in seinem Aufsatz in der Festschrift für Hochmeister Tumler 1967 getan hat. Wie man es dem Titel entsprechend nicht anders erwarten kann, werden die nicht dem Deutschen Orden unterstehenden Spitäler in den ermländischen Städten Braunsberg, Frauenburg, Guttstadt, Heilsberg und Rößel nur kurz am Rande erwähnt. Für den Historiker wertvoll ist der Anhang lateinischer Quellen am Schluß des Buches sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis.

Es soll den Wert dieser Arbeit nicht mindern, wenn Rezensentin eine kleine Berichtigung und ein paar Ergänzungen anmeldet. Gegenüber der S. 36 nach älterer Literatur wiederholten Behauptung, „daß der Deutsche Orden grundsätzlich keine Frauen aufnahm“, glaubt sie in ihrer Untersuchung in der Tumler-Festschrift (1967, S. 185-190) nachgewiesen zu haben, daß es mindestens Ende des 14. Jahrhunderts Frauen nicht nur als Halbschwwestern, sondern als ordentliche Mitglieder, als „professae ordinis Theutonici“ in Preußen gegeben hat, die die Viehhöfe, vielleicht auch Spitäler des Ordens betreuten. Für die allgemeinen Ausführungen des Verfassers über das Medizinalwesen im Ordensland hätte hier und da das reiche Material, welches der Kanonisationsprozeß Dorotheas von Montau in Marienwerder 1394-1405 mit seinen Beschreibungen von Krankheiten, Operationen usw. herangezogen werden können. Vor allem aber vermißt Rezensentin in der Reihe der Leibärzte der Hochmeister eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit, den häretische Lehren verbreitenden „Arzt und Mathematikus“ Doktor Leander aus Saintes in Frankreich, der 1392-1393 am Hofe des Hochmeisters Konrad Wallenrod nachweisbar ist (vgl. Triller in: ZGAE 34, 1970, S. 21-45). Von dem von Probst mehrfach erwähnten hochmeisterlichen Arzt Bartholomäus Boruschaw, der 1426 in Frauenburg als ermlän-

discher Domherr verstarb, existiert jetzt noch ein Porträt auf seinem früher im Chor des Frauenburger Domes, heute in der Allensteiner St.-Jakobi-Kirche, befindlichen Totenbild (abgebildet z. B. bei Carl Wunsch, Ostpreußen. Deutscher Kunstverlag 1960, Abb. Nr. 192).

Anneliese Triller

Jan Obłąk, Katedra we Fromborku (Die Kathedrale in Frauenburg). Olsztyn: Warmińskie Wydawnictwo Diecezjalne 1969. 29 S. Text und 197 S. Abbildungen.

Bischof Jan Obłąk legt uns hier einen stattlichen Band über den Frauenburger Dom mit zahlreichen Abbildungen vor. Wer von uns Heimatvertriebenen die Kathedrale am Frischen Haff kannte, und das werden wohl die meisten sein, wird dieses Buch mit wehmütiger Erinnerung, aber doch gern zur Hand nehmen. Der Verfasser sagt in der Einleitung, daß er hiermit die erste Monographie und den ersten Bildband über den Frauenburger Dom vorgelegt habe. Aus dem gedrängten Text: einem Abriss der Geschichte von Frauenburg, kurzen Kapiteln über die Domburg, die Architektur und das Innere der Kirche, ihre Altäre, Grabdenkmäler und Epitaphien und schließlich die Erhebung der Kathedrale zum Range einer Basilika 1965 spricht überall der erfahrene Historiker. Das Literaturverzeichnis bringt alle wichtigere deutsche Literatur über den Dom, vor allem Dittrich und Brachvogel, dazu drei neuere Aufsätze polnischer Autoren, darunter einen aus der Feder des Verfassers.

Wer von uns die Frauenburger Kathedrale kennt und liebt, wird die vielen Bilder des Bandes genau betrachten und nach Veränderungen suchen. An der Domburg wird er manche entdecken: Zwei Domherrnkurien des inneren Hofes und das häßliche Ziegelgebäude der ehemaligen Dombibliothek fehlen, dafür sind nach altem Vorbild hölzerne Wehrgänge errichtet worden. Sieht man sich dann die Abbildungen aus dem Inneren der Kathedrale an, scheint fast alles unverändert geblieben zu sein bis auf Kleinigkeiten (z. B. die fehlenden kleinen Apostelfiguren am gotischen Bischofsstuhl). Studiert man die Bilder genau, macht man die Erfahrung, daß manche Einzelheiten zu deutscher Zeit noch nie so wirkungsvoll aufgenommen wurden und darum vielleicht auch einem historisch interessierten Beschauer nicht so deutlich zum Bewußtsein gelangten, Rezensentin nennt als Beispiel nur das Sterngewölbe der Polnischen Kapelle, einzelne Altarornamente und Bischofswappen. Das einzige, was man bedauern muß, weil es den Eindruck der Bilder des schönen Buches mindert, ist das Fehlen von Kunstdruckpapier. Aber das geht nicht zu Lasten des Autors, sondern der allgemeinen Verhältnisse.

Anneliese Triller

TABVLA GEOGRAPHICA EPISCOPATVM WARMIENSSEM IN PRVSSIA EXHIBENS,
 HEILSBERG, solita habitatio Episcopalis, longitudinem 38. graduum, et 16. minutorum ab insula Ferro nunciat.



Hæc Tabula Geographica jussu et
 sub auspicijs Celsi Principis Episcopi War-
 miensis summa cum diligentia et accurate
 manuum auxiliatrice prebentibus, et à Celsi Principe ad id
 incuclatis omnibus ejusdem Episcopatus Ecclesiasticis, Ar-
 cum Prefectis, et Civitatum Magistratibus. Spes abit Au-
 thorem, laborem hunc difficillimum Eruditorum Orbi se se
 commendaturum esse

Elbingæ MDCC. IV.



CHRISTISSIMO AC REVEREN-
 DISSIMO S. ROM. IMP. PRINCIPI DOMINO IN
 A. R. A. N. O. S. T. A. N. I. S. S. I. A. O. AN. GRABOVO GRABOVSKI
 Episcopo Warmiensi et Sambien. Terrarum Prussiae Præsi-
 dente nec non
 IN EXYTO ECCLESIA CATHEDRALIS WARMIENSIS



HOCKERLANDIA

CAELISSIMO AC REVEREN-
DISSIMO S. ROM. IMP. PRINCIPI DOMINO IN
ARCHIEPISCOPO AN. GRABOVO GRABOVENSIS
EPISCOPO Warmieni et Sambieni Terrarum Prussiae Praeside
nec non
IN EXITO ECCLESIAE CATHEDRAE WARMIENSIS
CAPITVIO. Tabulam hanc Geographicam,
pro decet, humillimo et obsequio cultu
D D D
Ioannes Fredericus Endersch
Mathematicus Regius

Milliar Germanic. comun. quor. 15 1/2 Grad.
eius Meile Zweig. III.

Meridies 38

Occidens

Oriens

10

10

34

34

50

50

40

40

10 20 30 40 50 60 70 80 90